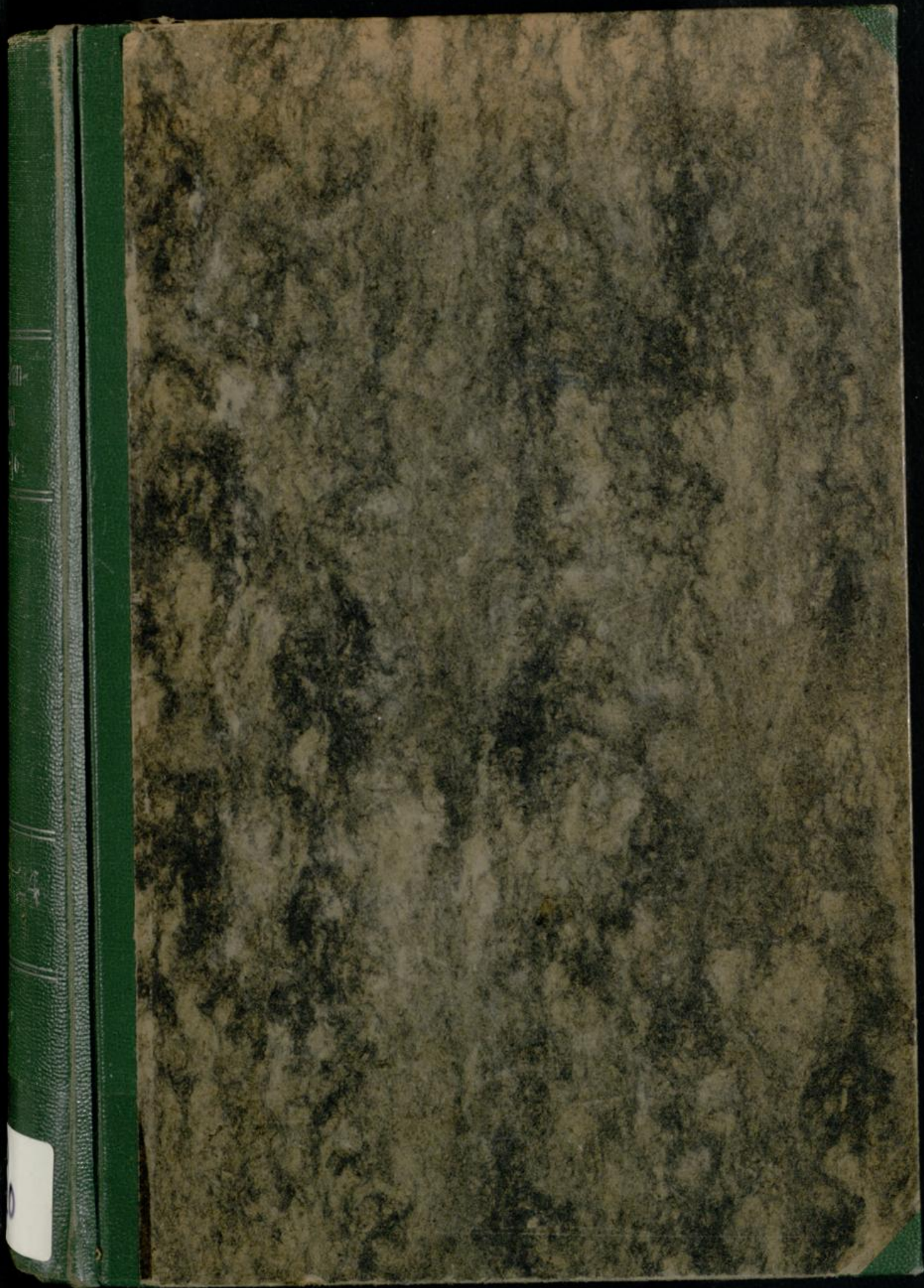


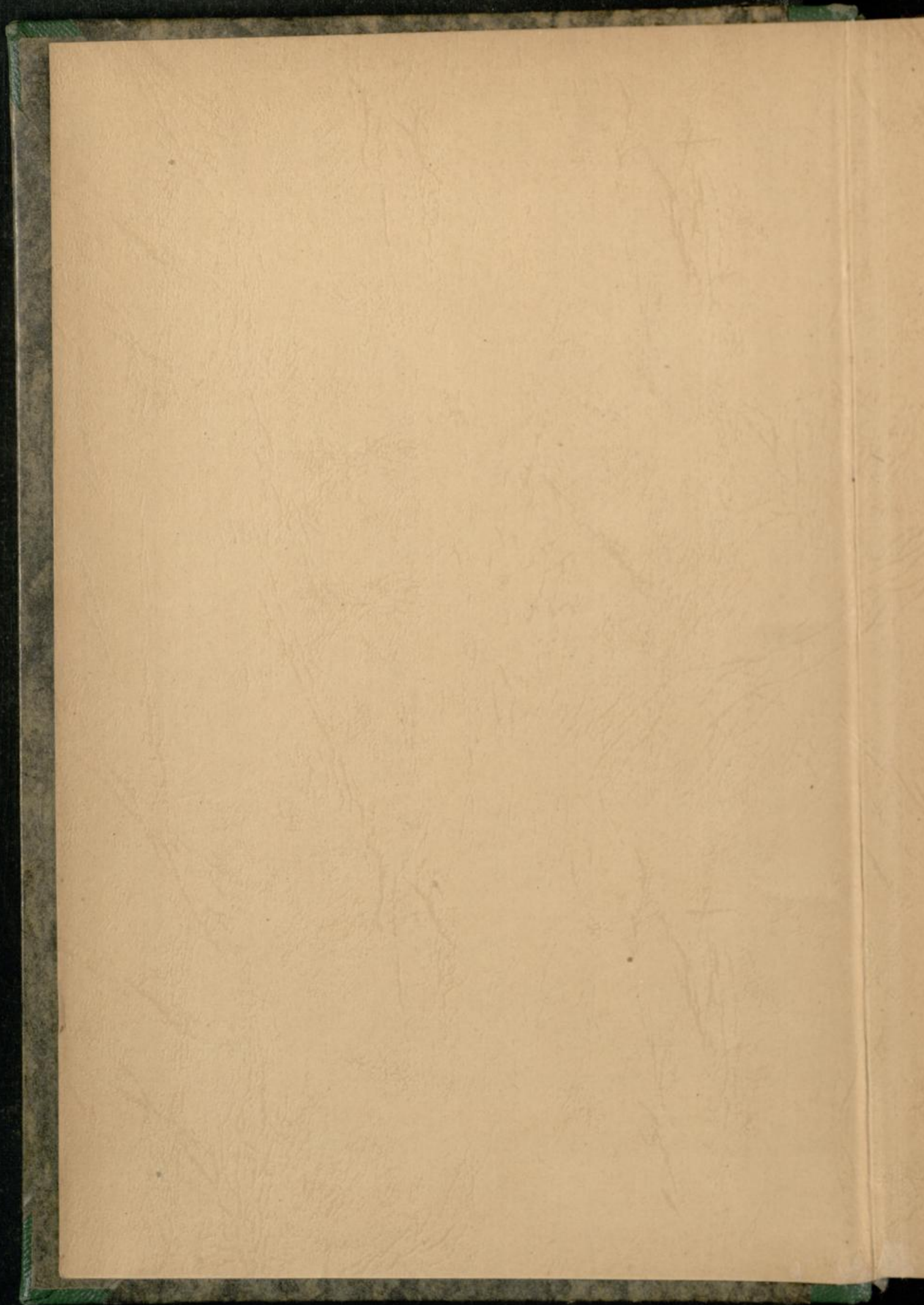
Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde und Heimatschutz in der Mark Brandenburg, Berlin 1914

22 (1.1.2019)



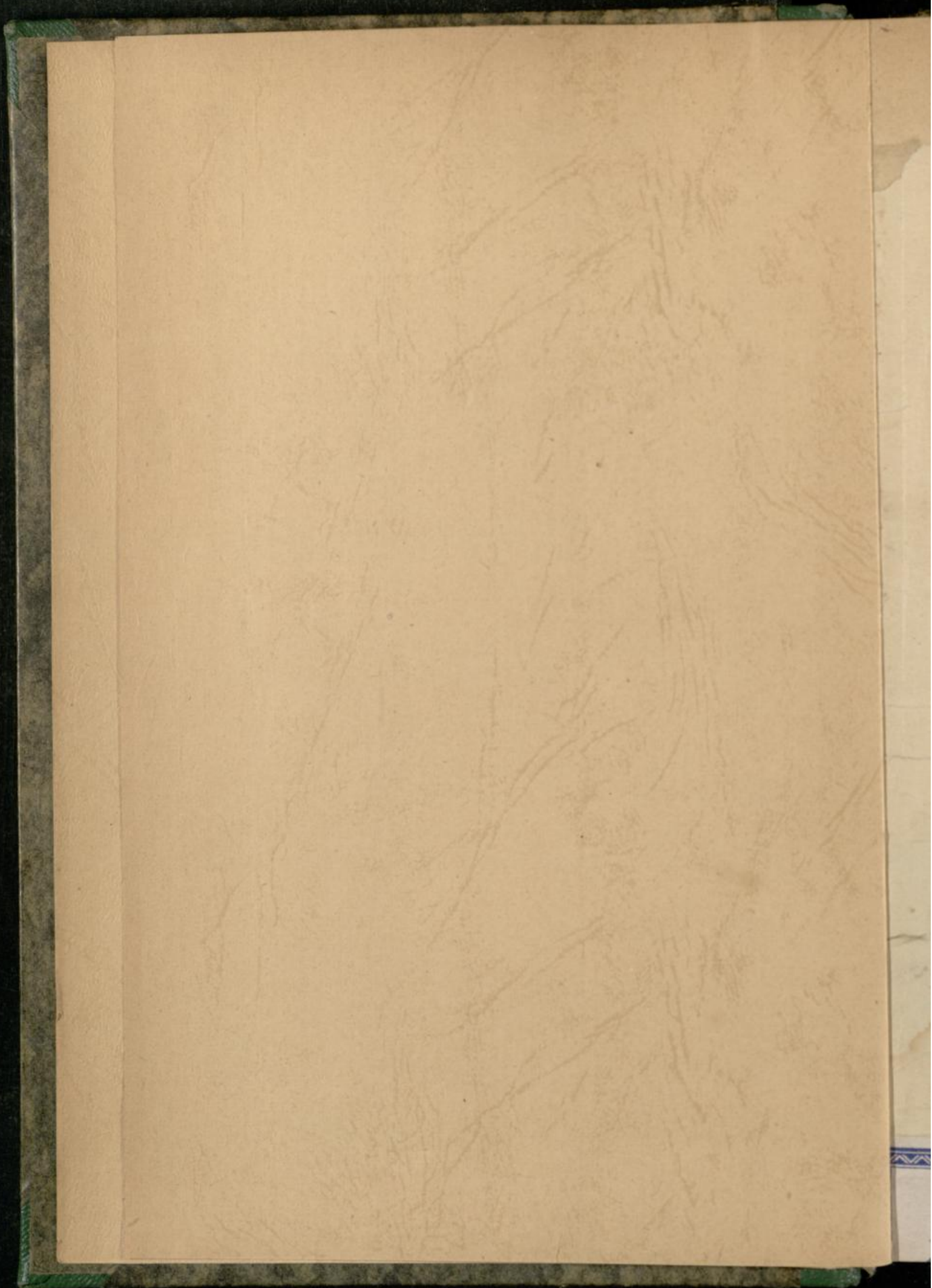


very light soil.

Fig. 21: 170 ft.

Coler's 1497.

23: 161 ft.



„Brandenburgia“.

MONATSBLATT

DER

GESELLSCHAFT FÜR HEIMATKUNDE

DER

PROVINZ BRANDENBURG

ZU

BERLIN.

Unter Mitwirkung des Märkischen Provinzial-Museums

herausgegeben

vom

Gesellschafts-Vorstande.

XXII. Jahrgang.

*Landesgeschichtliche
Vereinigung für die
Mark Brandenburg*

Berlin 1914.

in P. Stankiewicz' Buchdruckerei, G. m. b. H.,
Bernburger Straße 14.

8 26

-/ 1914

„Brandenburg“

MONATSBLATT

GESELLSCHAFT FÜR HEIMATKUNDE

PROVINZ BRANDENBURG

BERLIN

Unter Mitwirkung der Königl. Provinzial-Statistik

herausgegeben

Gesellschafts-Nr. 101



Handwritten text:
Stark Brandenburg
Zeitung für die
Landeskunde

Berlin 1914

Druck und Verlag von F. Stankiewicz Buchdruckerei, 4 m. 6 n.
Hardenbergstr. 14

Alt-Berlinische Erinnerungen

von Julius Rößler.

Als geborener Berliner kann Verfasser 60 Jahre zurückdenken, und wenn in einsamen Stunden die Gedanken zurückschweifen in die eigene Jugendzeit, dann müssen wir nachdenklich sprechen: „Was hat doch ein halbes Jahrhundert aus der Stadt Berlin gemacht!“ In der Schule wurde uns bei der Heimatkunde gelehrt: Berlin hat 400 000 Einwohner!

Verfasser ist geboren Dorotheenstr. 88, Ecke der Friedrichstr., also in der Nähe der Kranzler-Ecke Unter den Linden, deren Kreuzungspunkt mit der Friedrichstr. schon von jeher der Brennpunkt des gesellschaftlichen Straßenlebens und des internationalen Fremdenverkehrs von Berlin war. Freilich, die Kranzler-Ecke mit der altbekannten Konditorei daselbst ist im Laufe der großstädtischen Entwicklung überflügelt worden — an Raum und Massenverkehr — durch die modernen Cafés Bauer und Victoria an den gegenüberliegenden Ecken; aber es gab früher eine Zeit, wo der wohlhabende Fremde bei Kranzler Eis gespeist haben mußte, sonst wäre der Besuch und die Kenntnis von Berlin nicht vollständig gewesen. Allerdings war dies zu einer Zeit, wo das Speiseeis noch eine besondere Leckerei war und noch nicht an den Straßenecken feilgeboten wurde. Heute dagegen will man uns in der Fremde die Eigenschaft eines Berliners absprechen, wenn wir sagen, daß wir noch niemals im Café Bauer gewesen seien, und man will es gar nicht glauben, daß von 1000 Berlinern noch kaum einer in der pekuniären Lage sei, ähnliche Lokale wie Café Bauer besuchen zu können.

Um die Mitte der 40er Jahre des vorigen Jahrhunderts war noch die Alte Jakobstraße im Südosten der Stadt die äußerste bebaute Straße, und von da an dehnte sich eine weite freie Fläche aus bis zu der Stadtmauer, die im Zuge der heutigen Gitschiner und Skalitzer Straße stand. Mitten durch diese freien Flächen zog sich nur die heutige Dresdener Straße hin, die ehemalige alte Heerstraße nach der Lausitz

und Schlesien. Die Straße war nur teilweise bebaut mit kleinen, alten Häusern; in ihnen wohnten Gärtner und Ackerbürger, von denen das weite Feld innerhalb der Stadtmauer mit Gemüse und Getreide bebaut wurde. Der „alte Fritz“ hatte die Stadtmauer in so weitem Bogen erbauen lassen. Ein Menschenalter nach dem Jahre 1848 hatte genügt, um die Gärtnereien und Getreidefelder mit einem Häusermeer zu überbauen; dem gesteigerten Verkehr mußte die hindernde Stadtmauer weichen, und breite Promenaden zeugen von ihrem ehemaligen Lauf. Ein zweites Menschenalter hat aber die innere und äußere Luisenstadt wiederum ganz verändert und hat daraus den Berliner Messebezirk für Galanterie- und Bronzewaren, Kunstgewerbe und Keramik gemacht; der ehrenwerte Stand der Ackerbürger ist in Berlin aber ganz ausgestorben.

Nach Westen hin mußte man in meiner Jugendzeit über eine halbe Stunde laufen, um Schöneberg und Charlottenburg zu erreichen. Jenes war ein wirkliches Dorf mit Dorfaue und Spritzenhaus, dieses war eine kleine Acker- und Gartenstadt — im Volksmunde Schlorrendorf genannt — wo die wohlhabenden Berliner Sommerwohnung nahmen; beide Orte aber versorgten die Berliner mit Milch. Die Frauen und Mädchen von dort kamen mit kleinen Handwagen oder mit einem Hundegespann früh morgens in die Stadt, um von einem Kunden zum andern zu fahren, und sie nahmen zugleich den Küchenabfall mit zur Fütterung für das Vieh. Diese Milchmädchen mit ihren dreieckigen Kopftüchern waren damals in Berlin typische Straßenfiguren, und in einer Posse: „Das Milchmädchen von Schöneberg“ kam die Soubrette mit einem Hundegespann auf die Bühne gefahren, um schließlich einen reichen Mann zu bekommen. Aber nach einem Menschenalter, da brachten die Mädchen von Schöneberg keine Milch mehr nach Berlin, denn sie waren inzwischen zu Töchtern von Millionären geworden, und sie spielten nun Klavier. Die Potsdamer Eisenbahn und Bauspekulanten hatten mit den Jahren den Bauern von Schöneberg das Ackerland zu horrenden Preisen abgekauft. Ein Handwerksgeselle hatte einst im übermütigen Scherz eine kleine Scholle Land ganz billig gekauft, weil bei einer Teilung niemand diese haben wollte. Als später die Potsdamer Bahn erweitert werden sollte, mußte man dies kleine Stückchen Land absolut haben und es wurde dem glücklichen Besitzer bei dem Verkauf sozusagen mit Talerstücken geplastert. Zwei Brüder hatten das väterliche Bauerngut zu Geld gemacht. Sie hatten den großen Haufen Geld auf den Tisch geschüttet, das Abzählen zur gleichmäßigen Teilung erschien ihnen aber zu langweilig. Sie nahmen daher noch einmal das väterliche Scheffelstreichholz zur Hand und teilten damit das Geld in zwei Teile, denn bei den Hunderttausenden kam es nicht darauf an, ob ein Bruder 100 Taler mehr bekam, als wie der andere! — Und wieder ein Menschenalter später, da ist Schöneberg zur Stadt geworden mit gotischem Rathaus

und Ratskeller. Charlottenburg hat aber nach den letzten Volkszählungen die größte, prozentuale Vermehrung der Einwohnerzahl gehabt, und wenn man heute nach dem Westen am Nollendorf- und Viktoria-Luise-Platz kommt, dann weiß man nicht mehr, wo die Grenzen von Berlin, Schöneberg und Charlottenburg anfangen oder aufhören.

Im Süden der Stadt war die ehemalige Tempelhofer Chaussee, die jetzige Bellealliancestraße, nur bis zur Teltowerstraße bebaut und an Stelle der Kaserne der 1. Garde-Dräger lag die Pferdekoppel und Weide der Tempelhofer Bauern. Wie sich aber die Begriffe über Entfernungen auch mit den Zeiten, Umständen und Verkehrsmitteln ändern, zeigen folgende Beispiele: Als Tivoli, ein für damalige Zeiten großartiges Vergnügungsort mit Rutschbahn usw. auf dem Kreuzberge entstanden war, da wollten die Droschkenkutscher nicht für den einfachen Preis von 5 Sgr. hinausfahren, weil dies eine Tour über Land sei! — Ein alter, etwas umständlicher Herr sagte zuweilen zu Leuten, die ihn am Vormittag besuchen wollten: „Ja, mein Verehrtester, es tut mir leid, aber ich habe jetzt wirklich keine Zeit mehr übrig, denn ich will heute noch verreisen!“ Die Reise des alten Herrn bestand darin, daß er am Nachmittag mit einem Mietswagen nach Tempelhof fuhr, um dort Kaffee zu trinken! Kreideweiß war damals in Tempelhof das einzige Restaurant, wo man einkehren konnte, und dergleichen Lokale wurden „Tabagien“ genannt.

Bekannte Straßenfiguren waren vor 50–60 Jahren die Bücklingsfrauen, die Neunaugenmänner und die Aalmarieken, Fischkonserven gab es damals überhaupt noch nicht, und die Materialwaren-Händler hielten nur den sauren Hering feil als notwendiges Katermittel für junge und alte Trinker. Die geräucherten Fischwaren konnten des schwierigen Landtransportes wegen nur in den kälteren Monaten von der Ostsee gebracht werden, denn eine Eisenbahnverbindung war in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts nach Norden hin nur bis Stettin vorhanden. Abends zogen die Bücklingsfrauen durch die Straßen; sie hatten einen flachen Henkelkorb mit ihrer Ware am Arm und riefen mit weithin gellender Stimme: Bicklinga, Bicklinga! In der Neunaugen-Saison kamen Männer aus der Odergegend; sie trugen ihre marinierten Fische in Holzfäßchen herum und riefen dabei: Neinoogen, Neinoogen, worauf die Straßenjungen mit einem drastischen Reim antworteten, der aber nicht druckfähig ist. Im Herbst kamen uralte Fischerfrauen vom Ostseestrande mit Spickaalen nach Berlin. Sie kutschten meist selbst ihr Gespann; der Wagen war mit einem rostfarbenen Plan von einem Gewebe überspannt, das heute noch die Ostseefischer zu den Segeln ihrer Fangboote verwenden. Am Nachmittage und Abend hielten die Aalmarieken mit ihren Wagen in der Krausenstraße, am Dönhofs-Platz oder in der Klosterstraße vor dem Lagerhause. Es war bekannt, daß sie viel vorschlugen; sie forderten für einen Mittel-Aal 1 Taler! Unser Vater sagte dann:

„Na, Schwiegermutter, Sie wollen wohl heute mit mir scherzen? Ich werde Ihnen acht Gute Groschen (gleich 1 Mark) geben!“ Hierauf kam die Antwort: „Na, denn loop er man immer to Hus bi Muttern, und lat er sick man de Aaltähne uttrecken!“ In dieser gemütlichen Weise ging der Handel weiter, bis der Aal für 10 Gute Groschen oder höchstens 15 Silbergroschen erstanden war. Mit dem Ausbau der Eisenbahnen in den 50er Jahren verschwanden die Bücklingsfrauen und Aalmarieken, und die Verproviantierung Berlins gestaltete sich um zu dem jetzigen Großhandel mit frischen Seefischen. Die Flußfische sind aber trotzdem nicht billiger geworden, sondern viel, viel teurer.

In unserer Jugend kostete ein Schock mittelgroßer Krebse etwa 10 Sgr. und ein Quantum lebender Hechte für circa 15 Sgr. war ausreichend zum Mittagessen in einem Hausstand von 7 Personen.

Ständige Straßenfiguren waren ferner die Wasserträger, die den Hausfrauen das Spreewasser zur großen Wäsche in die Küche brachten, weil das harte Wasser der Hausbrunnen für die Wäsche, die jeder Haushalt noch selbst besorgte, nicht geeignet war. Köpenick hatte damals sein gutes Herz noch nicht entdeckt, mit dem es den heutigen Berliner Hausfrauen die beschwerliche Arbeit der Wäsche abnimmt. Die Wasserträger hatten auf einem Handwagen eine große Wassertonne und zwei kleine Tonnen mit Handgriffen, worin den Hausfrauen das Wasser zugebracht wurde und mit einem Silbergroschen pro Tonne bezahlt werden mußte. Als im Laufe der 50er Jahre die Wasserleitung sich über den größten Teil der Stadt ausdehnte, da hatten die Hausfrauen weiches Wasser in den Küchen; das Geschäft des Wassertragens lohnte nicht mehr, und auch dieser Erwerbszweig ging allmählich ein.

An verschiedenen Stellen des Spreeuferes waren damals am Bollwerk Brunnenrohre eingesenkt, aus denen die Wasserträger ihre Tonnen füllten, und ebenso holten sich die Weißbierbrauer das Wasser zu ihrem Gebräu namentlich aus einem Brunnenrohr, das unterhalb der Jungfernbrücke in der Spree stand. Eine kurze Strecke oberhalb dieser Stelle liegt die Gertraudtenbrücke, und unter dieser Brücke befand sich vor ihrem massiven Neubau in der weit zurückliegenden kanalisationslosen Zeit eine Stätte intimer Andacht. Die Berliner Fama raunte damals von einem Braugeheimnis, demzufolge gerade das Wasser dieses Spreebrunnens zu einer guten, schäumenden Weiße nötig sei! Der Brunnen an der Jungfernbrücke mußte auch eines Tages das Zeitliche segnen, und daher wurde vermutlich die alte Berliner Weiße von dem Bayerischen Bier überflügelt.

Bis zum Jahre 1848 durfte in Berlin auf der Straße nicht geraucht werden, und daher standen vor den belebten Stadttoren „fliegende Zigarrenhändler“. Sie hatten in einem Holzkasten Zigarren, eine kleine Lampe nebst Fidibus, und priesen ihre Ware an mit dem Rufe: „Zigaro,

mit avec die feu!“ (du feu). Der befreiende Märzsturm des Jahres 1848 fegte auch das Rauchverbot hinweg, und als nun die Zigarrenläden wie Pilze aus der Erde schossen, da hatte das letzte Stündlein der fliegenden Zigarrenhändler geschlagen.

Als nach dem Jahre 1848 die Reaktion und das stramme Regiment Hinckeldey in Berlin herrschten, erschien eines Tages plötzlich ein Polizeidekret, wonach vom nächsten Sonntag an alle Verkaufsläden nur bis vormittags 9 Uhr — um welche Zeit damals die Hauptgottesdienste begannen — geöffnet sein sollten. Durch diesen Erlaß eines Hochmächtigen wurde aber durch die Praxis eines kleinen Mannes ein großes Loch gestoßen. Zu jener Zeit wohnte an der Wall- und Grünstraße-Ecke in einem ganz primitiven Laden von nur 10 Fuß im Quadrat ein kleiner Kuchenbäcker, welcher dadurch in Berlin bekannt war, daß er als seine besondere Spezialität ganz kleine Vanillenbretzeln (die heutigen sog. Gnadauer) 24 Stück für 1 Sgr. fertigte. Als dieser Kuchenbäcker nun an dem fraglichen Sonntage absolut kein Geschäft gemacht hatte, erschien er am Montag Morgen mit seinen 7 Kindern an der Hand auf dem Polizeipräsidium und sagte: „Meine Herren! Wenn des Sonntags Nachmittag ein großer Menschenstrom durch die Wallstraße nach dem Potsdamer Tore zu in das Freie zieht, dann mache ich mein Hauptgeschäft und verdiene mehr als in den 6 Wochentagen zusammen. Am gestrigen Sonntage habe ich aber wegen des ganz bürokratischen Polizeidekrets nichts eingenommen. Wollen Sie mich nun gefälligst während der nächsten Woche mit meinen 7 Kindern erhalten?“ Diese drastische Beweisführung hat damals sicherlich viel dazu beigetragen, daß am nächsten Sonntage die Verkaufsläden außer der Kirchenzeit wieder geöffnet sein durften. Man sieht, alles ist schon dagewesen.

Bis in die 20er Jahre vorigen Jahrhunderts wurde nach Gute Groschen gerechnet, von denen 24 Stück auf einen Taler gingen, und dann wurden die Silbergroschen geprägt, 30 Stück auf einen Taler. Die alten Leute rechneten aber noch lange Zeit nach Gute Groschen, man sagte 2 oder 4 Gute kostete die Ware, und wenn man etwas bezweifeln wollte, dann wurde die Redensart gebraucht: „Aber ich bitte Sie um 1000 Achtgroschenstücke, diese Sache kann doch nicht stimmen“. Ein volkstümlicher Gruß ist selbst heute noch: „Prost Neujahr, acht Groschen her!“ Dieses Festhalten an altgewohnten Gebräuchen zeigt sich auch heute noch. Ein Menschenalter ist schon vergangen seit der Einführung des Dezimalsystems mit Kilo, Liter, Mark, aber es wird noch eine zweite Generation von Menschen absterben müssen, ehe das Reden von $\frac{1}{4}$ -Pfundern, Scheffeln und Ellen aufhört, oder ehe das Reden von Sechsern, Groschen und Talern verschwindet.

Bis um die Mitte der 40er Jahre des vorigen Jahrhunderts waren die Bürgersteige nur in den Hauptstraßen mit Granitplatten belegt.

Mosaikpflaster kannte man überhaupt noch nicht, und die Nebenstraßen waren mit faustgroßen Granitsteinen gepflastert, auf denen man recht unsicher und beschwerlich einherschritt. Der Grundwasserstand war vor Einrichtung der Kanalisation viel höher, so daß im Frühjahr bei hohem Wasserstande der Spree, die meisten Keller, und im Jahre 1830 sogar der Belle-Alliance-Platz unter Wasser standen. Diese Umstände ließen in jenen Zeiten das kalte Fieber in Berlin grassieren, das jetzt fast ganz verschwunden ist. Die Feuchtigkeit des Erdbodens bewirkte es, daß in den wenig belebten Straßen zwischen den Pflastersteinen der Bürgersteige eine niedrige Grasart lustig wucherte. Auf dieser Tatsache beruht der Ausspruch Wrangels, der im Jahre 1848, bei seiner Ernennung zum Oberbefehlshaber der Truppen in den Marken, bei einer Parade sagte: „Wie traurig sehe ich Berlin wieder! — In den Straßen wächst Gras, die Häuser sind verödet“. Der General wähte, Berlin müsse zu Grunde gehen, weil keine Gardetruppen in der Stadt waren, und mancher möchte selbst heute noch das Jahr 1848 aus der Geschichte Berlins streichen, trotzdem es nicht zu leugnen ist, daß mit dem Tage des 18. März der Aufschwung und der Siegeslauf begonnen hat, der Berlin zu seiner Höhe als Weltstadt führte.

Bis zum Jahre 1870 konnte man die Dorotheenstadt als quartier latin bezeichnen, und das alte, wuchtige Turmgebäude der ehemaligen Sternwarte in der Dorotheenstraße 97 war das weithin sichtbare Wahrzeichen des Stadtteiles. In seinen alten Häusern, die ihren Ursprung meist auf die Entstehung der Dorotheenstadt zurückführten, wohnten die Studenten „möbliert“, und in den Akademischen Bierhallen am Kastanienwäldchen fanden die Jünger der alma mater ihre leibliche Atzung des Mittags für 5 Silbergroschen, wenn die Mittel knapp zugemessen waren. Nach dem französischen Kriege aber, als der Milliardenstrom über Deutschland hereinflutete, da wuchsen statt des Grases — die Stadtbahn, die neuen königlichen Lehrinstitute, die Bankpaläste und die riesenhaften Hotels wie Pilze aus der Erde heraus; sie verdrängten die alten Wohnhäuser samt ihren „möblierten Herren“, und die Studenten zerstreuten sich über die ganze Stadt. Das Aussehen und das Straßenleben des Stadtteils änderte sich von Grund auf, und das Kirchspiel der Neustädtischen Kirche verlor fast die Hälfte seiner Mitglieder. Meine Eltern betrieben in dem Hause Dorotheenstraße 88, Ecke der Friedrichstraße, eine damals in Berlin bekannte Mehl- und Vorkosthandlung, die durch mehr denn 2 Menschenalter bestanden hat. Das Geschäft nährte seinen Mann; wenn aber heute jemand auf die Idee käme, an jener Ecke eine Mehlhandlung betreiben zu wollen, dann könnte er — ganz abgesehen von der horrenden Miete — nicht bestehen, weil in den großen Hotels, in den Staatsgebäuden und Bankpalästen nicht Leute wohnen, die 1 Pfund Mehl, $\frac{1}{4}$ Metze Vogelfutter oder für

1 Silbergroschen Wäscheblau holen. Der gewaltige Menschenstrom von Fremden, der heute durch die Friedrichstraße flutet, hat ganz andere Interessen; er hastet nach dem Stadtbahnhof, und in den Räumen der ehemaligen Mehlhandlung betrachten die Herren englische Modeartikel und die Damen funkelnde Brillanten. Der erwähnte Mehlladen war seinerzeit erleuchtet mit einer Gasflamme (ein sog. Rundbrenner mit 8 Löchern); die Flamme durfte nur bis abends 10 Uhr brennen, und dafür mußte jährlich die Summe von 67 Mark bezahlt werden, ehe die Gasmesser eingeführt wurden. Dreißig Jahre später war in dem entsprechenden Eckladen ein Zigarrengeschäft, und dieses wurde erleuchtet mit 16 Gasflammen für jährlich ca. 1200 Mark. Heute brennen in dem Herren-Garderobengeschäft 70 elektrische Glühlampen, und 15 Bogenlampen erleuchten die großen Schaufenster mit einem Kostenaufwande von über 4000 Mark. Mein Vater benutzte zu seiner Mehlhandlung das ganze Parterre des Hauses mit Laden, Wohnung, Remise, Stallung, und diese Räume waren zu einem Mietswert von 600 Mark abgeschätzt; heute dagegen bringt nach wiederholtem Umbau des Hauses derselbe Quadratraum in Gestalt von 2 Läden und 2 Zimmern über 20 000 Mark Miete!

Von wannen all' diese großen Veränderungen kamen, haben wir oben schon angedeutet. Wie ein schöner, warmer Sommertag war einmal der 18te März heraufgezogen! Tausende von Berlinern aus allen Ständen waren mittags auf dem Schloßplatz versammelt, welche die große, kaum glaubliche Mähr persönlich hören wollten, daß eine Konstitution und alle Forderungen des vorwärts drängenden Volksgeistes von dem Könige bewilligt seien. — Da zuckte in den sonnigen, politischen Himmel Blitzstrahlen, in Gestalt zweier Gewehrschüsse! — Die Nachricht von diesem unglückseligen und — nicht ganz aufgeklärten — Zwischenfall gelangte zwischen zwei und drei Uhr in die Dorotheenstraße durch eine Schar Studenten, die von der Universität hergelaufen kamen. Mit dem Rufe: „Verrat, Verrat! Man hat auf die Bürger geschossen! Waffen, zu den Waffen!“ stürmte die Schar weiter nach der Ballot'schen Turnanstalt in der Dorotheenstraße, um sich der daselbst befindlichen Schläger und Waffen zu bemächtigen. Eine Stunde später wurde eine Barrikade zwischen den Eckhäusern Nr. 87 und 88 erbaut, welche die Friedrichstraße nach den „Linden“ hin abschließen sollte. Ich betrachtete die emsige Arbeit der Leute aus der Nachbarschaft an diesem Bauwerk von Fässern, Brettern, Handwagen, Möbeln und Steinen mit jugendlicher Neugier und mit Staunen, denn als Schulknabe besaß ich noch kein Verständnis von den tiefliegenden Ursachen, die den erwachten Volksgeist mit elementarer Gewalt sich erheben ließen gegen veraltete Staats- und Lebensformen.

Zu jener Zeit stand auf dem Turm der ehemaligen Sternwarte noch ein optischer Telegraph. Dieser war konstruiert nach Art der jetzigen

Eisenbahn-Flügeltelegraphen, hatte aber sechs Flügel, von denen jeder in drei verschiedenen Lagen, rechtwinkelig und spitzwinklig, nach aufwärts und abwärts durch Drahtzüge eingestellt werden konnte. Diese verschiedenen Stellungen der sechs Flügel bedeuteten bestimmte Worte oder Sätze nach der Art der jetzigen Flaggensignale bei der Seeschiffahrt. Die Richtung des Telegraphen ging mit Zwischenstationen nach Potsdam und dann weiter nach der Rheinprovinz.*) Naturgemäß konnte ein solcher Telegraph nur bei klarer Luft Dienste leisten. Der Telegraph, der am 18. März in steter Tätigkeit war, hatte schon am Vormittag fortwährend seine Flügelarme gleichsam wie verzweifelnd über dem Kopf zusammengeschlagen; am Nachmittag wurde er von den Verteidigern der Barrikade außer Tätigkeit gesetzt, damit die Regierung von Potsdam keine Hilfstruppen herbeirufen konnte, denn bei dem klaren, sommerlichen Wetter an diesem Tage wäre dies leicht möglich gewesen. Das große Fernrohr, das zur Beobachtung der nächsten Station diente, brachten einige Männer nach dem Eckhause Dorotheenstraße 87, wo es aus einem Bodenfenster gesteckt wurde und nun wie ein Kanonenrohr aussah. Das Volk handelte also noch mitten in der Vorbereitung zum Kampfe mit Humor und optischer Täuschung, aber damit war die Barrikade doch nicht zu halten. Nachdem den Verteidigern die Munition ausgegangen war, wurde die Barrikade in der Nacht von dem Militär besetzt und dann auch noch beseitigt.

Nach Einführung der elektrischen Telegraphie im Anfange der 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts wurde der optische Telegraph ausgeschaltet und nun ist im vergangenen Sommer nach dem Abbruch des altersgrauen, wuchtigen Turmes wieder ein Wahrzeichen von Alt-Berlin dahingesunken.

Ich stand vor kurzer Zeit noch einmal auf dem ehemaligen Reitplatz der Gardes du Corps-Kaserne inmitten des dem Untergange geweihten Akademie-Viertels. Dieser Reitplatz war in meiner Jugendzeit oftmals ein Spielplatz für mich und meine Kameraden gewesen, nun aber hämmerte rings umher die zerstörende Spitzhacke an den vertrauten, alten Gebäuden, und der Spaten grub die Gruben für neue Fundamente! Die Gedanken wanderten 60 Jahre zurück und ein wehmütiges Gefühl beschlich den alten Mann. Aber ich tröste mich mit dem Dichterwort:

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen!“

Noch einen Blick — dann schritt ich fürbaß, und Unter den Linden sah ich — die neuen Bänke!

*) Das Modell der damaligen Telegraphen-Station in Ehrenbreitstein ist im hiesigen Postmuseum zu sehen. Mit den 6 Flügeln des Telegraphen ließen sich über 4000 Signale geben.

(Ein Teil dieser Erinnerungen, welche Herr J. Rößler für die Brandenburgia 1902 niedergeschrieben, ist bereits durch die Volkszeitung in den Dezember-Nummern 1903 veröffentlicht worden. Die jetzige Veröffentlichung ist aus bestimmten Gründen zehn Jahre lang verschoben worden. E. F.)

Zur Geschichte der Ziegelstrasse in Berlin.

Von Ernst Friedel.

I.

Die Ziegelstraße, eine Querstraße der großen Friedrichstraße, ist bis heutigen Tages keine bedeutende Verkehrsader und kann es auch wohl kaum jemals werden; dennoch spiegelt sich in ihrer Geschichte ein Teil der Entwicklung unserer Reichshauptstadt ab, insbesondere hat sie lange Zeit hindurch in der Entwicklung der Ziegelindustrie eine führende Rolle für Berlin gespielt.

Nachdem im 15. Jahrhundert die landesfürstliche Gewalt, unter Zurückdrängung der auf die Spitze getriebenen bürgerlichen Stadtherrschaft, mehr und mehr zur Geltung gekommen, lag es im Interesse des Kurfürsten, in der Stadt und nahe vor deren Toren einige Bauten aufzuführen und diese mit höfischen Beamten und deren Anhang zu besetzen. So entstanden die Burglehen, die Kurfürst Friedrich II., nachdem er 1451 das neuerbaute Schloß zu Kölln a. d. Spree bezogen, in der Nachbarschaft desselben stiftete, der alte Hof am Mühlendamm, das Hohe Haus (jetzige Lagerhaus an der Klosterstraße), sowie andere Häuser in der Heiligengeist-, Königs- und Poststraße, Schloßfreiheit usw. Dazu kommen insbesondere seit der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts, als die Kurfürsten längst keine Hilfe mehr gegen die unruhigen Berliner und Köllner benötigten, insbesondere in der Spandauer Vorstadt und in der Dorotheenstadt die sogen. Freihäuser*), d. h. Grundstücke auf landesherrlichem Gebiet, die von der städtischen Einquartierungslast, sowie von Grundsteuer befreit waren.

*) Eine recht gute Darstellung gewährt der Aufsatz „Burglehen und Freihäuser“ von E. v. Siefert in Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins 1912, S. 132 folgd. Mit den Freihäusern, alles verputzte Ziegelbauten, früher über 500, hat die Bautätigkeit zumal in den letzten zehn Jahren gründlich aufgeräumt. An dem Häuschen Oranienburger Str. 80, der Kgl. Hofkammer gehörig, das sich unmittelbar an Schloß Monbijou anlehnt, fand ich kürzlich noch über dem Haupteingang die Bezeichnung „Freihaus“. Aus dem 18. Jahrh. stammend, ist auch dieses ein Ziegelbau mit Abputz.

Bei dem Bau von vielen dieser Häuser spielte unsere Ziegelstraße, wie wir gleich sehen werden, eine wichtige Rolle. Selbst viele Berliner, verleitet durch die große Länge der Friedrichstraße, glauben, daß die Ziegelstraße zur Friedrichstadt gehöre; sie ist aber von dieser durch die Dorotheenstadt getrennt und zählt noch jetzt kommunalpolitisch zur Spandauer Vorstadt oder zum Spandauer Viertel. Schon zu Ende des 16. Jahrhunderts war nach Friedrich Nicolai vor dem Spandauer Tore an der Spree ein kurfürstlicher Garten (wo jetzt Monbijou liegt), und es führte von dort ein einfacher Landweg nach dem späteren nördlichsten Ende der Friedrichstraße und der Spreebrücke, die Dorotheenstadt —, demnächst Weidendammer Brücke, genannt wurde. Beinahe der ganze Teil der Spandauer Vorstadt längs der Spree war Acker, gehörig zu dem daselbst 1670 angelegten Vorwerke der Kurfürstin Dorothea, die eine leidenschaftliche Hausgründerin war und den Ziegeleien viel Beschäftigung gewährt hat. Ebenso verhielt es sich mit der diesen Spuren folgenden Kurfürstin und nachmaligen Königin Sophie Charlotte, die jenen Acker in verschiedene Hausstellen einteilte und sie alsdann verschenkte, gemäß dem von ihrem Gemahl unterm 26. August 1691 erhaltenen Konsens gegen einen jährlichen Grundzins, den aber die Besitzer nachmals durch ein unter sich aufgebracht Kapital abgelöst haben. 1691 verschenkte sie diejenigen Teile des Ackers, worauf die Grundstücke in der Kalkscheunenstraße nach der Spree zu und zwischen der Kalkscheunen- und Kirchhofstraße (später Ziegelstraße genannt) liegen. 1697 war von dieser Vorstadt noch nichts als die Kirchgasse und große Hamburger Straße nebst etwa 4 Häusern in der jetzigen Oranienburger Straße vorhanden. 1698 verschenkte die Kurfürstin die übrigen Teile ihres Ackers, nämlich die in der Oranienburger Straße und in der Flathows-Gasse. Letztere Straße, zwischen der Artillerie- und Mombijou-Straße belegen, also sich vor dem hinteren Garten von Schloß Monbijou tot laufend, hatte ihren Namen von dem in der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts verstorbenen Hofrat Flathow, der einen Garten dort besaß. Diese Flathows-Gasse ist enger als die eigentliche Ziegelstraße und weicht von ihr in schiefer Richtung ab. Die eigentliche Ziegelstraße (vergl. Hermann Vogt: Die Straßen-Namen Berlins, 1885, S. 103) hieß ursprünglich „Gasse am Garten nach der Ziegelscheune“, später „Große Kalkscheunen-Gasse“. Die gemeinsame Bezeichnung für diese Straße und Flothows-Gasse als „Ziegelstraße wurde durch das Königl. Polizeipräsidium am 12. Mai 1873 bekannt gemacht. Bei Nicolai (1786) gehen die Namen Kalkscheunen- oder Ziegelstraße noch nebeneinander. S. 44 seiner berühmten Beschreibung Berlins läßt er sich wie folgt aus: „Die Kalkscheunen- oder Ziegelstraße geht aus der Wassergasse rechter Hand bis in die Damm- oder Friedrichstraße. Hier ist: Eine Königl. Kalkbrennerei links nach der Spree und das Seitengebäude

der Kasarmen des zweiten Regiments Artillerie.“ Noch in Betracht zu ziehen wäre die seit 24. Juni 1835 so benannte Johannisstraße, früher Kirchhofstraße, von der Nicolai S. 79 sagt: „Die Kirchhofstraße geht gleichfalls aus der Wassergasse rechter Hand bis an die Friedrichstraße.“ — Die Kalkscheunenquergasse führt hinter dem Kasarmen quer von der Kalkscheunen- zur Kirchhofstraße. Die mehrgenannte, unsere Ziegelstraße schneidende „Wassergasse“ ist die jetzige Artilleriestraße. Dieselbe (Vogt a. a. O. S. 6), in den Jahren 1702 bis 1705 angelegt, hieß zuerst in ihrer ganzen Ausdehnung „Wassergasse“. Anfangs des 19. Jahrhunderts wurde der Teil zwischen der Linien- und Auguststraße „Bernhards Gasse“ (nach einem dort belegenen Bernhard'schen Garten), der übrige Teil „Wasser-Gasse“ benannt. Der heutige Namen wurde ihr laut Bekanntmachung des Königl. Polizeipräsidiiums vom 24. Oktober 1827 wegen der gegenüber am Kupfergraben belegenen Artilleriekaserne erteilt.

II.

Sehen wir uns nunmehr in den ältesten Plänen nach unserer Ziegelstraße um. Aus der ehemaligen Kunstkammer ist in das Hohenzollern-Museum ein sehr großer malerischer Plan, *plan géométral de Berlin et des environs* vom Jahr 1685, gelangt, der uns nördlich von der Weidendammer Brücke eine (wahrscheinlich Linden-)Allee zeigt, in östlicher Richtung nach dem späteren Moubijou-Garten führend; das ist offenbar der Anfang der Ziegelstraße. Nahe der Friedrichstraße ist ein quadratischer Raum mit Hecken umfriedigt. Links stehen Baracken offenbar zum Trocknen der geformten Ziegelsteine, ebenso hinten quer vor. In der Mitte sind, leider undeutlich, Baulichkeiten angelegt, in denen ich eine Ziegel- und Kalkbrennerei vermute; an der Seite rechts scheinen Kalkgruben angedeutet zu sein. Auf diesem Viereck ist eine Nr. 26 mit der Bezeichnung „Ziegelhütten“ angebracht. — Auf einem ähnlich orientierten Plan von Joh. Bernhard Schulz aus dem Jahr 1689 wird unter der Bezeichnung „Churf. Ziegelbrennerey“ die Lindenallee deutlich ersichtlich. Auf dem rechten Spreeufer erscheint die Ziegelstraße von einem hohen Holzzaun begrenzt. Auf dem Grundstück ist ein anscheinend einstöckiges Haus ersichtlich, die Giebelseite nach der Friedrichstraße zu mit 2 Fenstern in der Front und darüber noch ein Fenster im hohen Giebel. Das Dach hat auf dem hohen Dachfirst je ein senkrechtes Giebelzeichen und in der Mitte einen kleinen Schornstein, aus welchem Rauch aufzusteigen scheint, wohl das Haus des Verwalters der Ziegelei und der Kalkbrennerei. Daneben rechts steht noch ein kleineres Haus (undeutlich, weil von den Baumkronen der Linden verdeckt). Auffallend groß ist der Abstand dieser kurfürstlichen Ziegelbrennerei von der Weidendammer Brücke; es dürfte hier wohl ein feldmesserischer Fehler vorliegen. Bei Geppert, *Chronik von Berlin* (1839), finden sich die Baulichkeiten ganz anders

gezeichnet (unter Nr. 39): ein Haus mit einem Türmchen, links davor Schuppen, gerade vor ein niedriges Häuschen, rechts, gesondert, ebenfalls noch ein niederes Giebelhaus. Die Bezeichnung lautet „Berlin im Jahre 1688“. Der Plan ist offenbar eine kleine Kopie des gleichjährigen Schultzschen Plans, und die erwähnten Gebäude sind anscheinend phantastisch entworfen, aus dem Schornstein mit aufsteigendem Rauch hat, wie ich annehme, der Geppertsche Planzeichner das beregte Türmchen gemacht.

Ein Grundriß von Berlin zur Zeit des ersten Königs von Preußen 1710 zeigt die Ziegelstraße und ihre Umgebung bereits fest vermessen und ausgelegt unter diesem Namen bis zur Wassergasse (Artilleriestraße) und die anfangs Flathows Gasse genannte Fortsetzung. Auf der Nordseite ist der große Kirchhof zwischen Ziegel- und Kalkscheunenstraße, Kirchhofgasse (Johannisstraße) und Dammstraße (Friedrichstraße) deutlich sichtbar, der zur Dorotheenstädtischen Kirche gehörte, aber vom Könige ziemlich willkürlich dieser entzogen und zu Kasernenzwecken verwendet wurde, wofür allerdings die genannte Kirche mit der Werderschen Kirche gemeinschaftlich ein großes neues Friedhofsgelände vor dem Oranienburger Tor westlich, an der Chausseestraße, erhielt, ehemaliges Weinbergsland, das noch jetzt zum Teil den genannten zwei Kirchen gemeinschaftlich gehört, aber von der Dorotheenkirche verwaltet wird.

Auf dem von Sotzmann zu Nicolais Beschreibung von Berlin (1786) gefertigten vortrefflichen Plan werden die Verhältnisse der Ziegelstraße wiederum andere und nähern sich schon sehr der Gegenwart. Der Kirchhof ist verschwunden, dafür sind dort vermerkt die Kasernen (vom italienischen *casa di arme*, Waffenhaus) für das zweite Artillerieregiment, vier Geschoß hoch, 1764 von Boumann dem Vater gebaut. Die Ziegelstraße wird „Ziegelstraße oder Kalkscheunenstraße“ und die jetzige Kalkscheunenstraße „Kalkscheunengasse“ genannt. Letztere war ehemals noch einmal so lang und mündete in die Oranienburger Straße gegenüber der Hospitel- (jetzigen August-)straße. Leider wurde dieser Teil um die Mitte des 18. Jahrhunderts kassiert und den angrenzenden Grundstücken zugewiesen, ein Verlust an Straßenland, der jetzt bei einem Durchbruch nur mit großen Kosten würde wett gemacht werden könnte.

III.

Aus unseren Darstellungen erhellt, daß es sich bei der Ziegelei und den Kalköfen bzw. Kalkscheunen allemal um hoffiskalische Anlagen gehandelt hat. Bei der Gegnerschaft, die zwischen Berlin und Köln einerseits und den Kurfürsten andererseits im 15. Jahrhundert herrschte, hatten diese von vornherein das Bestreben, sich auch baulich von den unruhigen Städten abzusondern und ihre Baumaterialien, Mauersteine,

Dachpfannen und Dachziegel, sowie den benötigten Mörtel unabhängig von Ratsziegelgruben in Glindow bei Werder a. H. sich für eigene Rechnung zu beschaffen. So lesen wir, daß um die Mitte des 17. Jahrhunderts Kurfürst Friedrich Wilhelm zum Ausbau des Schlosses zu Kölln a. d. Spree auf seinem Bergbauantheil in Kalkberge Rüdersdorf 200 Wispel Kalk brennen und wahrscheinlich auf den Grundstücken bei der Ziegel- und Kalkscheunenstraße zum ferneren Gebrauch vergraben ließ. Auf den Ziegeleien von Rathenow und Glindow brannte man für den Schloßbau 200 000 Mauer- und Dachziegel und brachte sie zu Wasser hierher. Später scheint der Kurfürst sich hiervon emanzipiert, bloß die Ziegelerde auf dem Wasserwege bezogen und in der neuen Kurfürstlichen Ziegelei selbst die Ziegel gebrannt zu haben. Auffallend ist es, da das Plateau des Barnim vor dem Schönhauser Tor bei Pankow doch gute Ziegelerde geboten hätte, daß man diese nähere Bezugsquelle nicht benutzt hat. Vielleicht kannte man diese von Getreidefeldern bedeckten Tonlager noch nicht. Die Fabrikation an der Ziegelstraße mußte, als die Stadt mehr und mehr sich ausbaute, wegen der Rauchbelästigung und weil die Grundstücke mit Wasserlage immer wertvoller wurden, im 18. Jahrhundert eingeteilt werden, dagegen erhielten sich die Kalkscheunen bis ins 19. Jahrhundert.

Zum Schluß müssen wir fragen: „Welcher Art waren die Mauerziegel, welche der Kurfürst und die Könige in Berlin brennen ließen?“ Von besonderer Qualität unzweifelhaft nicht; heute würde man sie als einfache Hintermauerungsziegel einschätzen. Das hängt mit dem gegen das Mittelalter völlig veränderten Baustil der Renaissance zusammen. Ihre Einführung in Berlin-Kölln kann als das Grab der althergebrachten Ziegelindustrie und der von ihr bis dahin hergestellten vortrefflichen Backsteinrohbauten bezeichnet werden. Die Hausteinfassaden, überhaupt den Werksteinbau Italiens und Frankreichs nachzuahmen, dazu war und blieb man bei uns bis ins 19. Jahrhundert, viel zu arm. Allenfalls verwendete man zu dekorativen Bauteilen, Fensterumrahmungen, Türstürzen und dgl., Hausteinwerkstücke, wie sie Jagdschloß Grunewald und der älteste Teil unsers Schlosses (der grüne Hut, die St. Erasmikapelle) aufweisen, aber das äußere Mauerwerk wurde durchaus mit Abputz verdeckt, schlecht und recht. Leider oftmals vielmehr schlecht als recht, wie zwei Beispiele zeigen mögen. Als vor wenigen Jahren die Putzflächen der erwähnten ältesten Teile des Berliner Schlosses an der Spree abgeklopft wurden, zeigte es sich, daß das Mauerwerk zwar fest, aber höchst unästhetisch aus allem möglichem Material hergestellt war. Da sah man Feldsteine, Rüdersdorfer Kalkbruchsteine, sowie einzelne rote Backsteine im mittelalterlichen „Klosterformat“, wahrscheinlich herrührend von der alten Stadtmauer Köllns zwischen Breite- und Brüderstraße, niedergelegt auf Befehl des Kurfürsten, um die widerhaarige Stadt zu

bändigem. Auch etwas minderwertiges Backsteinwerk kleinern Formats und jüngeren Datums wurde sichtbar.

Welche Verwilderung und Verwahrlosung der Bautechnik zufolge Verdrängung des alten Rohziegelbaues durch die äußerlich elegante Abputztechnik entstand, davon zeugten die zu Anfang des 18. Jahrhunderts entstandenen kurfürstlichen und königlichen „Freihäuser“ an der Schloßfreiheit. Als, um Raum für die Denkmalsanlagen zur Ehrung Kaiser Wilhelms des Großen zu gewinnen, dort die Häuser niedergerissen wurden, zeigte sich, daß in dem mittleren Hause die Backsteinlagen krumm und schief, also alles andere, nur nicht wagerecht lagen. Ein Polier, der heute wagen wollte, so zu bauen, würde sofort weggejagt und ersatzpflichtig gemacht werden. Dabei war äußerlich die Fassade echt klassisch mit Palmendekoration (Palmzweigen) verziert und sogar vom großen Andreas Schlüter gebaut, demselben Künstler, dem allerdings auch gegenüber an der Schloßbecke der einstürzende große Münzturm so mißriet, daß der berühmte Meister dauernd in Ungnade fiel und Berlin räumen mußte. Schlüter hat sich bei uns am Backsteinbau umsomehr versündigt, als selbstredend seinem Vorgang und Beispiel die kleinen Meister gefolgt sind. Die Mauerziegel für die erwähnten Freihäuser stammten aus der Ziegelstraße und sind kleineren Formats. Insbesondere der Große Kurfürst liebte die kleineren Dachziegel, die er in den Niederlanden, wo sie vielfach als Klinker hergestellt wurden, kennen und schätzen gelernt hatte. Diese kleinen holländischen Ziegel werden wegen ihrer Winzigkeit auch wohl „Pfefferkuchen-Steine“ genannt.

Unter dem Soldatenkönig nahm der Rohziegelbau einen plötzlichen höchsterfreulichen Aufschwung. Der Monarch, der von sich sagte, daß er ein gut holländisch Herz habe, ließ bekanntlich in Potsdam ganze Straßenzüge, das sogen. Holländische Viertel, in dieser Ausstattung aufbauen. Aber die roten Backsteine dort stammen nicht aus der Berliner Ziegelstraße, sie sind anscheinend aus dem eisenockerig gefärbten Havelton bei Rathenow gefertigt. In Berlin hat Friedrich Wilhelm I. leider nicht holländisch bauen lassen.

Wir werfen noch einen Blick auf die jetzige Ziegelstraße. Die alten „Kasarmen“ der Artillerie des Alten Fritz sind längst dem I. und II. Bataillon des 2. Garderegiments zu Fuß überwiesen. Die Straße weiter auf dieser Seite, links von der Friedrichstraße, enthält u. a. die Bechsteins Pianoforte-Fabrik und dient dann zahlreichen privaten Polikliniken und chirurgischen Fabrikationsstätten, die ihre Beziehungen zu den gegenüberliegenden Kliniken der Universität haben, welche letzteren im edlen Rohziegelbau aufgeführt sind. Dasselbe ist mit Nr. 12 der Städtischen Luisenschule der Fall, die in trefflicher roter Backsteinarchitektur prangt. Das Grundstück ist für diesen Bau von den Erben des um die

Architektur und plastische Ausschmückung Berlins in den dreißiger bis fünfziger Jahren hochverdienten Stadtbaurats Ernst Cantian erworben worden, der auf dem erwähnten alten Dorotheenstädtischen Friedhof an der Chausseestraße im Familiengrab ruht. Durch Cantian ist die Ziegelstraße, man kann sagen für alle Zeiten berühmt geworden. Cantian, aus einer in Berlin eingewanderten alten Steinmetz- und Bildhauerfamilie stammend, hat u. a. die Adlersäule an der Schloßbecke und die große Schale vor dem alten Museum hergestellt. Auf seinem Ziegelstraßengrundstück wurden hierorts die ersten Versuche der Steinschleiferei und der Steinpolitur in Granit und Gneis, also besonders hartem Material gemacht. Die preußischen Könige und Prinzen, sowie viele berühmte Künstler und Gelehrte haben in dem gastlichen Cantianschen Hause verkehrt. Da Cantian von 1851 ab mein Vormund war, so habe ich mich daselbst und auf dem überaus interessanten Bauhof, der höchst merkwürdige Steinarten, sowie daraus hergestellte oder entstehende Kunstwerkstücke beständig enthielt, häufig aufgehalten. Auch die Monumentalanlagen auf dem Bellealliance-Platz rühren von Cantian her. Namentlich ist die dortige Siegessäule in der Ziegelstraße geschliffen worden, und groß war unser Schrecken und Kummer, als wir erfuhren, daß der geniale Künstler kurz vor der Einweihung der Bellealliancesäule oben von deren Baugerüst herabgestürzt sei. Glücklicherweise wurden die dabei erlittenen ziemlich schweren Verletzungen nach einiger Zeit wieder geheilt.

Endlich sei noch aus neuester Gegenwart einer der riesigsten Ziegelbauten Berlins gedacht, deren gewaltige Rückfront an demjenigen Teil der Ziegelstraße entsteht, der früher Flathows Gasse hieß. Der ganze ungehäure Block zwischen diesem Teil der Ziegel-, Monbijou-, Artillerie- und Oranienburger Straße wird für den kaiserlichen Post- und Telegraphendienst mit Gebäuden aus Ziegeln bedeckt. Fast die Hälfte nimmt das zukünftige Haupt-Telegraphenamt ein, das im nächsten Jahre von der Französischen Straße hieher übersiedelt. Das übrige Gelände wird dem Postpaketamt gewidmet. Von der Ziegelstraße aus führen verschiedene Einfahrten in das Innere. So sieht also unsere alte schlichte Ziegelstraße einer neuen großartigen Entwicklung entgegen.

(Vergl. hierzu meinen Aufsatz in der Tonindustrie-Zeitung, Berlin den 3. Dezember 1912).

Kleine Mitteilungen.

Die Wolfsjagd in der Mark in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, die im „B. L.-A.“ kürzlich erzählt wurde, ist eine so grosse Merkwürdigkeit, daß es sich wohl verlohnt, das Datum, die Herkunft des Wolfes und den Abschluß seines hoffentlich nicht tatenreichen Lebens genauer festzustellen. Denn wir besitzen einigermassen sichere Nachrichten über märkische Wölfe in der Mittelmark nur aus Zeiten, die ziemlich weit zurückliegen. So berichtet eine Holztafel östlich der sogenannten Stadtstelle im Blumental südlich von der Chaussee nach Prötzel: „Hier wurde am 23. Januar 1823 der letzte Wolf von dem Bürgermeister Fübel auf einer Treibjagd erlegt.“ Ferner meldet die Inschrift auf dem Wolfsteine (früher Wolfssäule) bei Bornsdorf im Kreise Luckau gegenüber dem Kilometerstein 90,8 der von Sonnenwalde über Luckau führenden Chaussee: „Am 10. April 1781 wurde hier ein Wolf erlegt.“ Zwischen dem alten Finkenkrug und dem Brieselangkrüge befindet sich ferner östlich der Chaussee beim Kilometerstein 12,6 eine verfallene, aber noch erkennbare „Wolfgrube“, und in der Nähe (2 Kilometer südwärts) ist der Ausdruck Wolfsgarten als Flurname bekannt. Im alten Kirchenbuch von Dechtow bei Febrbellin liest man die Notiz, daß der dortige Bauer Stöpke im Jahre 1639 auf seinem Hofe einen Wolf erschlagen habe. Schon damals hielt man die Tatsache für würdig, notiert zu werden, 1823 war eine Erinnerungstafel gewiß berechtigt; eine märkische Wolfsjagd um 1850, noch dazu eine im Sommer, verdient eine genauere Untersuchung. Professor Eckstein berichtet in der Landeskunde der Provinz Brandenburg, daß in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Wölfe in der Mark aufgetreten seien, fügt aber hinzu: „Sie waren aus Russisch-Polen bis in die Neumark gewechselt.“ In Frankreich und in Rußland kommen Wölfe noch heute vor, und in Wilna wurde 1895 ein Ehepaar verurteilt, das die eigenen Kinder, um sich zu retten, den verfolgenden Wölfen vorgeworfen hatte.

Mitgeteilt von unserem Mitglied Rektor Otto Monke im „B. L.-A.“ vom 5. April 1912.

Güterpreise in der Berliner Umgegend. 1893: Gütergotz mit 2700 Morgen kostete 1,4 Mill. Mark; 1896: Buch mit 5000 Morgen kostete $3\frac{1}{2}$ Mill. Mark; 1913: Lanke mit 18 000 Morgen kostete 19,7 Mill. Mark. Diese Preise wurden von der Stadt Berlin an die Besitzer bezahlt.

Das heißt, im Jahre 1893 kostete der Morgen 518,5 Mark, im Jahre 1896 schon 700 Mark, und im Jahre 1913 hatte er 1094,4 Mark erreicht.

9. (7. ausserordl.) Versammlung des XXI. Vereinsjahres.

Besichtigung der Gartenstadt Frohnau durch die
Brandenburgia, Gcsellschaft für Heimatkunde der Provinz
Brandenburg, am 20. September 1912.

An einem herrlichen Herbsttage veranstaltete die Brandenburgia eine Besichtigung der neuen Gartenstadt Frohnau a. d. Nordbahn; über 60 Teilnehmer hatten sich zu dieser Fahrt eingefunden, und warmer Sonnenschein, strahlend blauer Himmel: ächtes „Brandenburgia-Wetter“ begünstigte den hochinteressanten Ausflug, der ebenso instruktiv wie angenehm war und allgemein aufs Lebhafteste befriedigt hat!

Die 3 großen Wagen — welche die Direktion der Gartenstadt in vorsorglicher und liebenswürdiger Weise zur Rundfahrt durch das weit ausgedehnte Gelände Frohnas am Bahnhof bereit gestellt hatte — erweckten von vornherein eine besonders fröhliche und erwartungsvolle Stimmung durch ihre allerliebste ländliche Ausschmückung mit würzig duftenden Tannenguirlanden, die mit den farbenfrohen Blüten des Herbstes durchwunden — sich in großen Bogen über die Sitze wölbten, so saß man wie in blühenden, grünumrankten Lauben, und sah von diesen idyllischen, höchst bequemen Plätzen aus den lichtgrünen Samt der Rasenflächen, die leuchtenden Farben der Blumenbeete, die herrlichen Parkanlagen mit Grotten und Felspartien, mit Teichen und Wasserkünsten — dazu die entzückendsten Villen und Landhäuser eingebettet in das Grün des Hochwaldes — an sich vorübergleiten, wie Traum-bilder aus König Laurins zauberischem Rosengarten.

An einzelnen besonders schönen Punkten wurde abgestiegen und ein Weilchen zu Fuß gewandert, um die Schönheiten der Landschaft sowohl, als die der Bauten und der (nach Herrn Gartendirektor Lessers Plänen angelegten) Park- und Garten-Anlagen auch in allernächster Nähe zu genießen; der erste Halteplatz war bei der weihevollen Friedhofs-Kapelle (nach Entwürfen von Herrn Architekten Stahl erbaut) in deren Umgebung man den ursprünglichen Charakter des feierlich ernstesten hohen Kiefernwaldes mit feinem Verständnis festgehalten und nur künstlerisch veredelt hat.

Hier stellte der hochverehrte Vorsitzende der Brandenburgia, Herr Geheimrat Friedel, den Anwesenden Herrn Reinhold Martens als Vertreter der Gartenstadt Frohnau vor, der gern bereit sei, alle Detailfragen zu beantworten und übergab sodann die offizielle Führung seitens der Brandenburgia dem langjährigen Mitglied des Vereins Herrn Grafen R. Thassilo v. Schlieben.

In nächster Nähe der Kapelle — deren künstlerische Innenausstattung gleichfalls das größte Interesse erweckte — befindet sich ein Hügel, der einen schönen Blick über das nach Dorf und Gut Stolpe zu sanft aufsteigende Gelände gewährt: hell blitzte die goldene Krone des Kirchturms (daher der Name „Kronen-Stolpe“) im leuchtenden Sonnenschein: hier ist historischer Boden! Stolpe war 1660 Krongut geworden zur Zeit der Kurfürstin Luise Henriette, die — hilfreich wie ein guter Engel — durch diese öden vom 30jährigen Krieg völlig ausgesogenen Sandstrecken schritt: sie, die reiche oranische Erbtöchter, kaufte damals dies Gebiet ebenso wie eine sehr große Anzahl anderer Güter „Wälder und Haiden zur Arrondierung von Amt Bötzwow“, das ihr hoher Gemahl, der Große Kurfürst, ihr 1656 geschenkt und 1657 ihr zu Ehren „Oranienburg“ genannt hatte. Wie eine wahre Mutter hat sich die schöne junge Fürstin dieses damals so unbeschreiblich armen und elenden Landstriches angenommen, der in jener Zeit — wie die ganze Mark — ja noch aus tausend Wunden blutete: Aus den in üppiger Fruchtbarkeit prangenden Niederlanden verpflanzte sie die dort in hoher Blüte stehende Kultur der Feld-, Weide- und Gartenwirtschaft nach ihrer neuen Heimat an der Havel, zog holländische Ansiedler und Baumeister in das auch menschenarme Land und verbreitete Fleiß und Gesittung, Ordnung und Wohlstand. Von dem Glück der Heimat, das sie den elternlosen Kindern schuf, erzählt uns noch heute das von ihr gestiftete Waisenhaus in Oranienburg, das die von ihr selbst bis ins Kleinste gearbeitete Stiftungs-Urkunde treu bewahrt; diese Urkunde ist aber nicht nur ein dauerndes Wahrzeichen ihres gütigen mütterlichen Herzens, sondern gleichzeitig ein Dokument von hervorragender nationalökonomischer Bedeutung, welches von ihrem bewundernswerten Verständnis für die sozialen Fragen ihrer Zeit beredtes Zeugnis ablegt! Ihr Sohn Friedrich I., Preußens erster König, der sich nie genug darin tun konnte, das Andenken seiner von ihm über Alles geliebten Mutter zu ehren, verlieh ihrem ehemaligen Besitztum Stolpe die goldene Kirchenkrone. Das Gut gehörte später dem Oberhofprediger Ursinus, der unter dem Namen Ursin von Bär 1701 geadelt wurde. Ihm folgten im Besitz die sehr alte Adels-Familie von Platen um 1724, die auch Glienicke besaß, und um 1780 die Familie von Pannwitz, von der die Güter, zu denen auch Schönfließ gehörte, vor ungefähr hundert Jahren an die Herren von Veltheim übergingen. Ihre Nachkommen haben vor

einigen Jahren die zur Beackerung weniger geeigneten Ländereien speziell Waldbestand im Umfang von ca. 3000 Morgen an die Gartenstadt-Gesellschaft Frohnau verkauft, die auf dem Terrain nun all diese neuen herrlichen Anlagen geschaffen hat. 1906 wurde der Kauf abgeschlossen, 1907 begann die Gesellschaft mit den Arbeiten; auf Grund eines Preisausschreibens wurde der Bebauungsplan festgestellt und 1908/09 nach Bedarf ergänzt. 1908 erfolgte auch die Anlage der ersten Straßen und der Bau eines Anschluß-Geleises an die Nordbahn — dann der Bau des Stationsgebäudes in Verbindung mit einem großen Kasino — die Einrichtung der Gas- und Wasserleitung — sowie die Anlage der großen Schmuck-Plätze, des Bahnhofs-Platzes und des Cécilien-Platzes, des Kaiser-Parks und des Rosen-Angers. Im Juli 1912 hatte Frohnau bereits 175 Villen-Bauten mit 755 Einwohnern, von denen die weiten Sportplätze und die herrlichen Promenadenstraßen durch den Hochwald fleißig benutzt werden! Es würde zu weit führen, hier über die einzelnen Villen- resp. Landhaus-Bauten zu berichten, obwohl jedes in seiner Art ein „bijou“ ist, — aber der Dorfanger an der alten Buche darf wenigstens nicht unerwähnt bleiben, der in einer glücklichen Verbindung der lieblichen alten Dorfanger-Anlage mit allem Komfort eines modernen Landhauses exelliert. Nach dem östlichen Teile der Gartenstadt, der „Frohnauer Schweiz“, führte eine weite Wagentour, bei deren Schluß schon Mond und Sterne den romantischen Weg beleuchteten — aber zwischen der ersten und dieser zweiten Abteilung des Ausflugs lag eine gar behagliche „Kaffeepause“, die in der herrlichen, riesig großen Glas-Veranda des Kasinos genossen wurde. Die herbstlich roten Ranken des wilden Weins mit ihren tiefblauen Beeren hatten diesen „Glaspalast“ dicht umspinnen, so daß auch hier wieder die Verbindung aller ländlichen Freuden mit dem modernsten Komfort, die Frohnau so auszeichnet, auf's angenehmste ins Auge fiel!

Nachdem Herr Geheimrat Friedel dem Vorstand der Gartenstadt-Gesellschaft in gewohnter formvollendeter Weise den Dank der Brandenburgia ausgesprochen und Herr Reinhold Martens im Namen der Gartenstadt-Gesellschaft für den Besuch und das allseitig bewiesene rege Interesse gedankt hatte, wurde Herr Graf R. Thassilo von Schlieben-Birkenwerder den Verdiensten Frohnau und der Gartenstadt-Bewegung im allgemeinen noch eingehender gerecht durch eine kurze Ansprache, die wir anbei im Wortlaut folgen lassen:

Hochverehrte Anwesende!

Eine tiefe Sehnsucht durchweht unser ganzes modernes Leben: die Sehnsucht nach der Rückkehr zur Natur, die Sehnsucht nach dem eignen Heim auf eigener Scholle! Die Sehnsucht läßt sich

in allen Schichten der Bevölkerung gleich stark beobachten: von dem Arbeiter in der Laubenkolonie bis zum Millionär in seinem Grunewald-Palais!

So prunkvoll sich auch die Prachtstraßen unserer Riesenstädte den Augen des Zuschauers zeigen, soviel Luxus und Komfort, soviel geistige Anregung edelster Art und soviel Zerstreuung sie auch bieten — wir alle sind doch — bewußt oder unbewußt — herzlich großstadtmüde! So großstadtmüde, wie es schon in der Augusteischen Glanzzeit ihres Reiches die Römer waren, als ihr vergötterter Lieblingsdichter Horaz ihnen die berühmten Verse schrieb:

Hoc erat in votis: modus agri non ita magnus, hortus ubi
et tecto vicinus aquae fons, et paulum silvae . . .

„Das war immer mein sehnlichster Wunsch, ein bescheidenes Stückchen Ackers, darauf ein Gärtchen — nicht ferne vom Haus die sprudelnde Quelle, und darüber ein Weniges Wald . . .“

Verlockend klingt das Lied des gefeierten Dichters zu uns herüber aus Zeiten, die fast zweitausend Jahre vergangen sind, und die doch eine ganz merkwürdige Ähnlichkeit mit unserm modernen Leben besitzen: das glänzende, täglich wachsende, prunkvolle Rom des Horaz löste in den Seelen seiner Zeitgenossen die gleiche Großstadtmüdigkeit aus, die wir heute in unserm Spree-Athen überall beobachten! Und nicht nur Berlin leidet darunter — auch alle anderen Großstädte Deutschlands — alle, die wider Willen wachsen, die sich des flutenden Zustroms neuer Bürgerscharen aus der Provinz und aus dem flachen Lande nicht mehr erwehren können. Wir ertrinken ja schon in dem steinernen Meer der himmelhohen Mietskasernen — wir rufen verzweifelt nach dem Wald- und Wiesengürtel — nach der Gartenstadt — nach der Landhaus-Kolonie — nach dem Eigenheim! Wir verschmachten vor Sehnsucht nach frischer Luft für unsere Lungen, nach lichtem Grün für unsere Augen, nach Ruhe! — Ruhe! — und abermals Ruhe! Für unsere gemarterten Nerven, die den tosenden Lärm in den endlosen Straßenzügen nicht mehr ertragen können! Darum träumen wir heut aufs neue den süßen Traum des alten Horaz von dem „bescheidenen Stücklein Ackers, darauf ein Gärtchen — nicht ferne vom Haus die sprudelnde Quelle und darüber ein Weniges Wald — — —“

Lange genug hat die „Liebe zur Scholle“, das Germanen-Erbteil von Urzeiten her, in unserm Herzen geschlummert. Hätten wir uns nicht darauf besonnen, daß wir im ausschließlichen Großstadtleben als Nation zugrunde gehen müssen, dann hätte

auch das Problem der Gartenstädte, das heute mit ein Hauptproblem unserer ganzen Kultur ist, nicht so schnell zu der ungeheuren Bedeutung gelangen können, die es heute besitzt.

Kaum 12 Jahre sind es her, daß Ebenezer Howard, der Apostel der Gartenstadtbewegung in England, sein berühmtes bahnbrechendes Werk „Gartenstädte in Sicht“ geschrieben hat. Zwei Jahre darauf begann man, seinen Anregungen folgend, mit der Anlage der ersten Gartenstadt Letchwood. Sie bildete gewissermaßen den Prüfstein für die Realisierbarkeit der neuen herrlichen Idee, welche die Vermählung von Stadt und Land bedeuten sollte!

Jetzt, also bereits nach einem Dezenium, steht diese geniale Schöpfung auf einer solchen Höhe, daß im März d. J. eine imposante Kundgebung zu Ehren Ebenezer Howards unter dem Vorsitz von Lord Grey in London stattfinden konnte. Bei dieser Kundgebung wurde von allen Seiten bedingungslos in dankerfüllter Weise anerkannt, daß die Entwicklung von Letchwood dem Gedanken der Gartenstädte ein für allemal Bahn gebrochen hat und damit die Morgenröte eines neuen, glücklicheren Zeitalters für die gesamte Kulturwelt am Horizont leuchtet. Das Leben künftiger Generationen wird sich nicht mehr in den riesigen Steinwüsten unserer heutigen Großstädte abspielen, sondern das Leben in der Gartenstadt wird der Antäusboden sein, der die von der Hyperkultur unserer Tage geschwächte Menschheit zu neuer Kraft und zu neuer Frische aufblühen läßt.

Solch große Umwälzungen, die unserm Leben neue Formen geben, pflegen naturgemäß viel Zeit zu ihrer Entwicklung zu brauchen, deshalb ist es eine besonders freudige Überraschung, daß unsere liebe, heimatliche Mark mit solch unglaublicher Schnelligkeit dem guten Beispiel Englands gefolgt ist, und daß wir uns hier in dem wunderschönen Frohnau bereits an dem glänzenden Beispiel einer Gartenstadt erfreuen können. Frohnau ist aber in seiner Eigenart durchaus verschieden von Letchwood und von den Letchwood mehr oder minder genau nachgeahmten Siedelungen in England, Amerika und Frankreich, denen auch Hellerau bei Dresden entspricht. Denn Frohnau ist eine Weiterentwicklung des schönen Gedankens; ein Fortschritt, ein Kulminationspunkt: sie ist noch viel schöner und verlockender, als die Gartenstadt, weil sie einen ganz neuen und ganz besonderen Typ repräsentiert. — Die Waldstadt. Wie mit einer Wünschelrute aus den dunkeln, märkischen Föhrenwäldern und dem gelben märkischen Sand hervorgezaubert, liegt sie da mit ihren wundervollen Rosengärten und lichtgrünen Schmuckplätzen

— mit ihren entzückenden Villen und der einzig schönen Landhausgruppe an der Buche, welche die uralte Dorfanger-Anlage poetisch verklärt — mit Kirche und Schule — mit Kasino und Café und seinen großartigen Bahnhofsbauten und den prachtvollen Promenaden, mitten im Herzen des grünen Waldes, durch dessen Wipfel die Sonnenstrahlen goldene Schleier weben und geheimnisvoll die Winde rauschen. „Hier ist's gut sein, hier laßt uns Hütten bauen!“ so möchte man ausrufen, wenn man das alles sieht! „Hütten“, das ist nun freilich keine ganz treffende Bezeichnung für all die entzückenden Eigenheime, die hier in so kurzer Zeit emporgewachsen sind und mit ihren roten Dächern, mit ihren blumengeschmückten Balkons, mit ihren lieblichen Gärten den Wanderer grüßen! Aber das ist ja nun wieder das besonders Schöne für die verwöhnten Großstadtmenschen, daß sie nicht nötig haben, auch nur auf eine ihrer lieben Gewohnheiten zu verzichten, wenn sie sich in Frohnau ansiedeln! Wir können alles Gute, das uns die gesteigerte Wohnkultur der Großstadt gab, hier wiederfinden in idealer Vereinigung mit der ländlichen Stille, der ozonreichen Waldluft, den Freuden des eigenen Gartens und der Geräumigkeit des Einfamilienhauses, in denen die Großstadtkinder erkennen, was es eigentlich heißt, ein wirkliches Vaterhaus, eine Heimat zu haben.

Wir Alle, die wir hier versammelt sind, danken unserer geliebten Brandenburgia und ihrem hochverehrten Vorsitzenden, Herrn Geheimrat Friedel aufs Herzlichste dafür, daß wir diese, so außerordentlich interessante, und instruktive Besichtigung genießen dürfen, und wir danken der Direktion der Gartenstadt Frohnau aufs Verbindlichste, daß sie uns die Wege dazu in so lebenswürdiger Weise geebnet hat! Die Brandenburgia hat uns wiederum ein neues, interessantes Stück märkischer Heimaterde gezeigt und es uns lieb und wert gemacht. Darum bleiben wir doppelt gerne treu bei unserm Losungswort: **Hie gut Brandenburgia alleweg!** Ich bitte Sie, meine verehrten Anwesenden, mit mir einzustimmen in den Ruf: **Unsere geliebte Brandenburgia und ihr hochverehrter Vorsitzender Herr Geheimrat Friedel und sein ganzes Haus, sie leben hoch! und nochmal hoch und zum dritten Mal hoch!**

10. (3. ordentl.) Versammlung des XXI. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 25. September 1912, 7 $\frac{1}{2}$ Uhr
im großen Sitzungssaal des Brandenburgischen Ständehauses
Matthäikirchstrasse 20/21.

Vorsitzender Geh. Reg.-Rat Ernst Friedel.

Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis X, XII bis XIV
und XVII bis XXV her.

A. Allgemeines.

I. Heimatspiele. 1912 ist so recht ein Jahr der Heimatspiele. Sie sind zu a) bis h) durchweg patriotischer Natur und beziehen sich auf den Beginn unserer Hohenzollernherrschaft.

a) Hier Zollern alleweg. Das von einem Spandauer Festspiel-ausschuß unternommene Spiel auf derselben Freilichtbühne des Pichelswerder, die von der Brandenburgia 1911 benützt wurde. Es ist darüber hier schon im Frühjahr berichtet worden. Trotzdem das Festspiel gerühmt wurde, scheint es pekuniär schlecht abgeschlossen zu haben, womit die Aussicht, daß wir eine namhaftere Leihgebühr erhalten, sehr unsicher geworden ist.

b) Heimatspiel von Axel Delmar auf der Freilichtbühne am Brauhausberg zu Potsdam. Unterstützt von der Stadt Potsdam soll dies Unternehmen mit Plus abgeschlossen haben.

c) Hussitenspiel zu Bernau. Dies auf geschichtlichem Hintergrund der Stadt Bernau aufgebaute Festspiel scheint ein festes alljährliches Unternehmen der Stadtgemeinde werden zu wollen, wobei die Bürgerschaft mitwirkt. Daher kommt es dort auf einen, ebenfalls wohl kaum zu erzielenden Überschuß nicht so wesentlich an.

d) Brandenburg a. H. Festzug, Einweihung des Denkmals Kurfürst Friedrich I., des renovierten altstädtischen Rathauses usw., in Gegenwart des Kaisers, worüber schon ausführlicher berichtet ist.

e) In Drossen, Festspiele vom 4. August ab vier Wochen während.

f) Eberswalde, patriotisch-geschichtlicher Festzug am 11. August dieses Jahres.

g) Müncheberg, Hohenzollernfeier am 28. Juli 1912, veranstaltet von dem dort tätigen, uns befreundeten Verein für Heimatkunde.

h) In Kremmen am 21. August d. J. zum Gedächtnis des Treffens zwischen den Brandenburgern einerseits und andererseits den durch die Quitzows verstärkten Pommern.

i) In Trebbin am 26. Mai, Theaterstück mit Bezug auf die kriegerischen Vorgänge in dortiger Gegend im Jahre 1813.

k) Nach Rathenow waren wir auf den 21. Juni d. J. durch u. M. Herrn Redakteur Wilhelm Kotzde zum Waldemarfest des Havelländischen Heimatvereins, das auf dem sagenumwobenen Markgrafenforst abgehalten worden ist, eingeladen.

II. Vorlagen: Heimatschutz in Brandenburg 1912. Nr. 5—7. Bei Nr. 5 sei auf die sieben den Kanal in Potsdam betreffenden Bildchen aufmerksam gemacht. Der materische Wasserlauf, für den sich die Brandenburgia bei dem Besuch am 10. Mai 1908 (Monatsblatt XVII. S. 113) interessierte, soll „vorläufig“ (hoffentlich noch recht lange!) erhalten bleiben. Vergl. dazu den vortrefflichen Bericht unsers Robert Mielke (Das alte und das neue Potsdam. Ein Vor- und Rückblick) ebendasselbst S. 1—26. In Nr. 7 zu beachten ein Artikel „Brückentore“ von Prof. W. Franz, mit 20 Abbildungen.

III. Die neu zu eröffnende Universität zu Houston in Texas ladet unsere Brandenburgia zu den Einweihungsfeierlichkeiten vom 10. bis 12. Oktober d. J. ein. Das ausführliche (auch sehr gastliche) Programm wird vorgelegt.

B. Persönliches.

IV. Die Totenliste ist besonders schmerzlich:

a) Dr. phil. Max Fiebelkorn † am 6. Juni 1912, nur 44 Jahre alt. Er ist für die Brandenburgia mit großem Eifer tätig gewesen und genoß auch sonst als Wissenschaftler eines wohlbegründeten Rufs. Uns interessiert seine Abhandlung in der Zeitschrift für praktische Geologie, 1895: Über Wiesenkalklagen bei Ravensbrück; 1896 erschienen seine „Geologischen Ausflüge in die Umgebung von Berlin“. Besonders tätig war er im Verband deutscher Tonindustrieller und in der Tonindustriezeitung als deren Redakteur.

b) Apotheker und Chroniker Ernst Schenk geb. am 3. Dez. 1851, gest. in Fürstenwalde a. d. Spree am 11. August 1912. Eifriges Mitglied, das insbesondere unsere Ausflüge unterstützte.

c) Oberbürgermeister a. D. Martin Kirschner † am 13. d. Mts. auf seiner Besitzung zu Ehrwald in Vorarlberg, bestattet am 18. in

Friedrichsfelde, wo er für sich und seine Familie auf dem Berliner städtischen Friedhof eine Ruhestätte erworben. — Unser hochgeschätztes Ehrenmitglied.

d) Rittergutsbesitzer Paul von Studnitz im 60. Lebensjahr zu Friedenau am 22. Juni verstorben. Mitglied seit Oktober 1899.

e) Ohne nähere Angaben, nur postalisch festgestellt der Tod des Generalleutnants z. D. Günther von Werder, Mitglied seit 1905.

(Zur Ehrung der Entschlafenen erhebt sich die Versammlung von den Sitzen.)

V. Exzellenz Wermuth, Staatssekretär des Reichsschatzamts, wurde am 15. Mai mit 72 von 73 Stimmen als Nachfolger Kirschners zum Oberbürgermeister von Berlin gewählt, vom 1. September ab auf 12 Jahre mit 40 000 M. Jahresgehalt. Von Herrn Wermuth, der die Wahl angenommen, ist bekannt, daß er sich für die Kunde Berlins und der Provinz Brandenburg ganz besonders interessiert; so dürfen wir, indem wir das neue Stadtoberhaupt mit gebührendem Respekt und herzlichst begrüßen, von ihm eine wohlwollende Förderung auch unserer Bestrebungen erhoffen.

C. Naturkunde und Technik.

VI. Vorlage: von unserm Ehrenmitglied Herrn Geheimrat Dr. H. Conwentz: Beiträge zur Naturdenkmalpflege Bd. II Heft 3, 1912, enthält den Bericht über die vierte Konferenz für Naturdenkmalpflege in Preußen, im übrigen nur Skandinavisches.

VII. Vorlagen: Mitteilungen des Fischereivereins für die Provinz Brandenburg. Zu beachten Bd. IV Maiheft 1912 S. 23 flg.: Schilderung der Krebspest bei uns und der langsamen Wiederbevölkerung. Im Juni- und Juli-Heft der unermüdliche Fischwirt Lehrer K. Bugow-Potsdam: Berichte über Entlandungsversuche am Lienewitzsee bei Ferch.

VIII. Verteilt wird der IV. Bericht über die Seefischkurse des Deutschen Seefischerei-Vereins Sept. 1911 bis Juni 1912 und dringend zum größeren Verbrauch des leckeren und nahrhaften Seefischfleisches aufgefordert, zumal da die Fleischpreise immer höher werden. Die beiden Häupter des genannten Vereins sind Mitglieder der Brandenburgia, Geheimrat Rose als Präsident und Geheimrat Friedel als Vizepräsident. Beide sind zu jeder näheren Auskunft und zu jeder Förderung des Seefischkonsums allzeit auskunftsbereit.

D. Kulturgeschichtliches.

IX. Vorlage: Jahresbericht des Römisch-Germanischen Zentral-Museums zu Mainz April 1911/1912. Von dem beständigen Wachsen des gemeinnützigen und gelehrten Instituts Kenntnis gebend.

X. Im Zusammenhange hiermit lege ich vor: Verzeichnis der Abgüsse und wichtigeren Photographien mit Germanen-Darstellungen im Röm.-Germ. Zentral-Museum von K. Schumacher. Die dritte, wiederum vermehrte Auflage, mit 70 Abbildungen im Text, für uns, da vor den Slaven die Germanen bis in unvordenkliche Zeiten zurück ansässig waren, von großer Bedeutung. Mainz 1912.

XI. Im Verein für Geschichte der Mark Brandenburg sprach am 12. Juni 1912 Herr Archivar Dr. von Caemmerer über ein noch unveröffentlichtes Testament Kurfürst Joachims II. aus dem Jahre 1562, das ein besonderes Interesse dadurch bietet, daß es z. T. als „politisches“ Testament angesprochen werden kann. Nach einer vom Kurfürsten eigenhändig entworfenen Disposition ist es z. T. vom Kurfürsten selbst, z. T. von Lampert Distelmeier konzipiert. Den Eingang bildet das Glaubensbekenntnis, das Joachim II. am 19. April 1563 in seiner Domkirche, auf die das Testament mehrfach Bezug nimmt, verlesen hat; der längste und für den politischen Historiker interessanteste Abschnitt ist eine „Ermahnung zum Frieden und Befehlung der Landschaft“: Leitsätze der inneren und äusseren Politik, in denen der für den territorialen Kleinstaat charakteristische Geist friedlicher und eingezogener Beschaulichkeit eine geradezu klassische Ausprägung gefunden hat. Als das eigentliche Ziel erscheint die unbedingte Friedensbewahrung, um derentwillen der Kurfürst seinem Nachfolger selbst gelegentliche Übergriffe der Nachbarn zu dulden anrät. Eben deshalb warnt er auch vor allen Bündnissen, durch die man nur zu leicht in Kriege und Unkosten verstrickt werde. Im Inneren befürwortet er ein unbedingtes Zusammengehen mit der Landschaft (zumal dem Adel), ohne deren Einwilligung der Nachfolger auch keinen Krieg beginnen soll. Unter den Räten, die er dem Nachfolger empfiehlt, hebt er namentlich Distelmeier, Eustachius von Schlieben, Levin von der Schulenburg, Matthias von Saldern und Thomas Matthias hervor.

Auf die eigentlich dispositiven Teile der Urkunde ging der Vortragende nicht näher ein, erwähnte aber noch, daß dies Testament die erste letztwillige Verfügung eines brandenburgischen Kurfürsten ist, die in den Formen des römischen Testaments abgefasst ist.

XII. Herr R. Mielke überweist der Brandenburgia aus der Zeitschrift für Instrumentenbau einen Separatabdruck (Leipzig 1912) von Dr. Curt Sachs-Berlin: Der Berliner Instrumentenbau auf den Ausstellungen der Kgl. Preuss. Akademie der Künste 1794 bis 1844. Es handelt sich um Klaviere, Harfen, Saiteninstrumente, nicht aber um Blasinstrumente usw.

XIII. Das Kuratorium des Postmuseums überreicht der Brandenburgia sehr dankenswert einen belehrenden Aufsatz vom Ober-Post-

inspektor Ledât in Berlin: Alte Meilen- und Postsäulen im Reichspostgebiete. (Aus Archiv für Post und Telegraphie. Berlin, Juli 1912.) Siehe hierzu Nr. XIV.

XIV. Dasselbe Thema betreffen zwei Photographien, die unser Mitglied Herr Zahnarzt K. Reichhelm-Treuenbrietzen schon am 20. Mai überreicht hat. Es handelt sich um eine interessante alte Postsäule in Buchholz bei Treuenbrietzen, von der wir zwei Abbildungen nachstehend geben. Der sehr ansprechende Stein ist kursächsischen Ursprungs, wie überhaupt Kursachsen in Norddeutschland die schönsten derartigen Postsäulen hergestllt hat. Der feinkörnige Sandstein ist zum Schleifen und Bohren so recht geeignet. Daher ist der eigentliche Obelisk mit Schliffflächen bedeckt, herrührend von den Dorfbewohnern und Handwerksburschen. Auf die Tätigkeit der letzteren sind vorzüglich die zahllosen Näpfchen zu beziehen, die mit den Wanderstäben gebohrt sind und sehr an die Näpfchen erinnern, die wir an der Außenfläche vieler unserer Kirchen auf Wanderfahrten gesehen haben und die aus katholischer Zeit herrühren. Interessant ist es, daß auf der Buchholzer Postsäule auch Zunftzeichen, Gaunerzinken (vielleicht auch von Zigeunern herrührend) und dergl. eingegraben sind. (Siehe Abbildungen S. 28 u. 29.)

Herr August Foerster bemerkt hierzu: „Es sind auf diesen Steinen allemal die verschiedensten Entfernungen angebracht. Es berührt bei letzteren einigermaßen komisch, daß auch die Entfernung sehr entlegener Orte, wie z. B. Barcelona, verzeichnet ist. Auch diese meist sandsteinernen Säulen bedürfen der Fürsorge zu ihrer Erhaltung. Das Bild der Postsäule in Buchholz bei Treuenbrietzen zeigt z. B. diese schon stark in Verfall, wozu die Vorüberwandernden allerdings stark beigetragen zu haben scheinen; denn es finden sich Längsrillen, entstanden durch das Wetzen von Messern und dergl., ferner Zunftzeichen, vermutlich durch Handwerksburschen eingekratzt, auch Gaunerzeichen, vor allem aber viele näpfchenartige Vertiefungen, gegebenenfalls wohl vom Einsetzen der Wanderstäbe herrührend und, wenn sich erst eine kleine Vertiefung gezeigt hatte, durch nachfolgende Wanderer erweitert. Eine hieran sich schließende Erörterung griff auf die in ihrer Entstehung noch unaufgeklärten Näpfchensteine an den Umfassungsmauern alter Kirchen zurück, wie sich solche u. a. an der Berliner Nicolai-Kirche finden. Daß frommer Aberglaube Schwerter, Dolche und Messer an Kirchmauern wetzen und sie hierdurch für den Kampf gegen den Feind geweiht werden ließ, hat große Wahrscheinlichkeit für sich, zumal aus praktischen Gründen sandsteinerne Mauern an Gebäuden weltlichen Zweckes, sandsteinerne Brückengeländer und dergl. ähnlich benutzt werden. Für die stets nur 1 bis $1\frac{1}{2}$ Meter über dem Boden befindlichen Näpfchensteine versagt indessen bisher jede Erklärung, es sei denn, daß für eine



Alte Postsäule in Buchholz b. Treuenbrietzen.



Mittelteil der alten Postsäule in Buchholz b. Treuenbrietzen.
Zeigt neben Näpfen, die vom Einsetzen der Wanderstöcke herrühren dürften, noch
Längsrillen, Zunftzeichen und Querzinken.

vor 20 Jahren aus Funden an der Wongrowitzer Pfarrkirche gefolgerte Erklärung noch anderweite Beweise beigebracht werden. Diese Deutung besagt, daß vor der Anwendung von Feuerstein, Stahl und Zunder zum Feueranmachen, die kaum 400 Jahre alt ist, der Feuerbohrer zu diesem Zweck auch in Deutschland allgemein benutzt wurde und daß die Näpfchensteine von jugendlichen, an den Frühmessen beschäftigten Ministranten herrühren, die mangels am frühen Morgen schwer beschaffbarer glühender Kohlen auf diese Art das Brennmaterial der Weihrauchkessel entzündeten. Die Höhe, in der sich die Vertiefungen an den Kirchtüren finden, und ihre Abmessungen würden zu solcher Benutzung des Feuerbohrers bestens passen. An der Wongrowitzer Kirche finden sich aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts mehrere Näpfchen durch die Namen ihrer Benutzer bezeichnet, die als spätere Dorfschullehrer nachgewiesen sind.“

Der Vorsitzende bemerkt hierzu, daß in dem bekannten südfranzösischen Wallfahrtsort Lourdes noch heute von frommen Besuchern in die Wände der Grotte Näpfchen mit Münzen gedreht werden. Das Steinmehl gilt als Volksmedizin, die Münze kommt in den Opferstock.

XV. Die Frage: Wo trat Joachim II. zum Protestantismus über? in Berlin oder Spandau, hat uns wiederholt beschäftigt. U. M. Herr Oberpfarrer Recke plädiert bekanntlich für die Nicolaikirche in Spandau. Vergl. Monatsbl. XVIII. S. 242.

Zu demselben Gegenstande äußert sich unser korr. M. Professor Dr. Otto Tschirch in seinen vor kurzem erschienenen Bildern aus der Geschichte der Stadt Brandenburg wie folgt: „Über den Ort des feierlichen Übertritts hat lange Streit geherrscht. Bis in die neueste Zeit hat die Annahme vorgewogen, Joachim II. habe die erste evangelische Abendmahlsfeier in Spandau begangen, und so hat der Kurfürst 1889 ein Denkmal vor der Spandauer Nikolaikirche zum Andenken an diesen Akt erhalten. Demgegenüber ist neuerdings überzeugend nachgewiesen worden, daß der bedeutsame Vorgang sich nicht in Spandau, sondern in der Berlin-Köllner Hofkirche abgespielt hat. Bei allen Schriftstellern des 16. Jahrhunderts, die den Ort des Übertritts nennen, wird Berlin als solcher bezeichnet; insbesondere nennt es auch Buchholzer, der Sohn des Propstes, der einst der Feier selbst beigewohnt hatte. Erst um 1630 kommt die entgegengesetzte Lesart auf, und es wird nun auch die unrichtige Behauptung dafür angeführt, Joachims Mutter, die lutherisch gesinnte Elisabeth, habe damals ihren Wohnsitz in Spandau gehabt, während sie doch erst viel später nach langwierigen Verhandlungen aus Sachsen dahin übergesiedelt ist. Für Berlin spricht auch ein wichtiges, gleichzeitiges Zeugnis des hiesigen (d. h. also des Brandenburger) Stadtarchivs, wonach zwei Geistliche von Neustadt Brandenburg 1539 zur Reformationsfeier nach Berlin gereist sind.“

Herr Pfarrer Muhs: Aus der kirchlichen Vergangenheit der Stadt Teltow (Berlin 1910) spricht sich dagegen, wie unsere Mitglieder wissen, auf Grund des Schwanebeckschen Hausbuchs für Spandau aus. Vergl. Brandenburgia-Monatsblatt XX. S. 200.

Der Streit wird wohl von Zeit zu Zeit immer wieder von neuem losbrechen, wie einst in den sieben Orten, die sich um Homers Geburt bekämpften.

XVI. Verein für Geschichte der Mark Brandenburg. Nachgeholt sei noch eine interessante Mitteilung von Herrn Professor Dr. Krabbo aus der Maisitznng.

Herr Professor Dr. Krabbo sprach über die Teilung der Mark Brandenburg durch die Markgrafen Johann I. und Otto III. Die beiden waren mit der Mark Brandenburg zur gesamten Hand belehnt, und zwar war zunächst Johann als der ältere der Brüder allein Markgraf und Reichsfürst; die Mitbelehnung Ottos war nur für den Fall erteilt, daß Johann kinderlos starb. Dann aber ist im Jahre 1233 Otto zum gleichberechtigten Mitinhaber des ungeteilten Reichslehens emporgestiegen, und bis 1258 haben die Brüder in Gemeinschaft regiert. Die Teilung, die sie dann vornahmen, lief dem Reichsrecht zuwider, konnte aber durchgeführt werden, da es damals tatsächlich keine Reichsgewalt gab, die die Markgrafen in ihren Absichten hätte hindern können.

Man kann vier Akte bei der Teilung unterscheiden:

1. Die Teilung von 1258: In ihr sonderten die Brüder die Hauptmasse ihrer Besitzungen; ungeteilt blieben jedoch die Doppelstadt Brandenburg und die linkselbische Altmark, also die Landeshauptstadt und das eigentliche Kernland der Mark, „die Mark“, wie die Altmark schlechthin genannt wurde. Diese Gebiete sollten auch weiterhin die nach außen ungeteilte Einheit der Mark repräsentieren. Ungeteilt blieben ferner einzelne noch unsichere Besitztitel, der brandenburgische Anteil am Lande Lebus, der Lehnsbesitz der Grafschaft Seehausen, der Pfandbesitz des Landes Bautzen. Im übrigen empfing Johann höchstwahrscheinlich damals das Land Havelberg, das Ruppiner Land, die Uckermark, Otto dagegen die Hauptmasse der Prignitz, das Land Stargard, die Zauche, den Barnim, den Teltow.

2. Da Ottos Anteil sich alsbald als der minderwertige herausstellte, so wurden ihm aus der Masse der unverteilter Güter durch einen Ergänzungsvertrag zugewiesen die allerdings starkgefährdete Grafschaft Seehausen samt dem brandenburgischen Anteil am Lande Lebus.

3. Die Halbheit der Teilung, die neben verteilten Gütern auch unverteilter bestehen ließ, bewährte sich nicht; so haben die Brüder 1260 eine weitere Teilung vorgenommen, durch die Johann die Altstadt Brandenburg und die Hälfte der Altmark, Otto die Neustadt

Brandenburg und die andere Hälfte der Altmark bekam. Nur der nach wie vor unsichere Pfandbesitz im Lande Bautzen verblieb auch jetzt unter gemeinsamer Herrschaft, und ebenso hielt man es mit den ersten, noch nicht gesicherten Erwerbungen, die man im Lande über Oder gemacht hatte. Im übrigen war jetzt alles verteilt.

4. Da nun aber wahrscheinlich 1262 der Bautzener Pfandbesitz in einen festen Lehnbesitz umgewandelt wurde, da weiter die Eroberungen im Lande über Oder sich rasch mehrten und festigten, so sind die Brüder 1266 auch an die Teilung dieser Gebiete herangegangen. Da sie vor deren Durchführung starben, so haben die beiderseitigen Söhne diese letzte Teilung 1268 nach den Anordnungen der Väter durchgeführt.

Bei allen diesen Teilungen handelt es sich nur um Zuweisungen von Nutzungen an den einen oder den anderen der Markgrafen und seine Erben. Die Einheit des Territoriums nach außen blieb durchaus gewahrt.

XVII. Vorgelegt: Max Kühnlein: Erklärung der Zeichen und Sinnbilder am Bauwerk der Heiligen Geistkirche in Berlin (Moabit) und

XVIII. Derselbe: Beiträge zur Geschichte der Ortschaften Hohen-Neuendorf, Birkenwerder, Lehnitz, Schönfließ, Glienicke, Hermsdorf i. M. und Stolpe, alles Dörfer im Nieder-Barnim. Mit Fleiß gesammelt und veröffentlicht in „Arbeiten der Landwirtschaftskammer für die Provinz Brandenburg“.

XIX. Vorgelegt: Robert Mielke: „Auf dem Wege zum Kurhut. Ein Erinnerungsbuch an den Zug des Burggrafen Friedrich von Nürnberg von Franken bis in die Mark Brandenburg vom 30. Mai bis zum 22. Juni 1412“. Mit 70 Textabbildungen und 1 Karte. Berlin 1912 bei Dietrich Reimer. — In der sorgfältig erwägenden Schrift sind alle Gründe vereinigt, die für das Einrücken des Burggrafen über Ziesar sprechen, bis er am 22. Juni in der alten Havelfeste eintraf. Die Schrift beansprucht für unser Jahr die größte Aktualität hinsichtlich der Hohenzollernfeiern, wird aber auch bis zu den Erinnerungstagen von 1414 und 1415 zu Rate gezogen werden und behauptet einen dauernden Wert für die Aufklärung der politischen Verhältnisse in unserer Mark vor einem halben Jahrtausend. Die Naturschilderungen und vielen und neuen Abbildungen sind eine belehrende Zugabe.

(Fortsetzung folgt im nächsten Heft.)

10. (3. ordentl.) Versammlung des XXI. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 25. September 1912, 7¹/₂ Uhr
im großen Sitzungssaal des Brandenburgischen Ständehauses
Mattäikirchstrasse 20/21.

Vorsitzender Geh. Reg.-Rat Ernst Friedel.

Von demselben rühren die Mitteilung zu I bis X, XII bis XIV
und XVII bis XXV her.

(Fortsetzung aus Heft 2.)

XX. Zwei Vorlagen. Der uns befreundete Verein für die
Geschichte Berlins hat zwei recht beachtenswerte Schriften heraus-
gegeben.

a) E. v. Siefert, Oberstleutnant z. D.: „Aus der Geschichte des
Brandenburger Tores und der Quadriga“. Mit 22 Abbildungen
im Text. (Heft XLV, 1912). Dies Buch ergänzt die bei uns und in
der Zeitschrift „Die Schnur“ erschienenen dankenswerten Mitteilungen
über das heroische Viergespann aus der Feder und dem Munde u. M.
Major z. D. Noël. Mit einem wahren Bienenfleiß sind alle dem Verfasser
zugänglichen Tatsachen von der Vorgeschichte des Tores bis zu den
Ausbesserungen im Jahre 1868 kritisch zusammengetragen.

b) Dr. phil. Dora Meyer: „Das öffentliche Leben in Berlin
im Jahre vor der Märzrevolution“. (Heft LXVI). Eine anschau-
liche Darstellung des unruhigen Jahres 1847, das durch Mißernten den
Berliner Kartoffel-Krawall im April hervorrief. Ebenso werden die inneren
politischen Vorgänge, die sich im Wesentlichen an den Vereinigten
Landtag anschlossen, eingehend gewürdigt.

XXI. Vorlage: Im Verlage unsers Mitgliedes Julius Köppen
erscheint demnächst aus der Feder u. M. Major z. D. Louis Noël ein
zeitgemäßes illustriertes Werk: „Die deutschen Heldinnen aus den
Kriegsjahren 1807 bis 15 nebst einem Anhang: Heldinnen
neuerer Zeit“. — Sie kennen alle die Tätigkeit, die unser verehrtes
Mitglied schon seit Jahren auf diesem Forschungs-Gebiet entfaltet,
ebenso wissen Sie, mit welchen Mühen und Arbeiten Herr Noël bei der
Sammlung des überall verstreuten Materials zu kämpfen gehabt hat.

Ich bitte, von den ausliegenden Prospekten Gebrauch zu machen. Das Buch erscheint in einigen Wochen und ist für den Weihnachtstisch besonders geeignet.

XXII. Vorlagen: Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Potsdams. Herr Amtsgerichtsrat Julius Haeckel, der ebenso eifrige wie erfolgreiche Erforscher der Geschichte Potsdams und seiner Umgebung, bringt uns in zwei Heften erfreuliche Beiträge. Nr. 311: „Neues vom Jagdschloß Stern.“ Wegen einer eingeschliffenen Zahl — 1714 — neben dem Stern in der Fensterscheibe der Saaltür wurde bislang ziemlich allgemein angenommen, daß das Jahr 1713 das Erbauungsjahr des kleinen Schloßchens sei. Haeckel weist nach, daß dies ein vollkommener Irrtum ist. Das Jagdschloß ist vielmehr erst 1731/32 in dem damals aufkommenden holländischen Baustil errichtet, und H. schließt seine Mitteilung mit Recht in dem Satze: „So hat das Jagdschloß Stern als unmittelbarer Vorläufer und Vorbild des holländischen Viertels seine besondere Bedeutung für Potsdam und seine Baugeschichte.“ — Nicht minder interessant sind die in Nr. 312 enthaltenen „Beiträge zur Geschichte der Potsdamer Riesengrenadiere“ (des Lieblingsregiments Friedrich Wilhelms I.).

XXIII. Vorlagen: Die Monatsblätter des Touristenklubs für die Mark Brandenburg. Nr. 5 bis 8. 1912. In Nr. 5 Nachrichten und zwei Bilder aus Zehdenik. — In Nr. 6 von A. Arndt eine dankenswerte Schilderung des altertümlichen Dörfchens Lützen, Kreis Angermünde.

XXIV. Vorlage: Pfarrer A. Jacoby: Zeichnungen und Inschriften auf Dachziegeln.“ Kurz vor seinem Tode hatte u. M. Herr Dr. Fiebelkorn (siehe Nr. IV a) mir die Tonindustrie-Zeitung vom 14. Mai d. J. zugesendet, in der sich S. 801—803 obiger interessanter Artikel befindet. (In derselben Zeitung 1910 Nr. 46, 78, 81, 87 stehen ähnliche Artikel.) Die Jacoby'sche Mitteilung bezieht sich auf Material aus dem Elsaß im Museum zu Straßburg. Es sind das hauptsächlich platte Ziegelsteine (sogen. Biberschwänze) aus dem 15. bis 19. Jahrhundert. Uebrigens kommen dergleichen Steine auch in Berlin und der Provinz Brandenburg vor; das Märkische Museum besitzt sogen. Feierabendsteine (auch Biberschwänze) mit der untergehenden Sonne, die als Zeichen besonderen Eifers überreicht wurden, ebenso Ziegel, die sich auf die Abdeckung des Neubaus beziehen, alles, um Trinkgelder zu erzielen.

E. Bildliches und Verwandtes.

XXV. Unser Ausschußmitglied Herr Rechnungsrat Kerkow legt die Einteilung für die Ansichtspostkarten-Sammlung der Brandenburgia vor. Letztere zerfallen in Abbildungen, welche sich beziehen

auf Personen, Häuser und Gegenden Berlins und der Provinz Brandenburg sowie auf Ereignisse aus demselben Gebiet (z. B. Einzüge, Umzüge, Empfänge s. dgl.). Außerdem findet sich noch eine Abteilung „Verschiedenes“, welche u. a. schöne Reklamekarten aufweist. Die Mitglieder und Freunde unserer Gesellschaft werden gebeten diese Sammlungen zu bereichern. Auch beschriebene Ansichtskarten werden genommen. Daneben besitzt die Brandenburgia auch größere Photographien, Drucke, Kupfer, Lithographien, Handzeichnungen. Hier wird ebenfalls um Zuwendungen gebeten. Diese Abbildungen sind wohl geordnet durch Herrn Kerkow, verwahrt in einem Schrank im Direktionszimmer des Märkischen Museums und nach Rücksprache mit Herrn Kerkow. Jedermann leicht zugänglich.

Es möge sich jedes Mitglied vornehmen, jeden Monat eine Karte zu stiften. Wenn dies geschieht, erhalten wir binnen Jahresfrist eine stattliche Sammlung. Herr Kerkow wird auch gern besonders mitteilen, welche Ortschaften und Gegenden in unserer Sammlung noch gar nicht oder nur unvollständig vertreten sind.

Beim 25jährigen Jubiläum der Brandenburgia soll alsdann eine öffentliche allgemeine Ausstellung dieses wichtigen Bilderschatzes der Brandenburgia erfolgen.

XXVI. U. M. Herr Zahnarzt Reichhelm, Treuenbritzen berichtet über von ihm gemachte neue Funde von Riesenblöcken der Fläming-Landschaft.

„Als Fortsetzung des Verzeichnisses der Riesenblöcke der Fläming-Landschaft, wie sie bisher von Postrat Steinhardt (6 Abbildungen) im Jahrgang XI. 1902/03 S. 402 u. f. des Monatsblattes und im 12. Bande 1907 des Archivs der Brandenburgia geschildert sind, möchte ich heute noch nachfolgende 12 Steine anführen, mit denen ich das Verzeichnis für vollständig halte. Von diesen liegen die Steine 7–12 nicht mehr in der Provinz Brandenburg, sondern im benachbarten Anhalt, jedoch in nächster Nähe der Grenze, sodaß ihre gleichzeitige Erwähnung wohl berechtigt ist. Alles was über die Herkunft und Beschaffenheit der früher beschriebenen Steine gesagt ist, trifft auch auf die des jetzigen Verzeichnisses zu. Ebenso wie jene liegen auch diese meist abseits vom Wege und sind schwer zu finden, sodaß sich die Mitnahme eines Ortskundigen empfiehlt. Doch habe ich für alle Fälle versucht, die Lage jedes Steines möglichst genau anzugeben. Am sichersten wäre es, nach diesen Angaben den gedachten Ort des Steines auf der Meßtischkarte einzutragen und dann den Stein aufzusuchen. Als Ausgangspunkt für die Berechnung der Entfernungen ist die Kirche, wo diese nicht vorhanden, der gedachte Mittelpunkt des Ortes angenommen. Nachzutragen ist noch, daß der im Archiv unter Nr. 70 beschriebene Kuhlowitzer Stein im letzten Winter gesprengt und verbraucht worden ist.“

Zu der erstgenannten Gruppe, die Herr Postrat Steinhardt mitteilte, sei, wie Monatsblatt XI 1902/03 S. 278 angeführt bemerkt, daß Herr Reichhelm eine lehrreiche Ansichtskarte mit 6 Ansichten dieser Riesensteine angefertigt hatte, die in der Versammlung am 24. September 1902 vorgelegt wurde und die mehrfache Verbreitung auch in Kreisen der Geologen gefunden hat.

An Herrn Reichhelm richten wir die Bitte, ebenfalls von den neu von ihm beschriebenen Riesenblöcken eine ähnliche verkäufliche Ansichtskarte herzustellen.

Gleichzeitig richtet die Brandenburgia an die betreffenden Landratsämter die Bitte, für den Schutz dieser unersetzlichen Naturdenkmäler mit allen Machtmitteln, eventuell auch mit Überredung und Bitte um Schonung und Erhaltung eintreten zu wollen.

Dieselbe Bitte richten wir aber ganz besonders an den Ausschuß für die Erhaltung der Naturdenkmäler der Provinz Brandenburg, dessen Vorsitzenden Herr Gymnasial-Direktor Wetekamp, unser hochgeschätztes Mitglied, ist.

Solche Barbarei wie die Zerstörung des Kublowitzer Steins sollte nicht wieder vorkommen und wäre wohl zu vermeiden, wenn der Naturdenkmalsaufsichtsschutz Pfleger bestellte, die die Riesensteine ihres Bezirks in beständige, sorgfältige Obhut nähmen.

(Allgemeine Zustimmung).

Die Brandenburgia behält sich vor, tunlichst alle von Herrn Reichhelm in so dankenswerter Weise topographisch festgelegten Riesenblöcke im Monatsblatt abzubilden.

Es folge nunmehr Herrn Reichhelms Bericht über die Lage und Beschaffenheit der neu entdeckten Riesenblöcke. (Siehe Tabelle Seite 37.)

Anmerkungen: Nr. 2 ist auf dem Meßtischblatt verzeichnet. Nr. 3 liegt in zwei Hälften zersprengt. 5 liegt zum Teil im Brombeergebüsch versteckt, daher der Name. 6. Alte Erzählung: „Als sich zwei Jäger in der Nähe des Steines auf Anstand befanden, wurden sie plötzlich von zehn Hasen umlaufen, die trotz allen Schießens immerfort um sie im Kreise herumliefen. Als die Jäger endlich ohne jede Wirkung ihr ganzes Pulver verschossen hatten, verschwanden die Hasen spurlos hinter dem Stein. Es waren also Kobolde.“ 10. Hier rastete Luther während einer Reise. Auch ein Brunnen in der Nähe des Ortes ist nach ihm benannt. Zu Nr. 8 und 9. Ähnliche Steine sollen früher den ganzen Hügel in Form eines Kreises umstanden haben.

XXVII. Demnächst hielt Herr Dozent und Schriftsteller Paul Alfred Merbach den angekündigten Vortrag: „Ernst Raupach, ein deutscher Dramatiker und Bühnenherrscher,“ der mit vielem Dank und lebhaftem Beifall aufgenommen wurde.

Namen des Steines	Besitzer	Lage	Höhe über dem Erdboden in Metern	Länge	Breite	Umfang	Meßtischblatt Nr.
1. Große Stein bei Ahrensnest	Herrschafflich	750 m südsüdwestlich am Rande einer Rommel im Buchenwald	2,0	5,0	2,0	14,0	2105
2. Saustein b. Setzsteig	"	1500 m südsüdöstlich am Wege Serno-Lotzschke	2,0	2,5	2,0	9,0	2172
3. Große Stein in der Belziger Kirchheide	Stadt Belzig	1 km südwestlich der Heilstätte, in einer Talmulde im Walde	0,5	1,5	1,0	3,0	2106
4. Blaue Stein b. Mahlsdorf	Herrschafflich	2 km nördlich von Mahlsdorf, 150 m östlich der Blauen Steinsallee, an einem Gestell der Mahlsdorfer Forst	1,0	2,1	2,0	4,0	2105
5. Brombeerstein auf d. schwarzen Berge b. Rädigke	Bauernbesitz Rädigke	3 $\frac{1}{2}$ km nördlich von Raben, 450 m östlich der Raben Belzig. Str. an einem nord-südl. führenden Feldwege	1,0	1,5	1,5	4,5	2173
6. Koboldstein b. Zeuden	Bauernbesitz Zeuden	1500 m westlich vom nördlichen Dorfausgang in Zeuden, in der Fortsetzung eines Feldweges, am Abhange der Ostseite des weißen Tales im Walde	0,5	2,0	1,5	5,0	2174
7. Große Stein an der Berkauer Grenze	Gutsbes. Boelke, Berkau	2 $\frac{1}{2}$ km nördlich vom Hirseberg bei Berkau, 1 $\frac{3}{4}$ km nordwestlich von Kerzendorf	0,5	3,0	1,5	8,0	2243
8. Östliche Steine auf dem Hackschberge b. Berkau	Gutsbes. Boelke, Berkau	2 $\frac{1}{4}$ km nordwestl. von Berkau, 3 km westlich von Kerzendorf	0,7	1,7	1,0	5,0	"
9. Westliche Steine auf dem Hackschberge b. Berkau	"	50 m westlich vom vorigen	0,7	1,5	1,0	5,0	"
10. Lutherstein b. Goeritz i. A.	Bauernbesitz Goeritz	1500 nordöstlich von Goeritz am Walde	1,2	2,0	1,5	5,0	2172
11. Lange Stein b. Goeritz i. A.	"	1500 nordöstlich am Walde in den Maickenstücken	0,5	2,5	1,5	8,0	"
12. Riesenstein b. Nedlitz i. A.	Herrschafflich	1 km östlich von Nedlitz, am Bahnübergang nach nach Hagendorf	2,5	3,0	3,0	9,0	2171

Herr Merbach hatte gleichzeitig die Güte, den nachfolgenden Bericht über seinen Vortrag der Brandenburgia für das Monatsblatt zu übergeben.

Nach einer Einleitung über die Bedeutung und den Wert des Schiller - Epigonentums und einer Schilderung der Lage des deutschen Dramas im 2. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts schildert der Vortragende den Entwicklungsgang des Dichters, die freundlose Kindheit, die rein verstandesmäßige Erziehung des Vaters und die daraus entstehenden

Charakterzüge des späteren Dichters. Seine Hallenser Studentenzeit im Beginne des Jahrhunderts wird nach ihren beiden scharf gesonderten Perioden erörtert: die tolle Zeit brausender Jugend und die darauf folgende Einkehr, sowie der Beginn der Hauslehrertätigkeit. Raupach folgt dann dem älteren Bruder Friedrich nach Petersburg, wo er sich nach einem pädagogischen Abstecher auf ein Gut in der Nähe Moskaus durch lange Jahre als Erzieher und schließlich als Universitätsprofessor für Geschichte sehr wohl fühlt, bis im 1822 infolge einer ungerechten Denunziation aus dem Lande scheiden muß. In diese Periode der Lehr-tätigkeit, die der Vortragende an der Hand eines alten Kollegheftes eines Hörers von Raupach lebendig zu schildern in der Lage ist, fällt Raupachs nur einjährige Ehe mit Cäcilie von Wildermeth, deren Ende ihn vollständig daniederwirft. Von Rußland wendet er sich über das heimatliche Liegnitz und Wien nach Italien, um dann nach einem vergeblichen Versuche in Weimar festen Fuß zu fassen — die Audienz bei Goethe wird nach den verschiedenen Berichten geschildert — schließlich in Berlin festen Fuß zu fassen. Damit endet der erste Abschnitt in des Dichters Leben, dessen Hauptwerke zunächst einer Betrachtung unterzogen werden. Vortragender hebt die Verdienste Sophie Schröders um Raupachs Dichtung hervor, charakterisiert und belegt mit Beispielen seine Sprache und den Aufbau der Stücke, die nur um des Erfolges der Bühne gerade so, wie sie sind, angelegt wurden. Die ungemeine Raschheit der Arbeit Raupachs wird nach seinen eigenen Aufzeichnungen an etlichen drastischen Beispielen dargetan, von seinem schlichten und einfachen Leben ist die Rede, von seinem Rittergute, das er sich erschrieben und sehr gut wieder verkauft hatte. Seiner Tätigkeit beim Lesekomitee des Hoftheaters wird gedacht, sein Verkehr mit Tieck, Hegel und Raumer geschildert und schließlich den menschlichen und politischen Ursachen seines allmählich schwindenden Einflusses. Nach den Schilderungen Holteis erfährt die Episode aus dem Ende seines Lebens, sein Geschichtsunterricht, den er dem Prinzenpaare von Preußen gab, eine genauere Wiedergabe, desgleichen wird seiner zweiten Heirat mit Pauline Werner gedacht und schließlich sein Tod — in großer Vergessenheit — geschildert, ebenso wie das Begräbnis und die Wiederherstellung des Grabes durch das Berliner Hoftheater auf Veranlassung des Vortragenden. Nach der Darlegung dieses Lebensganges geht der Vortragende über zur Charakterschilderung Raupachs; er war ein sehr industriöser Herr, äußerlich und innerlich von etlichen abstoßenden Zügen; gleichzeitige Zeugnisse belegen dies.

Der Vortragende gibt dann als den letzten Teil seiner Ausführungen eine Charakteristik etlicher wichtiger Stücke von Raupach, die von 124 heute noch irgend eine Gegenwartsbeziehung haben. Ausführlicher geht er auf die Hohenstaufen ein, ebenso auf den Nibelungenhort, die Tochter

der Luft — wegen der persönlichen Beziehungen zu Auguste Crelinger, dem Mitgliede des Berliner Hoftheaters —, den Müller und sein Kind und andere, die hier aufzuführen zu weit gehen würde. Den Abschluß bilden etliche Episoden aus dem gegen die Vormachtstellung Raupachs geführten literarischen Kampfe sowie eine kurze Präzisierung der entwicklungsgeschichtlichen Stellung Raupachs in der deutschen Literatur: er hat auf dem Wege verstandesmäßiger Dichtung eine Vermittlung zwischen romantischer und rationalistischer Literatur geben wollen.

XXVIII. Nach der Sitzung zwangloses Beisammensein im Hofbräu-Restaurant, Potsdamerstr. 127 u. 128.

11. (8. ausserordl.) Versammlung des XXI. Vereinsjahres

in Potsdam, Sonntag, den 6. Oktober 1912 zur **Besichtigung des Neuen Gartens in der Herbstlaubfärbung** unter Führung des Vorsitzenden Geheimrat E. Friedel und u. M. Dr. med. Friedrich Netto, der die Teilnehmer am Bahnhof in Empfang nahm.

U. M. Herr August Foerster stattet über das Gesehene und Erlebte folgenden Bericht ab: Die Befürchtung, die letzten drei Frostnächte könnten durch verstärkten Laubfall die zu erwartende Pracht vermindert haben, erwies sich an Ort und Stelle als grundlos. Ist Potsdam und seine Umgebung an sich durch herrlichen Baumwuchs ausgezeichnet, so ist es vor allem der „Neue Garten“ durch die Mannigfaltigkeit seines Baumschmuckes. Von König Friedrich Wilhelm II. gleich nach seinem Regierungsantritt in absichtlichem Gegensatz zu der in Sanssouci entfalteten französischen Gartenkunst im englischen Geschmacke angelegt, welcher seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts in Mode war, empfing der „Neue Garten“ nächst einer lückenlosen Anpflanzung wohl aller deutschen Waldbäume eine beträchtliche Anzahl nicht bei uns heimischer Bäume, die sich in den 130 Jahren unter entsprechender Pflege zu Baumriesen entwickelt haben. Genannt seien davon amerikanische Steineichen, verschiedene Ahorne, Sumpfyypressen, Weimuts-Kiefern u. a. Nun ist es ja bekannt, wie verschiedenartig sich Bäume, selbst der gleichen Art, im Herbst bunt färben; es lag also nahe, in diesem Jahre, das reicher Laubentfaltung so förderlich gewesen, eine besondere herbstliche Pracht gerade im „Neuen Garten“ zu vermuten. Und wahrlich, niemand hatte es zu bedauern, zumal im Glanze eines Sonnentages, wie er uns seit lange nicht mehr beschieden gewesen, in einstündiger Wanderung Zeuge einer Farben-Sinfonie wunderbarster Art gewesen zu sein. Immer wieder blieb man stehen, um eines

besonders schönen Anblickes froh zu werden, einer noch völlig grünen Steineiche auf dem Hintergrunde einer orangerot-schimmernden Buche, einer Gruppe sich eben erst zu färben beginnender Sumpfyypressen und gewisser ausländischer Laubbäume, die sich gegen das dauerhafte Dunkelgrün der Erlen und das Graugrün der Weiden im schönsten Maigrün lange behaupten. Wer den Herbst in höchster Farbenpracht genießen will, dem sei ein baldiger Besuch des „Neuen Gartens“ empfohlen, ehe Stürme jener ein schnelles Ende bereiten!

Doch die „Brandenburgia“ weiß mit dem Naturgenuß an der märkischen Heimat auch stets den Zweck der „Heimatskunde“ zu verbinden. Gleich beim Eintritt in den Park von der Glienicker Brücke aus, von der einen kurzen Blick auf die von Segelbooten, Motorbooten und Dampfern belebte Havel und ihre prangenden Ufer zu werfen vergönnt war, wurde die Königliche Matrosenstation Kongsnaes besucht und hier ein Vortrag des Königl. Jachtkapitäns Velten angehört, welcher in Kürze die Vorgeschichte des geschmackvollen, norwegischen Vorbildern entsprechenden Baues schilderte. Es ist in diesen in den Jahren 1903 bis 1905 ausgeführten, der Ausübung des Segelsports gewidmeten charakteristisch ausgeschmückten Halle eine Lieblingsidee unseres Kaisers aus seiner Jugendzeit verkörpert. Über die Schwanenbrücke, so genannt, weil ihre Kragsteine von steinernen Schwänen getragen werden, ging es dann nach dem „Neuen Garten“. Den liebenswürdigen, viel ausgefragten Führer machte hier Dr. med. Netto, bekannt als der beste Kenner Potsdamer Vergangenheit. Vorüber an den verschiedenen „Aha's“, wie die wechselnden Ausblicke zwischen Bäumen und Schilf hindurch auf die Havel auch technisch genannt werden, wurde der sogenannten Einsiedelei und weiterhin der kunstvoll aus Felsblöcken gefügten „Grotte“ an Ort und Stelle eine kurze Besprechung zu teil, später auch der „Orangerie“, die längs des Bauzaunes um das Terrain errichtet wurde, auf welchem dem Kronprinzen ein Schloß entsteht, das er mit dem jetzt bewohnten, den Mittelpunkt des „Neuen Gartens“ bildenden Marmorpalais zu vertauschen beabsichtigt. Ausführlichere Mitteilungen verschob in allen Fällen Dr. Netto auf einen Vortrag, mit dem er am Ende der Wanderung nach Sonnenuntergang im Gartenrestaurant „Zum Neuen Garten“ die Gesellschaft erfreute. Dieser Vortrag behandelte, wie beim Besuch einer Schöpfung König Friedrich Wilhelm II. nahe liegend, die merkwürdige Wandlung des öffentlichen Lebens in Potsdam während der elfjährigen Regierungszeit (1786 bis 1797) dieses Königs, welcher, ein Neffe seines großen Vorgängers und Sohn jenes Prinzen von Preußen August Wilhelm, der nach Entziehung seines Armeekommandos im dritten schlesischen Kriege, wie man sagt, an gebrochenem Herzen starb, eine von Friedrich II. grundverschiedene Persönlichkeit war. Wenn es in den letzten Lebensjahren des großen Königs

in Potsdam schon lange kein Geheimnis mehr war, daß dessen früher so reichlich bekundetes Interesse an der ihm unendlich viel verdankenden Stadt geschwunden, ja daß in selbstquälerischer Grille ihm sogar die Erhaltung der Kunstschöpfungen in Sanssouci und dem Neuen Palais gleichgültig geworden war, so wußte beim Hintritt Friedrich II. in Potsdam auch alle Welt, daß unter seinem Nachfolger ein völliger Umschwung bevorstehe. Was dem Leben Friedrich II. gefehlt hatte, war die Frauenliebe. Was vom Leben an seinem Hofe die Frauen beinahe ausgeschlossen hatte, diese Sinnesart fand in der Weltfreudigkeit Friedrich Wilhelms ihr völliges Gegenteil. Fortan spielte die Dame in der Hofgesellschaft die Hauptrolle, und bei weitem nicht immer die Dame als Trägerin edler Weiblichkeit. Hierzu kamen des Königs mystische Neigungen, die von gewissenlosen Höflingen ausgenutzt wurden, mit der Wirkung, daß in wenig Jahren der Fridezianische Geist in allen Zweigen des öffentlichen Lebens schwere Einbuße erlitten hatte. In diesem Zusammenhange gedachte der Vortragende der vorher, wenn auch nur von außen, gesehenen Baulichkeiten, der Einsiedelei, der Grotte und der Orangerie; denn die Besichtigung ihres interessanten und zum Teil prächtig ausgestatteten Innern wird bezüglich der ersten beiden gewährt. Gerade an sie knüpfen sich Erinnerungen an mystisch-phantastische Vorführungen mit Aeolsharfen-Begleitung und Geistererscheinungen im Stile der von Schiller in seinem „Geisterseher“ geschilderten, die nachweislich die Seele des Königs mehr und mehr verdüsterten. Freundlichere Erinnerungen knüpfen sich an die Orangerie, in denen der König, ein meisterhafter Cello-Spieler, von Zeit zu Zeit Konzerte veranstaltete, zu denen jeder anständig Gekleidete freien Eintritt hatte. Die interessanteste Erinnerung aber weist die Orangerie vom 2. Januar 1813 auf, als dem in ihr gerade weilenden König Friedrich Wilhelm III. die kühne Tat des Generals York, dessen in der Silvesternacht in Tauroggen erfolgter Anschluß an den russischen General Diebitsch, gemeldet wurde. Erinnerungen eigener Art sind auch mit dem für Friedrich Wilhelm II. durch Gontard gebauten Marmorpalais verbunden. Errichtet ist dasselbe aus Backsteinen und Marmor, und sinnfällig gekennzeichnet durch seine grünen Fensterläden; doch darf die Verwendung von Marmor zu der Anlage nicht gerade als einwandfrei gelten, weil das kostbare Gestein einem von Friedrich II. in der langen Allee in Sanssouci, um deren weite Erstreckung anmutig zu unterbrechen, angelegten Rundbau mit Figurenschmuck entnommen wurde. Hierbei soll kostbaren Monolithen aus schlesischem Marmor durch Zerstückelung übel mitgespielt worden sein. Neuer Garten und Marmorpalais haben lange dafür gegolten, daß dort etwas gelebt und gewebt hatte, das nicht recht in die Überlieferungen der Hohenzollern paßte. Diese Erinnerung ist indessen längst beschworen, seitdem der gegen-

wärtige Kaiser dort als Prinz seinen Einzug gehalten hatte. Dort sind die meisten seiner Kinder geboren. Immerhin spricht man, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, von der kalten Pracht dieses Palais, und wenn jetzt der Kronprinz an den Tausch mit einer behaglicher eingerichteten Wohnung denkt, so ist ihm dies nachzufühlen. Dem Redner dankte Geheimrat Friedel im Namen der „Brandenburgia“. Gewiß sei es gerade kein schönes Kapitel Potsdamer Vergangenheit, woran die Geschichte der Örtlichkeit erinnere; doch halte die Gegenwart schadlos, denn schönere Bäume als hier seien weit und breit nicht zu finden.

Der Direktor des Hohenzollernmuseums Dr. Paul Seidel hat in dem von ihm herausgegebenen Hohenzollern-Jahrbuch 1906 eine großangelegte mit Bildern verzierte Monographie „Das Marmorpalais im Neuen Garten zu Potsdam“ herausgegeben, auf die alle, welche sich näher unterrichten wollen, verwiesen werden können. Vermißt wird ein zuverlässiger Führer durch den „Neuen Garten“, Taschenformat, mit Lageplan, nicht über 50 Pf. kostend und am Eingang verkäuflich. Er würde sicherlich starken Absatz finden.

12. (9. ausserordl.) Versammlung des XXI. Vereinsjahres.

Montag, den 7. Oktober 1912, mittags, in dem altköllnischen Patrizierhause Breitestraße 11.

Herr August Förster, unser geschätztes Mitglied, berichtet über dieselbe wie folgt: Niemand ahnt nach dessen ziemlich schlichtem Äußern, den nur zwei Stockwerken und nur fünf Fenstern Front, welche Schätze an Innenschmuck im edelsten und feinsten Rokokogeschmack das Haus birgt, das in der Hauptstraße des alten „Kölln“, hart an der „Neumanns-Gasse“, zwischen den es überhöhenden Gebäuden des Vossischen Zeitungsverlages und des Rudolf Hertzog'schen Geschäftshauses liegt. Das Haus hat eine recht interessante Geschichte, welche der Gesellschaft von der Architektin Fräulein Dr. phil. Michaelson als Einleitung der Besichtigung erzählt wurde, zu der die Besitzerin, Frau Anna Ermeler, die gütige Erlaubnis erteilt hatte. Frl. Dr. Michaelson übernahm auch im weiteren die von ihr höchst sach- und kunstverständlich zur Ausführung gebrachte Leitung und Erklärung. Daß schon frühzeitig an dieser Stelle ein stattliches Haus gestanden hatte, ist durch den Umstand bezeugt, daß es im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts

von einem Manne bewohnt war, der später als Bürgermeister genannt wurde. Bis in die Tage Friedrichs des Großen weisen die Schoßregister dann ansehnliche, zum Teil hervorragende Bürger als Besitzer auf. Der Erbauer des gegenwärtigen Hauses war der im Adreßkalender auf 1762 als „Hoflieferant und Goldsticker“ bezeichnete Peter Friedrich Damm. Die Rechnungsakten für die Armee berichten über seine Lieferungen von Lederzeug und Monturen. Er kaufte 1760, nachdem er vorher in der Klosterstraße gewohnt, das Grundstück in der Breiten Straße von dem Bankier Robert von Wylich für 20 000 Taler und ließ hier in den nächsten zwei Jahren dies Haus erbauen, das mit allem Luxus der Zeit und mit einer solchen Gediegenheit ausgestattet wurde, daß es noch heute, nach 150 Jahren, für die einzigartige Altberliner Kultur der friedericianischen Zeit beredtes Zeugnis ablegt. Im Damm'schen Besitz blieb das Haus bis 1804, wo die Erben es an Johann Heinrich Neumann verkauften, der im Hofe eine Tabakfabrik erbauen ließ. Dessen Besitznachfolger war 1824 Wilh. Ermeler, früher am Mühlendamm wohnhaft, dann am Köllnischen Fischmarkt. Über spätere Erneuerungen belehren einige Inschriften. Unter dem Namenszuge des Erbauers P. F. D., 1761, steht ein E. W. Renovatum 1825 und daneben A. E. 1872. Doch ist offenbar mit großer Pietät nach Möglichkeit bei Renovierung der alte Zustand erhalten worden. Die Fassade mit Rankenfries rührt von der ersten Erneuerung her, ebenso die Kassettendecken des Vorderflures und etwa eine neue rote Tapete, neue Öfen und ähnliches. Es ist deutlich erkennbar an dem „gereinigten“ Geschmack, d. h. am Empire- und mehrfach am Biedermeierstil; aber alle diese Zutaten sind unvergleichlich der Schönheit und Gediegenheit des Rokoko, der ersten Einrichtung und Ausschmückung, das zum Glück nur geringe Einbuße erfahren hat. Offenbar hat ein Künstler von großem Talent und höchstgeschulter Technik die Ausschmückung des Hauses im edelsten Stil sich zur Aufgabe gemacht. Er ist nur an einer Stelle genannt. Der Meister, der dies ganze wundervoll geschaffen, war Carl Friedrich Fehhelm, d. A., der „Königliche Theatermaler“; er wohnte im Hause nebenan. Gehilfen mag er wohl herangezogen haben — manche stilistische Verschiedenheiten beweisen es —; alle aber verfügten über ein bedeutendes Können und guten Geschmack. In das Haus eintretend wird der Beschauer schon durch das wunderhübsche Treppenhaus und das kunstvolle, schmiedeeiserne Gitter der Wendeltreppe gefesselt. Wandgemälde, Rokokolaternen (jetzt für elektrisches Licht eingerichtet), zieren das Treppenhaus. Etwas nachgedunkelt lassen erstere doch die frühere glanzvolle Erscheinung erraten. In fast unveränderter Frische prangt der reiche Wand- und Deckenschmuck aller Räume, fast in allen Fällen wirken hier feinste vergoldete Stuckarbeit und Malerei zusammen. Die Wunderwelt römischer Ruinen scheint es dem Künstler angetan zu

haben; doch fehlen auch nicht reizvolle Landschaften, und besonders zierlich sind die Deckenmalereien und die Gemälde über den Türen und an Wand- und Kamintüren. Hier hat auch praktischer bürgerlicher Sinn mit dem Künstler zusammengewirkt. Alles in allem: Dies in seiner Innenpracht wenig bekannte Patrizierhaus gehört zu den wertvollsten Erinnerungen Alt-Berlins.

Der Vorsitzende Geheimrat Friedel dankte Frl. Dr. Michaelson für den belehrenden Vortrag und der Frau Anna Ermeler für die freundliche Führung.

Es sei, schloß Herr Friedel, dringend notwendig, daß dies Haus mit seinem alten Inventar als ein Kulturdenkmal für alle Zeiten tunlichst unverändert erhalten bleibe und zu diesem Zweck in irgend einer noch näher zu vereinbarenden Form in das Eigentum der Stadt Berlin gelange.

Die sehr zahlreiche Versammlung begrüßte diese Hoffnung und diesen Vorschlag allseits freudig.

Kleine Mitteilungen.

Das Hebewerk bei Liepe. Der erste Wettbewerb vom Jahre 1906 führte zu keinem befriedigenden Ergebnis, weil kein Entwurf von der Akademie für Bauwesen als unbedingt betriebssicher angesehen wurde. Trotzdem enthielten die Entwürfe derartige Anregungen, daß darauf weitergebaut werden konnte, und so ist nun der Entwurf der Firma Beuchelt & Co. in Grünberg i. Schles. vom Minister der öffentlichen Arbeiten genehmigt und danach der Bau in Aussicht genommen worden. Das Hebewerk wird dicht neben der Schleusentreppe erbaut werden. In der Jubiläumskunstausstellung findet sich ein sehr schönes Bild von der Lieper Schleusentreppe.

Nach dem Zentralblatt für Bauverwaltung XXXIII. Jahrg. S. 109.

Verkehrshemmungen an der Schleusentreppe bei Liepe. Die 60 cm starke Betonsohle der Schleuse 2, d. h. der zweiten von oben, hat Risse bekommen und hat nachgegeben. Dadurch ist bei gefüllter Schleuse, die 9 m Wasserhöhe hält, Wasser in den Untergrund eingedrungen und hat sich weiter einen Weg bergab gesucht. Es soll nun die schwache Kammersohle entfernt und durch eine 1,40 m starke Eisenbetonlage ersetzt werden. Außerdem wird am Oberhaupt der Schleuse längs der Stirnwand eine 40 cm breite eiserne Spundwand, die 11 m tief hinabreicht, geschlagen werden.

Die Lieper Schleusentreppe liegt dort, wo die Eberswalder Terrasse an die Uckermärkische Hochfläche stösst. (Vergl. Monatsblatt XXI. Jahrg. S. 17.) Ist dieser landschaftliche Zug durch Krustenbewegungen entstanden, so ist es kein Wunder, wenn die Erdschichten dadurch beeinflusst wurden. In der Tat ergab sich auch bei den Ausschachtungsarbeiten ein Bild, das die Erdschichten in sehr gestörter Lagerung zeigte. Ob die Lagerungsstörungen bei dem Einbruch eine ursächliche Rolle gespielt haben, ist natürlich nun wohl nicht mehr zu entscheiden. Für den Geologen ist die Ursache der Betriebsstörung immerhin beachtenswert.

Wehre und Schleusen an der oberen schiffbaren Spree von Papke. Die Anlagen liegen zwischen Leibsch und Flutkrug. Die zu engen Stellen des Flußschlauches sind erweitert und die zu flachen vertieft worden. Außerdem ist die Länge des Laufes, die bisher 87 km betrug, durch etwa 40 Durchstiche und 15 größere Abstiche um mehr als ein Fünftel verkürzt worden. Neben der Schifffahrt sollten aber auch die Wiesen Nutzen haben, die bei Niedrigwasser oft zu trocken lagen; deshalb sind 6 Stauwerke errichtet worden und zwar bei Alt-Schadow, Kossenblatt, Trebatsch, Beeskow, am Wergensee und bei Drahendorf. Außerdem sind drei Schiffsschleusen mit Finowmaßen erbaut worden, nämlich bei Alt-Schadow, bei Trebatsch und bei Beeskow, und endlich ist neben dem Wehr am Wergen-See eine Kahnschleuse angelegt worden.

Nach dem Zentralblatt f. Bauverwaltung XXXII. Jahrg. S. 109.

Eine märkische Gutsanlage in Gassen (Ndr.-Laus.) von Julius Michael, Reg.-Baurat in Brühl a. Rh.

Der Gutshof ist ungefähr ein Quadrat von 100 m Länge. An seiner Nordseite parallel zur Lubst liegt das Herrenhaus und zu beiden Seiten die Ställe und im Hintergrund die Scheune. Das Herrenhaus überragt die Ställe, weil es zweistöckig ist und ein hohes Mansardendach besitzt. Es besteht aus Erdgeschoß und einem Stock und hat 17 Fenster Front. Die Front wird unterbrochen von dem fünf Fenster breiten Mittelrisaliten, über dem sich ein dreieckiges Giebelfeld mit Kriegselementen erhebt. Der Eingang führt in einen Vorraum mit den Treppen zum Keller und zum ersten Stock. Da unten sechs Räume vorhanden sind, so liegt er nicht in der Mitte, mithin findet sich die Tür auch nicht in der Mitte, sondern an der Seite des Vestibüls. Der Flur läuft hinter den sechs Zimmern quer durch das ganze Gebäude und hat an jedem Giebel eine Tür. Der Flur liegt nicht in der Mittellinie, weshalb die Vorderzimmer größer sind. Das Gut ist am 8. September 1881 von der Stadt für 285 000 Mark gekauft worden. Das Herrenhaus ist jetzt Rathaus mit Amtswohnung des Bürgermeisters. Die Stadt hat den einen Stall zu Kleinwohnungen eingerichtet und das Armen- und Krankenhaus hineingelegt. Ein Teil des Gutes sollte in Parzellen abgegeben werden, damit die Stadt sich erweitern könnte, und aus dem anderen Teil

sollte ein Kämmereigut errichtet werden. Das Herrenhaus und die Wirtschaftsgebäude sind im Jahre 1780 erbaut worden. Die ganze Anlage zeigt den gesunden Sinn jener Zeit für die sachliche Lösung einer Aufgabe.

Nach dem Zentralblatt für Bauverwaltung XXXIII. Jahrg. No. 17 S. 117 (1. März 1913).

Fragekasten.

O. M. Moabiter Berg. Vom Moabiter Berg, der sich als Düne nahe am rechten Spreeufer hinzog, ist nur noch eine deutliche Spur vorhanden, das ist der hochbelegene Vorgarten des Hauses Alt-Moabit Nr. 94. — Im Frühjahr 1912 sind die letzten Reste des Berges im vormals Borsigschen Park am Bundesrat-Ufer wegen der Fundamentbauten für die neuen Häuser, die auf dem ehemaligen Borsigschen Gelände errichtet wurden, abgekarrt worden. Von diesem Moabiter Berg hatte man eine schöne und weite Aussicht, ehe das linksseitige Ufer mit Häusern am Holsteiner und Schleswiger Ufer bebaut wurde. Der Überlieferung nach soll Friedrich der Große auch einmal sich an der Umschau von dort erfreut haben. E. Friedel.

Was ist unter dem Eiskanal zu verstehen und wo befindet er sich? Der Eiskanal führte aus dem Rummelsburger See nach Westen in das Land hinein und endete vor einem Eisschuppen, der 1870 abbrannte und nicht wieder aufgebaut wurde, weil 1871 die Ringbahn eröffnet wurde. Das Gelände gehört den Erben des kürzlich verstorbenen Restaurateurs Tübbecke in Stralau. Es liegt zwischen dem Markgrafendamm und dem Eisenbahndamm und bildet einen grünen Fleck Erde mit hohen Weiden und Gartenland. Auf ihm steht das Bildhaueratelier des einen Sohnes des Erblassers. Von diesem Grundstück aus kann man in den Tunnel hineinschauen, mit dem der Eisenbahndamm den ehemaligen Kanal überbrückt. Gegenwärtig erhält der Tunnel nach dem Rummelsburger See hin eine Fortsetzung, weil die Stadt Berlin hier ein Anschlußgeleis zwischen ihrem Osthafen und den Geleisen der Ringbahn herstellt. Das Anschlußgeleis wird unter dem Eisenbahndamm hindurchgeführt und liegt an der Westspitze des Rummelsburger Sees schon wieder über Terrain. Man darf den Tunnel nicht zuschütten, weil er bei heftigen Regengüssen die Wassermassen, die von der westlichen Böschung des Eisenbahndammes ablaufen, in den See führt. Östlich neben dem Eisenbahndamm führt noch die Kynaststraße über den Eiskanal hinweg, und hier sieht man, daß der Eingang zum Tunnel durch ein Gitter gesperrt ist. Diese Einmündung des Kanals in den See ist als Hafen für Ruderboote erhalten.

Bücherschau.

Arnold Zehme: **Germanische Götter- und Heldensage.** 2. Aufl. Leipzig, G. Freytag. 1913. (2 M.)

In einer anschaulichen, klaren, straff gegliederten Darstellung führt uns der Verfasser in das heiß umstrittene Reich der Götter, Geister und Helden der Germanen. Unter Betonung des ethischen und nationalen Gehaltes wird das Fortleben der Sagen bis in die modernen Dichtungen hinein (Richard Wagner, Gerhart Hauptmann u. a.) behandelt; eine Kürzung der nordischen Sagen, die in allzu großer, vielleicht unbewußter Anlehnung an die bahnbrechenden Forschungen von Uhland und Jak. Grimm dargelegt sind, hätte Raum gegeben für eine breitere Darstellung dieser Fortentwicklung. Zu bedauern ist, daß der Verfasser die historischen Sagen der späteren Zeit (Herzog Ernst, Heinrich der Löwe, Karl der Große) nicht behandelt hat, auch nicht das interessante Gebiet moderner Sagenbildung (Friedrich d. Gr., Bismarck) gestreift hat. Ebenso scheint mir die Ausscheidung der christlichen Sagen und der Artus-Gralsage mit ihrer eigentümlich-deutschen Fortbildung nicht gerechtfertigt. Die kurze Darstellung, die öfter das Problematische vieler Fragen verdeckt, wird bei der Lektüre in Schule und Haus ein nützliches Hilfsmittel sein, dessen Benutzung durch Quellennachweise und Register erleichtert wird.

Heinz.

J. Wütschke: **Erdkundliches Lesebuch für höhere Schulen.** Berlin und München. R. Oldenburg. 1913. Br. 3,20, geb. 3,80 M.

Angeregt durch die Lehrpläne für höhere Mädchenschulen von 1908 hat der Herausgeber recht geschickt eine Reihe von geographischen Aufsätzen zusammengestellt, die von tiefgründigen Erörterungen über die Abhängigkeit von Erde und Mensch bis zu einfachen Reiseschilderungen fast das ganze Gebiet der modernen Erdkunde umfassen. In einem Schlußwort gibt der Herausgeber einen Überblick über die wichtigsten geographischen Werke, ohne aber Nachschlagewerke statistischer und lexikalischer Art zu nennen. Vermißt habe ich einen Aufsatz über mathematische und astronomische Geographie und über Kartographie. Für verfehlt halte ich die Aufsätze von A. von Humboldt (Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse) und Ed. Sueß (vorpermische Gebirgszüge in Europa), weil beide in der vorliegenden Form an das Auffassungsvermögen der Schüler zu hohe Ansprüche stellen. Auch in einer Reihe anderer Abschnitte werden zu viele Kenntnisse vorausgesetzt wie über Tropenpflanzen u. a. Bilder, Karten und Anmerkungen sind zur Erläuterung hinzugefügt, wie es scheint, recht willkürlich. Da den Schülern wenig Hilfsmittel zur Verfügung stehen, müssen Erklärungen und Hinweise auf die modernen Forschungsergebnisse in den Anmerkungen mitgeteilt werden. Die Notwendigkeit zeigt sich besonders bei dem Aufsatz: „Die Ugandabahn in Britisch-Ostafrika“, dessen Ergebnis, die Forderung einer Bahn im benachbarten deutschen Schutzgebiet, durch die Ereignisse überholt ist. Spezialkarten sind leider nur wenig beigelegt, obwohl bei einer

großen Reihe von Abschnitten auch der beste Schulatlas versagt, z. B. bei 24, 26, 31, 32, 46. Über die Mark Brandenburg handelt vor allem ein Aufsatz von E. Geinitz: „Norddeutschland zur Eiszeit“, der durch vier Bilder von Wahnschaffe und Geinitz erläutert ist. Vermißt habe ich bei Erwähnung des Druckes der Eisdecke einen Hinweis auf die moderne, jetzt herrschende Ansicht von Jaekel und Zache; bei der Aufzählung der drei Landschaftstypen (Grundmoränen-, Endmoränen- und Sandrandschaft hätten Bilder die Anschauung wesentlich gefördert. Einige Versehen sind mir aufgefallen: S. X, 153, 234 muß es heißen Joseph Partsch (nicht Johannes), S. 253 Friedrich Regel (nicht S. Regel), S. 251 Credner (nicht Kredner), S. 84 Khan-Tengri. Sinnstörend sind die Druckfehler S. 145 Z. 10 umgewälzt (statt ungewälzt), S. 164 Z. 27 vom Mittelmeer (statt zum Mittelmeer).

Dr. Georg Heinz.

Landeskunde der Mark Brandenburg und Berlins. Von Professor Heinrich Fischer, Direktor der Schillerschule zu Berlin. 110 S., mit 94 Abbildungen, Diagrammen und Kärtchen. Berlin und München. Druck und Verlag von R. Oldenbourg. 1913. 1,20 M.

Das Buch bietet eine sehr geschickte Zusammenstellung aller Faktoren sowohl der naturwissenschaftlichen als auch der kulturgeschichtlichen, die für den Abschnitt in Betracht kommen. Im speziellen Teil wird den Lebensbedingungen der Städte eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet ebenso dem Zusammenfallen von Bodenschätzen und Industrie. Wegen der großen Knappheit kann ja vieles natürlich nur angedeutet werden; aber trotzdem sollten doch an keiner Stelle wirkliche Tatsachen ganz fehlen, wie es z. B. in dem Abschnitt über die wilden Pflanzen geschieht; hier hätten sehr gut einige auffällige Einwanderer aufgezählt werden können, wie die Nachkerze, das Berufskraut und das Knopfkraut.

Zache.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei G. m. b. H., Berlin, Bernburgerstr. 14.

13. (4. ordentliche) Versammlung des XXI. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 30. Oktober 1912 im Sitzungssal des Brandenburgischen Ständehauses.

Vorsitzender: Geheimer Regierungsrat E. Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis IX, XI bis XVIII und XXI her.

A. Allgemeines.

I. Es wird über das Festspielunternehmen, (Hohenzollern-Festspiel) auf der von der Brandenburgia 1911 in Pichelswerder benutzten Naturbühne berichtet, das ein Spandauer Ausschuß, wie schon mehrfach erwähnt, in diesem Jahre unter technischer Leitung des Herrn Oberregisseur Heinrich Frey unternommen. Es hat eine Verhandlung, an der diesseits Mitglieder des Vorstandes und Ausschusses, sowie ein Techniker-Mitglied und auf der andern Seite Oberbürgermeister Geheimrat Koeltze, der Oberbürgermeister Wolf, ferner, der Spandauer Stadtbaurat und ein Spandauer Festspielausschußmitglied (gleichzeitig einer der dortigen Hauptgläubiger) teilgenommen. Die wenigen der Brandenburgia noch gehörigen Baulichkeiten auf dem Festspielplatz sind für 150 Mark dem Zimmermeister Florian überlassen und dieser Beitrag sofort zur Schuldentilgung in dieser Höhe verwendet worden. Auch hat derselbe Gläubiger die 500 Mark erhalten, welche uns Ihre Kgl. Hoheit die Frau Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz gespendet. Wieweit nun noch sonst der Brandenburgia von den etwaigen Überschüssen aus dem Spandauer Festspielunternehmen dieses Jahres zufließen wird, muß abgewartet werden, nach den Eröffnungen, welche die Spandauer Herren uns gemacht, sind leider die Hoffnungen sehr geringe.

B. Persönliches.

II. Eine persönliche Einladung ist an die Mitglieder ergangen, sich bei einer Fahrt nach Erkner und der Löcknitz am 3. k. M. zu begeben, um festzustellen, wie weit die beabsichtigten Veränderungen im Laufe

des reizenden Fließchens geeignet sind, das Landschaftsbild ernstlich durch Verunstaltung zu schädigen. Die Brandenburgia wird im Frühling 1913 nach derselben Gegend eine Wanderfahrt mit Unterstützung des Verschönerungsvereins von Erkner (Vorsitzender Herr Dr. med. Möller) unternehmen, insbesondere auch feststellen, ob es richtig ist, daß die Fontane-Promenade und die nach mir benannte Friedel-Promenade in der Tat ernstlich, wie behauptet worden ist, bedroht werden.

C. Naturgeschichtliches und Technisches.

III. Vorlage: Mitt. des Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg. Oktober 1912. S. 107. Am 21. September d. J. starb zu Frankfurt a. O. der Fischereibesitzer August Hübner (geboren 16. August 1849 zu Altenhof am Werbellinsee, aus alter märkischer Familie). Der mir seit vielen Jahren persönlich bekannte Fischwirt hat um die Hebung der Fischzucht in unserer Provinz sich die größten Verdienste erworben; bekannt waren seine Fischbrut- und Fischzuchtanlagen in Thalmühle bei Frankfurt a. O. Seine früheren Veröffentlichungen faßte H. 1905 in dem Buche zusammen: „Fischwirtschaft. Gesammelte Arbeiten aus 25 jähriger öffentlicher Tätigkeit und 40 jähriger Praxis.“ — Entenzucht am Havelluch zwischen Rathenow und Havelberg. S. 127: Man trifft hier Hausenten in vielen Schoofen scheinbar ohne Aufsicht. Wenn nämlich Ende Mai oder Anfang Juni die Enten ihre ersten Jungen ausgebracht haben, läßt man diese eine gute Woche mit der Mutter im Hofe oder in Tümpeln und Gräben des Dorfes umherwackeln. Dann werden die kleinen Dinger von den Besitzern mit bestimmten Zeichen an den Schwimmhäuten versehen, einer Art Haus- und Hofmarke. Ein jeder Besitzer hat seine bestimmte Marke, bestehend in kleinen Einschnitten oder Durchlöcherungen an ein und derselben Stelle der Schwimmhäute. Dann bringt man die junge Brut hinaus in die weiten Wiesen oder an die Ufer des Flusses oder seiner toten Arme und Zuflüsse. An einer etwas geschützten und höher gelegenen Stelle wird ihnen eine Schicht Stroh ausgebreitet. Sie müssen namentlich in der ersten Zeit gegen die Kühle des Bodens und gegen zu hohes Wasser geschützt werden. Auch sollen sie eine trockene Stelle finden, wenn sie zu stark vor dem Umhertummeln ins Wasser durchnäßt worden sind. Alsdann aber bleiben die Entenvölker, gleich dem Vieh in den Marschen, den ganzen Sommer über sich selbst überlassen. Hechte, Wasserratten, gelegentlich auch einmal Freund Adebar vernichten wohl einige Entlein, aber die große Menge gedeiht sehr gut. Ist der Sommer nicht gar zu naß, daß Krankheiten ausbrechen, dann sind die Enten im Laufe des Sommers feist und fett und werden seitens der vereinigten Eigentümer von den Wiesen und Wasserläufen nach einer eingehegten Stelle zusammengetrieben.

Nach dem Befunde der Fußmarken werden die Enten alsdann unter die Eigentümer verteilt. Das ist uralter Brauch, gewiß schon in der Wendenzeit und vor dieser bei den dortigen Germanen üblich gewesen.

D. Kulturgeschichtliches.

IV. Vorlage: Eine Hochschule für Großgermanische Kultur. Berlin 1912. Der ungenannte Verf. (in dem wir Robert Mielke vermuten) regt eine solche, auf alle germanischen Stämme abzielende Vereinigung an. Darin sollen behandelt werden: die heimatliche Landschaft der Germanen, ihr Volkstum, ihre Geschichte und Kultur sowie die Volkswirtschaft. S. 11. „In der Organisation des Bildungswesens fände die großgermanische Hochschule, die naturgemäß von einem Kuratorium aus allen Ländern germanischer Zungen verwaltet werden müßte, ihre Stellung dadurch, daß von jedem der beteiligten Völker eine Anzahl von Studierenden mindestens ein volles Jahr zu ihrem weiteren Studium gesandt werden, die nach Vollendung ihrer wissenschaftlichen, künstlerischen, kaufmännischen oder gewerblichen Bildung hier die Vorbereitung zu einem Träger großgermanischer Kultur finden würden“. — Eine solche Vereinigungsstelle besitzen weder die Völker romanischer noch slavischer Zunge. Aber sie haben sie auch bei weitem nicht so nötig als die germanischen Stämme, die sich seit Alters bis auf den heutigen Tag eher feindlich als freundnachbarlich gegenüberstehen. Es wäre besonders Bayerns und seines Königshauses, des Schöpfers der Walhalla, würdig, eine solche großgermanische Arbeit in die Hand zu nehmen, bei der die uns am Herzen liegende Heimatkunde eine besonders wichtige Rolle zu übernehmen hätte.

V. 2 Marine-Vorlagen von u. M. Herrn Admiralstabssekretär Christoph Voigt.

a) die russischen Galeeren König Friedrich Wilhelm I. (Marine-Rundschau, Sept. 1912 S. 1278—1285.) — Die Zarin Anna Iwanowna schenkte dem König i. J. 1733 zwei Prachtgaleeren, nach ihrer Bemalung die rote und die grüne Galeere genannt. Abbildungen sind leider nicht bekannt. Sie wurden von Ruderbrücken aus mit langen Riemen bewegt und waren mit Geschützen versehen. Nach mancherlei Hindernissen bezüglich der Bemannung gelangten die Galeeren am 17. September 1734 nach Stettin. 1735 besichtigte der König die Galeeren in Stettin, die man ihrer Größe halber leider nicht bis Berlin schaffen konnte. Wegen der Unterhaltungskosten scheint das zarische Geschenk allmählich dem sparsamen Herrscher etwas unbequem geworden zu sein. Was aus ihnen schließlich geworden, ist aus den mit dem 4. April 1736 endenden Akten nicht ersichtlich.

b) Ein altgermanisches Ruderboot. Betrifft hauptsächlich das berühmte Schiff aus dem 2. bis 3. Jahrh. n. Chr., das im Nydamer Moor bei Oster-Satrup am Alsenturm 1883 ausgegraben wurde. Im Okt. dess. Jahrs kam ein kleineres Boot aus Tannenholz hinzu. Das erstgenannte Boot, 23,50 m lang, 3,5 m breit, ist im Kieler Altertümer-Museum aufgestellt.

VI. Vorlage: Monatsblätter des Touristenklub für die Mark Brandenburg. 1. Okt. 1912. Darin ein Ausflug nach der sagenberühmten Stadtstelle im Walde, der Blumenthal genannt, mit Wiedergabe des Lageplanes bei Bekmann, Hist. Beschreibung der Chur- und Mark-Brandenburg 1751.

VII. Das Latène-Gräberfeld bei Schmetzdorf, Kreis Jerichow II, Provinz Sachsen. Von Hermann Busse-Woltersdorf. (Sonderabdruck aus Mannus, Zeitschrift für Vorgeschichte, Würzburg 1912). Wir sind dem eifrigen Sammler und Beobachter um so mehr für das unserer Bibliothek bestimmte Exemplar zu Dank verbunden, als wir in unserer Kurmark einem ähnlichen Kulturkreise begegnen. Die Bevölkerung war germanisch, speziell semnonisch, Früh- und Mittel-Latène Zeit, 5. bis 3. Jahrh. vor Chr.

VIII. Vorlage: Von Alt-Rixdorf zu Neukölln. Unter diesem Titel lege ich Ihnen das 42. Heft der „Gartenlaube“ von 1912 vor, S. 896 bis 900 einen unter diesem Titel auf Wunsch der Redaktion von mir verfaßten mit 10 Bildern ausgestatteten Aufsatz, der den baulichen und verkehrlichen Aufschwung unsers gewaltigen südöstlichen Stadtnachbars schildert. Ich bitte diesen Artikel als einen Nachklang zu unserer am 31. März d. J. stattgehabten Besichtigung Neuköllns zu betrachten. Vergl. auch Nr. XXI.

IX. Vorlage: Hans von Müller: E. T. A. Hoffmann im persönlichen und brieflichen Verkehr. 2 Bände in 4 Teilen. Dem unvergleichlichen Spüreifer des Herrn von Müller ist es gelungen, das zwischen 1807 und 1844 von Hitzig angelegte Hoffmannsarchiv in 6 Etappen von 1901—1909 vollständig wieder aufzufinden und seinerseits durch zahlreiche Nova zu vermehren. Dies neue Werk ist vollständiger als Hitzig, bringt insbesondere Vieles was Hitzig verschweigen zu sollen glaubte. Der I. Band betitelt sich Hoffmann und Hippel (letzterer bekanntlich der eigentliche Verfasser des Aufrufs an mein Volk!) als Denkmal einer Freundschaft. Den 2. Band füllt Hoffmanns Briefwechsel mit Ausnahme der Briefe Hippels.

In den Büchern befinden sich die interessanten Beiträge zur Biedermaierepoche. In Berlin weilte der geniale Hoffmann von 1814 bis 1822. Er starb am 25. Juni 1822, 46 Jahr alt. Interessant ist besonders der hier geschilderte Streit mit dem Demagogenverfolger

Kamptz. In dem Roman „Meister Floh“ verspottete der Kammergerichtsrat Hoffmann seinen Vorgesetzten Kamptz unter dem Namen Geheimer Hofrat Knarrpanti. Kamptz verlangte Hoffmanns Zurrechenschaftsziehung wegen 1, Verletzung der Seiner Majestät und seinen Vorgesetzten schuldigen Treue und Ehrfurcht, 2, gebrochener Amtsverschwiegenheit und 3, öffentlicher grober Verläumdung eines Staatsbeamten während Ausübung seines Amts. Durch Verfügung des Staatskanzlers Fürsten Hardenberg wurde die Sache unterdrückt, Hoffmann war schon tödlich erkrankt.

Wir können auch vom Standpunkt der Heimatkunde das Werk auf das Wärmste begrüßen.

X. Groß Berliner Kalender. Illustriertes Jahrbuch 1913. Herausgegeben von Ernst Friedel. Berlin, K. Siegismund. 400 Seiten. Gebunden Preis 2,00 M. Besprechung von Otto Monke. Das Werk enthält 60 Abhandlungen und poetische Beiträge, die in folgender Weise gruppiert sind: I. Vaterländisches, II. Groß Berlin und die Mark, III. Die Reichshauptstadt, IV. Novellen, Erzählungen, Dichtungen, V. Geschichte, Sagen, Erinnerungen, VI. Kunst und Gewerbe, Handel und Industrie, VII. Natur und Technik.

Es ist zwar keine Kunst, für ein Werk 60 Beiträge beliebiger Schriftsteller zu sammeln, es zeugt aber von erstaunlichem Scharfblick, 60 hervorragende Autoren für ein Werk auszuwählen und heranzuziehen, ja für die gestellte Aufgabe zu begeistern. Es ist dies das Verdienst unsers ersten Vorsitzenden, des Herrn Geheimrats Friedel, der bei der Leitung des schwierigen Unternehmens tatkräftige Hilfe durch Herrn Dr. Brendicke fand, und jede einzelne dieser Arbeiten genügt für sich allein, das Kalenderjahrbuch wertvoll und seinen Erwerb erstrebenswert erscheinen zu lassen. Der Gedanke des Werkes lag in der Luft; man merkt es den einzelnen Autoren an, daß sie das Bedürfnis hatten, uns etwas zu sagen, und ebenso lebhaft ist unser Bedürfnis, gerade von diesen Autoren uns etwas Bedeutungsvolles aus dem Berliner Leben in Gegenwart und Vergangenheit mitteilen zu lassen.

Die einzelnen Arbeiten ermöglichen es dem Leser, sich schnell über wichtige Fragen, die die Gegenwart bewegen, zu orientieren, z. B. der Aufsatz Dr. Dernburgs über Berlin und die Kolonien, die Arbeit Friedels über die Döberitzer Heerstraße, Försters Artikel über Berlin als Textilstadt, Dr. Kiekebuschs Abhandlung über die Hausforschung bei Großbeeren u. s. w. Andere führen uns in feinsinniger Weise in das Verständnis Berliner Kunstschatze und Sehenswürdigkeiten ein, die bisher noch nicht genügend gewürdigt sind. Da hat z. B. Fräulein Dr. Michaelson über das Ermerlersche Haus in der Breiten Straße Treffliches geschrieben und Dr. Hans Kamè in der ihm eigenen geistvollen Weise

nachgewiesen, daß die Hedwigskirche in Berlin das einzige Zeugnis von dem persönlichen Stile Friedrichs des Großen, des italienischen Klassizismus, anzusehen ist. Berliner Art und Wesen behandeln Dr. Hans Brendicke und Rektor Jülicher, Geh. Archivrat Schuster, Direktor Franz Goerke und Robert Mielke machen uns und besonders solche, die darüber zu reden oder zu schreiben haben auf gewisse Jubiläumsfeierlichkeiten fürsorglich aufmerksam. Auch die Berliner Vororte werden abgehandelt, z. B. von den Herren Grafen Thassilo von Schlieben, Dr. Netto, Prof. Spatz u. a.

Märkische Vergangenheit kommt zu ihrem Recht durch Arbeiten von Chr. Voigt, Willibald von Schulenburg, Dr. Kurt Regling, Rudolf Schmidt in Eberswalde, der die märkischen Glockensagen bespricht u. s. w. Leider können nicht alle Arbeiten hier genannt, geschweige denn recht gewürdigt werden; sie stehen alle auf der Höhe. Ich kann meine Kritik über das Werk wohl am besten durch die Mitteilung illustrieren, daß ich sofort nach Erscheinen 10 Exemplare bei meinem Buchhändler bestellt habe, und wenn trotzdem eine ernste Ausstellung an dem Groß-Berliner Kalender zu machen wäre, um die ja ein Kritiker nie verlegen sein darf, so wäre es diese: es wird bei den folgenden Bänden kaum möglich sein, sie auf der Höhe des ersten zu erhalten, weil er unübertrefflich ist. Doch soll uns der Gedanke an Saturn, der seine eigenen Kinder frißt, nicht abhalten, uns des augenblicklich vorliegenden Bandes anfrichtig zu freuen, die Leiter und Mitarbeiter des Werkes zu beglückwünschen und ihnen für die prächtige Gabe herzlich zu danken.

E. Bilder, Karten, Pläne etc.

XI. Vorlage: Neue Kunst. Mitt. der Photogr. Gesellschaft. Okt. 1912. Darin Galerie schöner Frauen und interessanter Bilder aus Griechenland.

XII. Vorlage: Berliner Kalender 1813—1913. Herausgegeben vom Verein für die Geschichte Berlins. Mit vielen prächtigen patriotischen Bildern von Prof. Knötel, die sich auf die Geschehnisse von 1813 beziehen. Bei der sorgfältigen Herstellung der Textbeilagen haben sich der Redakteur Prof. Voss, Ernst Frensdorff, Major Noël u. a. beteiligt. Einer der schönsten Kalender, sein Preis, 1 M., ist auffallend billig.

XIII. Als Geschenk von Herrn Dr. med. Fiddicke in Freienwalde a. O. der wiederum sehr gut ausgestattete Kalender für den Kreis Oberbarnim. 6. Jahrg. 1913. Besonders sei auf Herrn Fiddickes wertvollen Beitrag „Die Besiedelung des Oderbruchs“ verwiesen.

XIV. Vorlage: Reproduktionen des ältesten Plans von Berlin von Memhardt 1650 und des Planes von 1112 angefertigt von dem

Geographischen Institut in Liegnitz. Die Karten stammen aus einer Regimentsgeschichte die Herr Generalmajor z. D. von Schwerin in Liegnitz 1912 herausgegeben und sind für Vereine pp. zu einem sehr mäßigen Preis, je 1000 Stück zusammen für 120 M erhältlich.

XV. Unser Mitglied Herr Paul Offermann in Peking übersendet drei interessante Postkarten von da her, ebenso von unserm Mitgliede Professor Dr. Friedrich Solger freundliche Grüße.

XVI. U. M. Herr Stadtv. Wilhelm Gericke stiftet in unsere von Herrn Rechnungsrat Kerkow gepflegte Bildersammlung 25 Ansichtspostkarten von der 75 jährigen Jubelfeier der Firma August Borsig. Verbindlichsten Dank!

XVII. Mit Bezug auf den heutigen Mielkeschen Vortrag (Nr. XIX) machte der Vorsitzende auf das Heft 2 der Darstellungen über früh- und vorgeschichtliche Kultur-, Kunst- und Völkerentwicklung herausg. von Gustaf Kossinna aufmerksam „Spinn- und Webwerkzeuge-Entwicklung und Anwendung in vorgeschichtlicher Zeit Europas“ von M. von Kimakowicz-Winnicki, Museumsdir. in Hermannstad.

XVIII. Der Vors. legte eine von Fr. Elisabeth Lemke aus Italien mitgebrachte Handspindel mit Holzplatte statt Spindelstein vor, wie sie auch in Oberschlesien und in polnischen Teilen Westpreußens noch bei Menschengedenken gebraucht wurden.

XIX. Hierant hielt u. A. M. Herr Robert Mielke den angekündigten Vortrag „die Spinnstube der Provinz Brandenburg“ der mit lautem wohlverdientem Beifall begrüßt wurde.

U. M. Herr Schriftsteller August Förster hat die Güte hierüber, wie folgt, zu berichten. Die Spinnstube wird, wie der Vortragende ausführte, leider bald vollständig zu den Erinnerungen an unwiederbringlich Verlorenes gehören, ja sie ist heute bereits sehr selten geworden; aber die Ansichten sind sehr geteilt, ob über diesen Verlust an eigenartigem Volksleben zu trauern oder darüber Befriedigung zu empfinden ist, als über das Erlöschen einer kulturell nicht hoch zu veranschlagenden, ja guter Sitte nicht eben förderlichen Einrichtung. Einzelne Stimmen sind in den letzten Jahren im zweiten Sinne laut geworden, der Redner aber weiß sich eins mit zahlreichen Kennern des Landvolkes, auch mit Landpfarrern, in wohlwollender Beurteilung der erlöschenden Volkssitte und nimmt keinen Anstoß daran, daß Frohsinn und Humor, der in den Spinnstuben eine Stätte besaß, nicht immer von Übermut frei blieb. Jedenfalls war in vergangenen Tagen, als das Spinnrad noch das einzige Instrument der Garnerzeugung war, eine solche Einrichtung auch überaus nützlich und half dem unausgesetzten Garnmangel, der lähmend auf der Entwicklung der Weberei lastete, besser ab, als wenn in Häusern und Hütten vereinzelt das Spinnrad geschnurrt hätte. Denn

es wurde in dem Hause, das beim Wechsel an die Reihe kam, von 5 bis 10 Uhr fleißig gearbeitet, der betreffende Hausvater und seine Frau waren gegenwärtig, und erst nach 10 Uhr hatten, aber keineswegs alle Tage, die jungen Burschen Zutritt, mit Ausnahme desjenigen, der die lichtspendenden Kienspäne zu erneuern und in Glut zu erhalten hatte. Erst nachher wurde, nachdem die Spinnräder beiseite geräumt, zuweilen ein Tänzchen gemacht, unter Begleitung von Gesang oder irgend einem ursprünglichen Musikinstrument. Während des Spinnens aber wurde, wenn das Erzählen stockte — manche hübsche Sage, manches Volksmärchen mag so von Mund zu Mund übertragen worden sein —, das Schnurren der Spinnräder durch gemeinsames Singen übertönt. Wir besitzen aus dem 17. Jahrhundert die Handschrift eines märkischen Pfarrers, der mit großer Genauigkeit die nach seiner Darlegung sich auf 38 beziffernden Einzelarbeiten schildert, welche der Flachsbaum dem Landmann auferlegt bis zu dem Punkte, da Flachs und Werg spinnfähig waren und die Kunkel in Bewegung gesetzt werden konnte. Man gewinnt daraus den Eindruck, daß nach einer überaus mühseligen und besonders bei den letzten Vorbereitungsarbeiten des Brechens und Schwingens sehr staubigen Arbeit die Spinnstube eher eine Erholung für die mitanfassenden Bauerntöchter und die Mägde war, zumal die Spinnarbeit im Jahr meistens erst anfang, nachdem bis Ende Oktober der Flachs markt- und verarbeitungsfähig hergestellt war. Ziemlich allgemein war der Brauch, sich erst von Mitte November ab in der Spinnstube zu löblichem Tun zu vereinigen — eine Bewirtung war ausgeschlossen — und bis Mitte März an allen Wochentagen, mit Ausnahme des Sonnabends und mit Ausnahme der „12 heiligen Nächte“, nämlich der 6 Tage vor und 6 Tage nach Weihnachten, hiermit fortzufahren. Seltsamerweise galt letztere Ausnahme für Mägde und Knechte nicht. Dem von ihnen in den heiligen Nächten gefertigten Gespinst wurden besondere Eigenschaften nachgerühmt. Mit dieser Ausnahme bestand eine Absonderung der Mägde von den Bauerntöchtern anscheinend bei der Spinnarbeit nicht, nur die bis vierzehnjährigen Mädchen vereinigte man von den älteren getrennt bei der Arbeit. Einzelne Tage, wie Lichtmeß, Fastnacht und der auf den 29. November fallende Andreastag waren durch besondere Scherze, wohl auch durch allerhand Allotria ausgezeichnet, letzteres Datum z. B. durch das sogenannte „Stippen“, wobei man die Namen der anwesenden Burschen an eine Wandtafel schrieb und die jungen Mädchen mit verbundenen Augen sich dann den künftigen Schatz herausuchen mußten. Groß war die Auswahl der Lieder, die während des Spinnens gesungen wurden und unermüdlich wurden selbst Lieder von vielleicht 100 Versen gesungen. Dem Vortragenden hat aus dem Westhavellande eine vor 40 Jahren aufgeschriebene Sammlung von Spinnstubenliedern vorgelegen, 3 Bände stark und für

die erstaunliche Tatsache sprechend, daß diese Lieder fast ohne Ausnahme von den Sängerinnen auswendig gewußt wurden. Die Zahl der Lieder ganz alten Datums ist verschwindend gering, es sind meist solche aus dem 18. und 19. Jahrhundert, wie „In einem Tale friedlich stille“, „Denkst Du daran, mein tapferer Laczienka“, „Zu Mantua in Banden“, „Fern im Süd das schöne Spanien“ u. s. f. Ein besonders langes und aus d. J. 1810 betrifft die Königin Luise und ihr vorzeitiges Scheiden, auch ein 1870 nach der Kriegserklärung gedichtetes Lied schlägt kräftige, vaterländische Töne an. Im ganzen aber gewinnt man den Eindruck, daß die ibrem völligen Erlöschen entgegengehende märkische Spinnstube, auch abgesehen von der veränderten Beleuchtung, seit 50 oder 60 Jahren schon nicht mehr das war, was sie viele Jahrhunderte lang für das Landvolk gewesen. Denn fast ganz so, wie es noch aus Zeugnissen des 14., 17. und 18. Jahrhunderts uns entgegentritt, beschreibt die Edda das vereinte Spinnen der Mägde in der Gesindestube. Die Wandlung kann nicht überraschen, es ist eher verwunderlich und spricht für das Beharrungsvermögen in diesen Dingen, daß die Spinnstube beinahe ein Jahrhundert das technische Ereignis überdauert hat, das ihr den Boden entzog und das Handgespinst dem Maschinengespinst nicht mehr wettbewerbsfähig machte. Daß der Umwandlungsprozeß eigentlich erst vor 20—25 Jahren seinen Abschluß gefunden hat, als ländliche Leinen-Spinnerei und -Weberei in unserer Provinz endgültig in die Städte Sorau, Cottbus und Vetschau wanderte, spricht auch für die schonende Art, mit der überall vorgegangen worden ist. — In dem sich anschließenden Meinungs-austausch wurde noch darauf aufmerksam gemacht, daß die Spinnerinnen es liebten, ihren Rocken mit bunten, über Kreuz gebundenen Bändern zu zieren und in mit Inschriften versehene Stoff- oder Papierhauben zu stecken. Es wäre erwünscht, daß solche mit Inschriften versehene Rockenhüllen, wo sie sich noch finden, dem Museum überwiesen würden.

XX. Nach der Sitzung zwanglose Zusammenkunft im Hofbräu, Potsdamer Straße 127/128.

XXI. Wortlaut der Vorlage zu Nr. VIII dieses Protokolls:

Von Alt-Rixdorf zu Neukölln

von Ernst Friedel.

Durch die Umtaufung des 552 Jahr alten Namens des Berliner Vororts ist auf ihn die allgemeine Aufmerksamkeit ziemlich plötzlich gelenkt worden. Geleugnet kann es nämlich kaum werden, daß sogar viele Berliner und Groß-Berliner nur eine ziemlich unbestimmte Vorstellung von Rixdorf haben, daß ihnen die Umbenennung und ihr Anlaß überraschend kam, daß auch die meisten noch jetzt nichts Rechtes mit

der Bezeichnung Neukölln anzufangen wissen. Denn aufgesucht wurde Rixdorf von jeher eigentlich fast nur von Geschäftsleuten und den untern, dort ihr Sonntagsvergnügen in zahlreichen Lokalen suchenden Klassen Berlins.

Daß Rixdorf oder Neukölln eine eigenartige, moderne Großstadt-bildung ist, die ihresgleichen nicht zum zweitenmal in Deutschland hat, dafür legt allein schon das beispiellose Anwachsen der Bevölkerung vollgültig Zeugnis ab. Die Bewohnerzahl der Bevölkerung betrug rund: 1840: 600; 1880: 19 000; 1893: 50 000; 1900: 90 000 und wird demnächst 250 000 erreichen. Bei der 153 513 Einwohner ergebenden Volkszählung von 1905. ward ermittelt, daß Rixdorf mit 69 v. H. die bedeutendste Zunahme unter allen deutschen Städten hatte, dagegen Berlin damals nur 8 und selbst das gewiß reiche Charlottenburg nur 27 v. H. Bei der Einweihung des neuen Rathauses am 3. Dezember 1908 gab der Rixdorfer Magistrat eine Denkschrift heraus, in der es bescheidenlich heißt: „Diese rasche Vermehrung der Einwohnerzahl hat ihren Grund in der außerordentlich günstigen Lage Rixdorfs zu Berlin. Von allen Vororten reckt sich das Stadtgebiet mit seinen beiden nördlichen Ausläufern, der Hasenheide und dem Kottbuser Damm, die beide mit einer Straßenbreite zu Berlin gehören, am weitesten dem Zentrum der Reichshauptstadt entgegen. Die leichte Erreichbarkeit des industriellen Ostens und der großen Berliner Zentralbehörden macht es als Wohnsitz besonders geeignet für Leute des Mittelstandes, den Beamten, den Handwerker und für den Arbeiter.“ — Wir werden sehen, daß aber auch noch andere wichtige Faktoren zum Aufblühen beigetragen haben.

Unter diesen außerordentlichen Umständen ist es lohnend und reizvoll, einen Blick auf die „Urgeschichte“ Alt-Rixdorfs zu werfen. Der Johanniterorden als Nachfolger der verpönten Templer besaß wohl schon im 13. Jahrhundert die Umgegend: Tempelhof, Mariendorf, Marienfelde und Richardsdorf. Der Name wird vermutungsweise mit einem der beiden englischen Heiligen namens Richard in Verbindung gebracht, am geeignetsten St. Richard, König der Angelsachsen, einem Freund des hl. Bonifaz, oder, außer diesen, mit einem dritten Richard, dem heldenhaften Löwenherz, einem Freunde des Templerordens. Erwähnt wird unter diesem Namen zuerst ein bloßer Hof, und dieser wird laut Urkunde des Statthalters der Mark Brandenburg vom 26. Juni 1360 in ein Dorf mit 25 Hufen, jede zu 10 Morgen Landes, umgewandelt.

Demnächst entspannen sich häufig Grenzstreitigkeiten mit den Johanniterrittern, die sogar die Städte Kölln und Berlin, wiewohl vergeblich, zu überrumpeln versuchten. Wenige Wochen später, am 23. September 1435, verkaufte der Orden die Güter Mariendorf, Marienfelde und Rixdorf an die zwei Städte Berlin und Kölln für 2439 Schock

und 40 Groschen. Böhmisches-Rixdorf wurde dadurch Kämmereidorf, jedoch nur als Lehen. Berlin erhielt zwei Drittel, Kölln ein Drittel der Nutzungen. Durch Vergleich vom 24. August 1453 ging der Ort in Alleinbesitz von Kölln über, nur die Nutzung von dem großen Holze hinter Rixdorf verblieb Berlin nach wie vor zu zwei Dritteln. Nach Einführung der Reformation im Jahre 1546 übertrug der Johanniter-Orden das Pfarrbesetzungsrecht auf beide Städte, die bekanntlich 1709 unter dem Gesamtnamen Berlin vereinigt wurden. Das Patronatsrecht Berlins über Rixdorf dauerte aber noch lange fort, 1890 erlosch das Schulpatronatsrecht des Berliner Magistrats und gar erst 1894 das Kirchenpatronat über die alte Kirche, denn mit der böhmischen Kolonie und der böhmischen Kirche Rixdorfs hatte Berlins Magistrat niemals etwas zu tun, weil die böhmischen Kolonisten auf dem von König Friedrich Wilhelm I. angekauften Lehnschulzengut im Jahre 1737 angesiedelt wurden und sich ein eigenes Bethaus zulegt. Das hing damit zusammen, daß damals eine herrnhutische Gemeinde in dem böhmischen Flecken Gerlachsheim mitsamt ihrem Prediger Augustin Schulz sich wegen konfessioneller Bedrückung nach Preußen um Aufnahme wendete. Der König baute das Schul- und Anstaltshaus und für die lutherischen und reformierten Böhmen Kirchen. Der Hauptteil der Einwanderer legte sich mit Erfolg auf die Wollen- und Kattunweberei.

Die herrnhutischen Familien haben ihre strenge Familienzucht, Genügsamkeit und Sitteneinfachheit trotz ihrer geringen Anzahl bewahrt. Die sich mit „Du“ und „Schwester“ oder „Bruder“ anredenden Mährischen Brüder vereinigen sich in ihrem einfachen Kirchlein zum Ostergang vor Sonnenaufgang unter Posaunenbegleitung ein Lied singend. Hierauf wird auf die Bedeutung des Festes hingewiesen, wobei der Geistliche und die Mitglieder sitzenbleiben. Die gemeinsam gesprochene Bekräftigungsformel lautet: „Das ist gewißlich wahr“. Dann geht es in geschlossenem Zuge wieder unter Posaunenklang nach dem in der Kirchhofsstraße belegenen Friedhof, jede der drei Korporationen: Evangelisch-lutherische böhmische und evangelisch-reformierte böhmische Bethlehemsgemeinde sowie die evangelische Brüdergemeinde haben einen gesonderten Gottesacker sowie etwas voneinander abweichende Ritualgebräuche. Auf dem Kirchhof findet eine Andacht statt, die Namen der seit dem letzten Ostergange Heimgegangenen werden verlesen, die Gemeinde singt einen Choral und kehrt nach dem Betsaal zurück, wo als Brüdermahl ein einfaches Frühstück eingenommen wird. Links sitzen die Männer, rechts die Frauen mit ihrem altüberlieferten Kopfputz. Er besteht aus Häubchen, die mit verschiedenfarbigen Bändern anmutig geschmückt sind, je nachdem es sich um Ehefrauen, Witwen oder Jungfrauen handelt. Auch die Konfirmandinnen tragen besondere Abzeichen. Dieser friedliche Ostergang, den auch viele Unbeteiligte nicht ohne Rührung betrachten,

steht in merkwürdigen Kontrast zu dem lebhaften, durchaus großstädtischen Verkehr draußen auf der Straße.

Zum Abschluß der geschichtlichen Erinnerungen sei noch angeführt, daß Rixdorf von den üblichen Drangsalen nicht verschont geblieben ist. Die Kaiserlichen, insbesondere das vielgenannte Regiment Torquato Conti hauste hier 1628 und 1629 durch Brandschatzungen übel und wurde in ähnlicher Weise von den Schweden abgelöst, die 1639 die Kirche verbrannten. Die Bevölkerung schmolz zusammen, und 1652 waren nur noch acht Höfe besetzt. Vom 3. Oktober 1760 ab plünderten in Rixdorf die Kosaken, auch 1806 und 1813 hatten die Bewohner unter Kontributionen und Requisitionen schwer zu leiden. Dazu kamen zwei gewaltige Brandschäden, am 20. Januar 1803 und am 28. April 1849. An letzterem Tage schoß ein wahrscheinlich angetrunkener Arbeitsmann nach einem Storch auf einem Scheunendach. Dies galt als ein strafwürdiger Frevel, da der Storch als ein heiliges Tier angesehen wird, und zog sofort auch eine schreckliche Sühne nach sich. Der glimmende Schußpfropfen aus Werg zündete das Strohdach an. Der Wind tat ein übriges, und nach wenig Stunden waren nicht weniger denn 52 Wohnhäuser, 28 Scheunen und 74 Ställe niedergebrannt und über 100 Familien obdachlos. Allerdings sprang sofort der bewährte Wohltätigkeitssinn der Berliner ein, die in Scharen nach dem Nachbardorf eilten, um den Brandschaden zu besichtigen. Auch der König und die Behörden spendeten reichliche Unterstützungen; dennoch hat es lange gedauert, bevor die Schäden dieser Feuersbrunst einigermaßen ausgeglichen wurden.

Von da ab sind Katastrophen und sonstige schwere Ereignisse glücklicherweise in Rixdorfs Chronik nicht mehr zu verzeichnen gewesen, vielmehr nur erfreuliche, förderliche. Schon im Jahre 1876 hatten die dortigen „Dörfler“ eine Industrie- und Gewerbeausstellung im größeren Stile veranstaltet, die berechtigtes Aufsehen erregte.

Am 1. April 1899 erhielt Rixdorf Stadtrechte, und das ist für den damit auf eigene Füße gestellten Vorort zu einer großen Wohltat geworden. Die Behörden haben alles getan, um den Ort zu heben. Beweis dessen das stattliche Amtsgericht, die gewaltigen Reichspostanlagen und das Polizeidirektionsgebäude. Dem evangelischen Gottesdienst sind drei neue Kirchen gewidmet: die stattliche Magdalenen-Kirche an der Bergstraße gegenüber der Jonasstraße, die Genezareth-Kirche an der breiten, platzartigen Schillerpromenade und die Martin-Luther-Kirche. Auch an der Nansenstraße 34 im Gartenhaus wird Gottesdienst abgehalten. Den Katholiken ist die Pfarrkirche Neukölln-Stadt an der Prinz-Handjery-Straße 82 und eine zweite Pfarrkirche für Neukölln-Britz, Kranoldstraße 22/23, gewidmet.

Es wurde erwähnt, daß die Festschrift des Magistrats vom Jahre 1908 den Aufschwung Neuköllns bescheidenlich der günstigen Lage der

Stadt zuschreibe, die Gerechtigkeit verlangt aber noch die Anerkennung, daß die Städtischen Behörden ganz außerordentlich viel für das überraschende Aufblühen getan haben. Der Magistrat, an der Spitze die beiden umsichtigen Oberbürgermeister Boddin und Kaiser, haben es verstanden, trotz der bescheidenen Steuererträge und der großen Lasten für das Armen-, das Schul- und das Krankenwesen, mit Hilfe zweckdienlicher Anleihen die Finanzgebarung Neuköllns musterhaft auszugestalten. Der Zuschlag zur Staatseinkommensteuer hat sich auf 100 v. H. erhalten, wobei Einkommen von nicht mehr als 660 Mark steuerfrei bleiben. Die neue Gasanstalt ist eine Musteranlage, die wiederholt von auswärtigen Fachmännern besucht wurde. Die Wasserversorgung, aus Tiefbrunnen in Johannisthal, wird von den Charlottenburger Wasserwerken seit 1888 und die Elektrizität für Beleuchtung und andere Zwecke durch die Neuköllner Werke bewirkt. Seit 1907 ist eine Berufsfeuerwehr eingerichtet, und die freiwillige Löschhilfe wird nur in außergewöhnlichen Fällen noch beansprucht. An höheren Lehranstalten ist das in rotem gotischen Ziegelbau stattlich aufgeführte Kaiser-Friedrich-Realgymnasium an der Kaiser-Friedrich-Straße, die Oberrealschule an der Emser Straße und die höhere Mädchenschule an der Berliner Straße zu erwähnen. Das Städtische Hochbauwesen wurde bis vor kurzem von Stadtbaurat Kiehl verwaltet, der jetzt zum Zweckverband „Groß-Berlin“ übergetreten ist. Gerade wie Stadtbaurat L. Hoffmann das Berliner Stadtbild in den verschiedensten Stadtgegenden nicht bloß belebt, sondern geradezu erst geschaffen hat, so gilt dies von den Kiehlschen Bauten für Neukölln. Für den hiesigen Architekten kam der Vorteil hinzu, daß meistens gleichzeitig die ganzen Straßenzüge entstanden und die amtliche Architektur in mancher Hinsicht auf den Privatbau einwirken konnte, während in Berlin gewöhnlich die offiziellen Bauten erst entstehen, nachdem die Nachbarschaft längst, vielleicht seit Jahrzehnten oder Menschenaltern, bereits auf- und ausgebaut ist.

Das stolze neue Rathhaus, das vollendetste Werk Kiehls, dürfen wir nicht übergehen mit seiner wuchtigen äußeren Quaderarchitektur und seinem mächtigen Uhrturm, während die Rathhausdiele und das Treppenhaus, an Danziger Vorbilder erinnernd, Würde mit Gefälligkeit vereinigen, ebenso die obere und die untere Halle sowie die Sitzungssäle des Magistrats und der Stadtverordneten-Versammlung.

Ein Riesenbau von Schulanstalten, über 5000 Kinder bedenkend, ist an der Boddinstraße jüngsthin aufgeführt. In einem der Gebäude befindet sich das hauptsächlich durch den unermüdlichen Eifer des Kustos Fischer zusammengebrachte Städtische Schulmuseum; eine andere, von dem verstorbenen Kiesgrubenbesitzer Franz Körner herrührende und vorläufig noch in den von letzterem angelegten Museumsräumen an der Jonasstraße aufbewahrte Sammlung soll mit der ersterwähnten

Kollektion zu einem städtischen Neuköllner Museum auf dem vormalig Körnerschen Gartengrundstück, das von der verlängerten Jonasstraße durchschnitten wird, zusammengelegt werden. Der Neubau, für den bereits im neuen Etat 170 000 Mark beantragt sind, wird das Museum mit zwei Abteilungen aufnehmen, Abt. A für angewandte Naturkunde und Abt. B für Vorgeschichte, Geschichte und Völkerkunde. Diese öffentliche Sammlung, genau berechnet auf das Lehr- und Lernbedürfnis einer vorwiegend industriellen Bevölkerung, wird einen Vortragssaal und den ganzen Apparat, den die moderne Museumstechnik mit Rücksicht auf möglichste Nutzbarmachung erheischt, erhalten.

Wir können von den öffentlichen Bauten der Stadtgemeinde Neukölln nicht scheiden, ohne des großartigen Krankenhauses in Buckow zu gedenken, das allmählich zu einer mustergiltigen Anstalt entwickelt wird, das bereits mehrere hundert Betten zur Verfügung stellt und dabei erweiterungsfähig ist. Die geschmackvolle, den Kranken besonders wohlthuende äußere und innere Ausstattung des Pavillons verdient alles Lob.

Gehen wir zu Privatbauten über, so hat Neukölln etwas voraus vor allen andern Großberliner Gemeinden, das ist die genossenschaftliche Bautätigkeit der Gesellschaft „Ideal“ besonders auf dem Gebiet der Kleinwohnungen (1 bis 3 Zimmer), die mit allem Komfort der Neuzeit, Zentralheizung, Warmwasserversorgung für alle häuslichen Zwecke, Entstäuberanlagen (zur Vermeidung des lästigen Staubklopfens) eingerichtet sind. Niemand sollte versäumen, sich die auf vier großen Höfen (die Ideal-Passage) mit Gartenanlagen ausgestatteten Häuser zwischen der Fulda- und Weichselstraße, den gelben 1, den grünen 2., den grauen 3. und den violetten 4. Hof anzusehen. Dieselbe Gesellschaft hat in dem anstoßenden Britz 50 000 qm an der Hannemann- und Franz-Körner-Straße zu beiden Seiten der Rungiusstraße erworben und bereits anzufangen, Kleinhäuser mit ähnlicher Ausstattung zu bauen.

So sehen wir in und bei Neukölln überall pulsierendes frisches Leben, was und wie aber Alt-Rixdorf war, das mögen unsere Leser auf einer Wanderung nach dem Richardplatz, auf und an dem noch einige alte Bauern- und Kolonistenhäuser stehen, sich vergegenwärtigen. Den Rückweg wähle man an dem freundlich geschmückten Hertzbergplatz vorbei längs der Alleebäume der sich stattlich entwickelnden breiten Kaiser-Friedrich-Straße und der nach mir benannten Friedel- und Grünauer Straße zum Görlitzer Bahnhof, von wo vielfache Verbindungen nach allen Stadtgegenden sich öffnen. Der Volksdichter Karl Weise aus Freienwalde a. O. war in einem im Jahre 1874 gedichteten Liede mit einem bescheidenen „Hafer-Motor“ zufrieden:

„Wer von Berlin nach Rixdorf reiste,
Den gab man einst verloren schon;
Und wen der Sand nicht ganz verspeiste,

Der hieß Fortunas Lieblingssohn.
 So klang's vor mehr denn dreißig Jahren,
 Drum stand nach Rixdorf nie mein Sinn,
 Denn nichts als Dünger sah man fahren
 Aus Spree-Athen nach Rixdorf hin.
 Jetzt giebt's Palais und prächtige Straßen,
 Daß jedes Auge staunen muß;
 Nicht eine Kuh mehr sieht man grasen,
 Auch fährt dorthin ein Omnibus.
 Man fragt nicht mehr nach Mond und Sternen
 Wie einst, sobald's hier finster ward,
 Denn zahllos farbige Laternen
 Tun's dar, wo Labung unser harrt."

Wie begeistert würde der selige Karl Weise heute über das neuste Rixdorf-Neukölln sich freuen!

Kleine Mitteilungen.

Die Näpfchen an der Berliner Nikolaikirche. Um die Außenwand der Nikolaikirche läuft in geringer Höhe über dem Erdboden ein Gesims aus Sandstein. Darin befinden sich kugelrunde Vertiefungen oder Näpfchen in Größe einer halben Walnuß. Dergleichen künstliche Aushöhlungen kommen an mittelalterlichen Gotteshäusern anderer Städte (Fürstenwalde, Bernau, Nauen, Spandau, Treuenbrietzen, Frankfurt a. O. usw.) außerordentlich häufig vor; doch selten in Berlin. Gelehrte und ungelehrte Leute haben sich über die Bedeutung dieser Zeichen schon den Kopf zerbrochen und Erklärungen in so großer Zahl herausgetüftelt, daß man sie gar nicht alle aufzählen kann. So sieht man z. B. die Näpfchen an der Kirche zu Nauen als Kugelspuren aus der Franzosen- oder Schwedenzeit, in Bernau als Erinnerungszeichen an die Geburt von Mädchen an; anderwärts glaubt man, Kranke hätten sich aus den Steinen des heiligen Gebäudes etwas Rotstein herausgeschabt, um den Stoff ihren Salben und Mixturen zuzusetzen. In Berlin hat man die Sache natürlich zu erklären gesucht. Selbst die sogenannten alten Leute meinen hier, die fallenden Tropfen der Dachtraufe haben den Stein gehöhlt. Freilich übersehen sie dabei, daß vollkommen ähnliche Näpfchen an anderen Kirchen auch an solchen Stellen vorkommen, die außerhalb des Bereichs der Dachtraufe liegen.

Otto Monke.

Märkische Voksmedizin. Ein abergläubischer Brauch bestand bis vor ein paar Jahren noch in Lichterfelde bei Eberswalde, Kreis Ober-Barnim. Wenn jemand schwer krank wurde, schickte man zu den Kirchenvorstehern, welche die durch die Gutsherrschaft 1651 gestifteten, noch jetzt vorhandenen Abendmahlsgesiräte aufbewahrten. Die Kirchenvorsteher schabten alsdann etwas von dem Metall des Abendmahlskelches ab und geben dies in einem Stückchen Papier für den Kranken mit. Zu Hause wurde dies

Metallpulver in ein Glas mit lauwarem Wasser getan und dann mußte der Kranke diese Volksmedizin mit einem Zug leer trinken. An dem Kelch sind die Schabspuren noch jetzt deutlich sichtbar. — Ober-Barnimscher Kreis-kalender 1911. S. 104 Beiläufig ist ein ähnlicher Volksbrauch von Kirchenglocken in der Mark bekannt. Das Märk. Museum besitzt eine Glocke von der zu ähnlichen Zweck Metall abgeschabt worden ist. E. Friedel

Heil unserm Könige! (Ein Soldatenlied aus dem Jahre 1813. Aus dem Tagebuch, das der Grenadier Christian Wienecke aus Rosensdorf bei Lenzen/Elbe während des Feldzuges 1813—15 geführt hat.) Mitgeteilt von Friedrich Wienecke.

Heil unserm Könige!
Niemand ruft Ach und Weh',
Treu sind wir nur.
Gott hat es wohlgemacht,
Froh gehen wir zur Schlacht
Und Rußlands Kaiser mit.
Gott gibt uns Glück!

Die Russen stehen schon
Um unsern Königsthron
Und schützen ihn.
Lieben sie wie Brüder jetzt.
Niemand die Pflicht verletzt!
Nun zu den Waffen ran
Auf Frankreich los!

Das gute Preußen Korps
Rückt nun schon tapfer vor
Mit Frankreich im Streit.
Und York und Wittgenstein
Machen die Feinde klein,
Blickt nur nach Leipzig hin.
Gott gibt uns Glück!

Alles wird wieder blüh'n,
Wenn wir nach Frankreich zieh'n
Jüngling und Greis.
Gott hat es wohlgemacht.
Froh gehen wir zur Schlacht.
Keiner, der weig're sich,
Jeder komm' mit.

Fragekasten.

R. M. In der Nähe vom Mühlendamm soll eine Sage oder alte Erzählung von einer Wäscherin umlaufen. Wer kann uns darüber Auskunft geben?

R.M. Die Leiche der Königin Luise soll in der Nacht vor der Überführung nach Berlin in einer Scheune in der Weddingstraße aufgebahrt gestanden haben. Wo war das Gebäude, das vor etwa 30 Jahren noch vorhanden war, belegen?

Prof. M. Das Wort „Querder“, die Larven- und Jugendform unsers früher in der Panke häufigen Neunauges hängt mit dem Wort „Köder“ zusammen. Der Querder wurde z. B. als Köder für den Forellenfang benutzt.

Dieser Ausgabe liegt ein Prospekt der Firma **Gebr. Blum, Zigarrenfabrik, Goch (Rheinland)** bei, auf welchen an dieser Stelle besonders hingewiesen wird.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei G. m. b. H., Berlin, Bernburgerstr. 14.

14. (10. ausserordl.) Versammlung des XXI. Vereinsjahres.

Sonntag, den 3. November 1912, vormittags 11¹/₂ Uhr.

**Besichtigung des Deutschen Entomologischen Museums der
Stadt Berlin in Dahlem, Gosslerstr. 20.**

Das am vorigen Sonnabend feierlich eröffnete „Deutsche Entomologische Museum“ in Dahlem war am gestrigen Sonntag das Ziel eines Besuches der „Brandenburgia“, Gesellschaft für Heimatkunde. Etwa 70 Mitglieder nahmen, wie u. M. Herr August Foerster berichtet, an der fast zweistündigen, eingehenden Besichtigung der Sammlungen teil, nachdem im Hörsaal durch Geheimrat Friedel in Kürze eine Geschichte des Museums, und durch dessen Leiter im Ehrenamt, Dr. Walter Horn, eine Anleitung für die zweckdienlichste Wanderung durch die in zwei Stockwerken verteilten Sammlungen gegeben war. Aus der Geschichte des Unternehmens ist der Einprägung ins Gedächtnis wert, daß diese in ihrer Art einzige Anstalt zur Pflege der Insektenkunde eine Stiftung des am 2. November 1909 verstorbenen Privatgelehrten, Professors Dr. Gustav Kraatz ist, der sein etwa $\frac{3}{4}$ Millionen Mark betragendes Vermögen für dies Unternehmen, das unter Überwachung und Pflege der Stadt Berlin gestellt ist, hinterlassen hat; hier eingeschlossen seine eigenen großen Sammlungen und eine umfangreiche Bibliothek. Den Anfang zur Zusammenfassung seiner Sammlung und der von mehreren Sammlern und Forschern ihm zugesicherten testamentarischen Überlassung ihrer eigenen Sammlungen und Büchereien hatte Dr. Kraatz im Jahre 1886 gemacht, damals durch Überweisung einer Schausammlung der in der Mark Brandenburg vorkommenden Insekten an das Märkische Provinzialmuseum unter Ausstattung dieses Teilunternehmens mit 60 000 Mark und mit dem Wunsche, daß es den Anfang bilde eines „Deutschen Entomologischen Nationalmuseums“. Später erweiterte Dr. Kraatz diesen Plan dahin, daß die aus allen Erdteilen herrührenden und wissenschaftlich zu bearbeitenden Hauptmassen der Sammlungen in einem

eigenen Gebäude untergebracht und durch eigenes fachmännisches Personal verwaltet werden sollten. Die finanzielle Unterhaltung des erweiterten Unternehmens stellte er durch die vorerwähnte letztwillige Verfügung sicher. Dr. Kraatz, der hochverdiente Stifter, hat die Ausführung seines groß angelegten Planes leider nicht mehr erlebt; aber die beiden Vollstrecker seines letzten Willens, der Entomologe Dr. Walter Horn, sein Schüler und Prof. Rud. Bucholz haben in seinem Sinn Bau und Einrichtung des Museums in Dahlem durchgeführt, das am 11. Dezember durch den König unter dem Namen „Deutsches Entomologisches Museum“ die behördliche Weihe empfangen hat. Die vorgestrigte Einweihung sah die Anstalt schon in vollem Betriebe. Sie verfügt z. Z. über sechs Arbeitskräfte, darunter vier Entomologen und zwei weibliche Hilfskräfte, deren besondere Befähigung für zahlreiche, sich bei Ordnung und Pflege der Sammlungen bietende feine Arbeiten sehr anerkannt wird. Bereits sind sechs Sammlungen anderer Sammler durch Kauf mit der Kraatzschen Sammlung vereinigt, weiterer Zuwachs steht in der obengedachten Art aus letztwilligen Verfügungen einer Anzahl für die Zwecke des Museums gewonnener Sammler künftig bevor.

Der Rundgang durch das Museum, in vier Abteilungen zu je fünfzehn Personen unter Leitung je eines der vier Entomologen ausgeführt, erregte die höchste Bewunderung aller Teilnehmer, die mit großem Interesse der ihnen in liebenswürdiger Art dargebotenen eingehenden Belehrung folgten. Es sind bis jetzt schon mehr als eine halbe Million Insektenarten gesammelt und beschrieben, das ist mehr an Spezies, als in allen anderen Tierklassen zusammengenommen bekannt sind. Die Leiter des Museums glauben, daß hiermit das Gebiet noch nicht erschöpft ist und wohl noch Hunderttausende in den Bereich der Erforschung und Beschreibung zu ziehen sind. Es ist schwer zu sagen, welches Sondergebiet das größte Interesse der Beschauenden auf sich lenkte. Die herrlichen Schmetterlinge waren es keineswegs allein, mit ihnen warben um den Preis der Bewunderung die Käfer, die Libellen und Heuschrecken, die Grillen, Bienen, Wespen, Fliegen; ja selbst die Wanzen ließen erkennen, daß sie im Punkte der Färbung von der Natur keineswegs ganz vernachlässigt sind. Trefflich erscheint vor allem auch die übersichtliche Anordnung, z. B. das einfache Kenntlichmachen der Herkunft und Heimat der Insekten durch die Farbe der Schilder: weiß bedeutet „Europa“, blau „Afrika“, grün „Amerika“, gelb „Asien“ und rot „Australien“, nach Vorbild des Kgl. Zool. Museums in Berlin. Verständnis für den Wert, den feine Frauenarbeit für das Museum hat, erkannte man u. a. an den Kleinschmetterlingen, deren kleinste mit ausgebreiteten Flügeln sich innerhalb eines Millimeters halten; die kleinsten Käfer sind noch weit winziger. Das Museum ist z. Z. wochentags von 9–2 Uhr den Entomologen geöffnet, auf Wunsch lassen sich bei vorangehender

Anmeldung auch andere Besichtigungszeiten vereinbaren. Geh.-Rat Friedel dankte den Herren Buchholz, Direktor Dr. Horn und den Assistenten Wagener und Heyne für die Führung und schloß mit dem Wunsche für das fernere Wohlgedeihen des der Stadt Berlin gehörigen, dem Märkischen Museum angegliederten Instituts unter dem Hinweis, daß die für das größere Publikum berechnete Schaustellung mit vortrefflichen Exemplaren in dem genannten Museum täglich mit Ausnahme des Sonnabends zu besichtigen sei.

Nach Beendigung des Besuchs wurde unter Führung u. A. M. Rechnungsrats Kerkow eine Wanderung nach Paulsborn angetreten, wobei die beiden neuen Dahlemer Museen der Kaiser-Wilhelms-Stiftung, sowie das Arndt-Gymnasium mit seinen Schülerheimen gebührende Beachtung fanden. In dem beliebten Wirtshaus Paulsborn wurde gemeinsam das Mittagessen eingenommen; alsdann zerstreuten sich die durch die heutige Besichtigung und Wanderfahrt in jeder Beziehung befriedigten Teilnehmer, um auf verschiedenen Wegen, begünstigt durch das herrliche Herbstwetter, die Heimfahrt anzutreten.

15. (5. ordentl.) Versammlung des XXI. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 27. November 1912, 7 $\frac{1}{2}$ Uhr
im großen Sitzungssaal des Brandenburgischen Ständehauses
Mattäikirchstrasse 20/21.

Vorsitzender Geh. Reg.-Rat Ernst Friedel.

Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis VIII, XI bis XVI her.

A. Allgemeines.

I. Der II. Vorsitzende, Herr Geheimer Justizrat Uhles, ladet zum Brandenburgischen Fischereitag auf den 8. Dezember Nachmittags nach dem Schützenhaus zu Werder a. H. ein. Es wird dringend um recht zahlreichen Besuch gebeten, da viele merkwürdige heimatkundliche Angelegenheiten verhandelt und denkwürdige Erinnerungsstücke der uralten Werderschen Fischerinnung ausgestellt werden.

II. U. M. Fräulein Clara von Förster teilt 60 Freibillets für die Uraufführung ihres vieraktigen Königsdramas aus „Die Rose von Tilsit“. Dies Schauspiel behandelt hauptsächlich die Königin Luise und ihre Zusammenkunft mit Napoleon I. Ich erinnere nur an die beifällig aufgenommenen früheren Dramen unseres geschätzten Mitgliedes: „Die drei Linden“, „Die Sixtina“, „Die Brautwerbung Gustav Adolfs“, „Die

Gutsherrin von Tamsel“, um unsere berechtigten Erwartungen zu begründen. Im Theater am Nollendorf-Platz am 8. k. M. um 12 Uhr. Die Rolle des Napoleon wird von dem bekannten Napoleon-Darsteller K. Hofschauspieler Klewing vorzüglich gegeben werden. Auf Anfrage bei Frl. v. Förster stehen noch weitere Billets (sie sind unverkäuflich) zur Verfügung. Herzlichen Dank im voraus.

B. Persönliches.

III. U. M. Herr Obersekretär Hermann Maurer ist zum Kontrollinspektor bei der Landesversicherungsanstalt Berlin ernannt.

C. Naturkunde und Technik.

IV. Vorlage: Mitteilungen des Fischereivereins für die Provinz Brandenburg. Nov. 1912. S. 141 wird die Frage: Können die Fische hören? beim Katzenwels bejaht. Bei Barschen u. a. Fischen vgl. S. 142.

V. Vorlage: Die bekannte Firma für Beleuchtungswesen Kretzschmer, Bösenberg & Co. in Dresden hat ein eigenes bezügliches Museum und teilt ihren interessanten illustrierten Bericht hierüber mit: Antiquitäten aller Art, Leuchtkörper, Lampen aus frühesten Zeiten bis ins Neualter.

VI. Vorlage: Dank des Berliner Waldschutzvereins für unsere Betätigung zwecks Erhaltung des Löcknitzflüßchens und seiner waldigen Umgebung bei Erkner. Hoffentlich besichtigen und befahren wir im Frühling 1913 die Löcknitz.

D. Kulturgeschichtliches.

VII. Vorlage: Willy Dencker: Die Männer von Berlin. Ein märkisches Festspiel in 5 Aufzügen. — Herr Rektor Monke, ich selbst und unsere Gattinnen haben sich der Mühe unterzogen, dies Schauspiel, anscheinend ein Erstlingswerk, zu lesen. Um den Verfasser nicht zu entmutigen, fassen wir uns in dem alten Vers zusammen: Ut desint vires tamen est laudanda voluntas.

VIII. Vorlage: Praehistorische Zeitschrift. IV. Band. 1912. Heft 3/4. — Die vortrefflich redigierte Zeitschrift enthält vieles sehr Beachtenswerte. Goetze: „Der Schloßberg bei Burg im Spreewald“ mit vielen Abbildungen. Das Ergebnis bleibt das früher von mir festgestellte: natürliche Bodenerhebung, dann germanische, schließlich wendische Besiedelung. — A. Kiekebusch: Ein germanisches Reitergrab aus der späten Völkerwanderungszeit von Neukölln. Lichtvolle, interessante Beschreibung des Fundes, den der gelehrte Herr Verfasser die Güte hatte, in der Brandenburgia zu erläutern. Das Grab wurde unweit des vormals Körnerschen Gartengrundstücks, das die Brandenburgia

vor Jahren wiederholt besichtigt, in der Nähe der jetzt dort durchgelegten Jonasstraße gemacht. — P. Müller: Überbleibsel von einem zerstörten Urnenfriedhof bei Hohenkarzig, Kr. Friedeberg (Neumark) mit 9 Textabbildungen. Göritzer Typus.

IX. Herr Rektor Otto Monke sendet zu dem betr. heut vorgelegten Buch über Eberswalde folgende Besprechung ein: „Eberswalde in Sage und Geschichte, Sitte und Brauch. Ein heimatkundliches Lesebuch für Schule und Haus von Rudolf Schmidt. 1912. (Selbstverlag des Vereins für Heimatkunde.) Das Werk ist als Festschrift zum Provinziallehrer-Verbandstag und zur 50 jährigen Jubelfeier des Pestalozzi-Vereins (3.—5. Oktober 1912) erschienen und dem Vorsitzenden des Eberswalder Vereins für Heimatkunde Amtsgerichtsrat Hirschberg zugeeignet. Es bringt auf 194 Seiten 60 kürzere und längere Einzel-Abhandlungen über die geologischen, vorgeschichtlichen, kulturgeschichtlichen Verhältnisse der Stadt und ihrer nächsten Umgebung, sowie der wichtigsten Sagen. Das bürgerliche, gewerbliche und industrielle Leben der Stadt treten besonders hervor. Das Buch ist als ergänzendes Lesebuch für den heimatkundlichen Unterricht gedacht, will aber auch dem Hause und der Allgemeinheit, d. h. solchen Anregung bieten, die zwar nicht Eberswalder Bürger sind, aber doch für die ebenso reizvolle wie betriebsame Stadt Interesse haben; damit wendet es sich auch an uns, und man kann wohl sagen, daß es dem Verfasser in hervorragender Weise gelungen ist, dies Interesse nicht nur anzuregen, sondern auch zu vertiefen. Rudolf Schmidt gehört zu den fleißigsten Menschen, die ich kenne, und zu den wenigen, die stets etwas sagen, wenn sie reden. Immer aufs neue überrascht er uns mit bedeutungsvollen Arbeiten auf dem Gebiet der Heimatkunde; aber selten ist ihm eine Arbeit so gut gelungen, wie die vorliegende. Gewissenhaft hat er die alten schwerzugänglichen Chroniken der Stadt von Bellermann und Knngor, sowie Fischbachs Mark, vor allem aber die reichen Ergebnisse der eigenen gründlichen Forschung benutzt, den Stoff dann sachgemäß zusammengefaßt und in schlichter, stets ansprechender Form zur Darstellung gebracht. Das Werk ist ein Muster einer guten Stadtchronik. Aller überflüssiger Ballast ist ausgeschieden worden; nichts Wesentliches ist unbeachtet geblieben. Darum kann das Werk allen denen aufs wärmste empfohlen werden, die sich für einen Besuch der Stadt gründlich vorbereiten oder die das Leben und Treiben in einer märkischen Provinzialstadt kennen lernen wollen.

X. Herr R^öktor Monke bespricht ferner das ebenfalls vorgelegte Menzelsche Wanderbuch: Geologisches Wanderbuch für die Umgegend von Berlin von Dr. Hans Menzel. (Enke, Stuttgart 1912). Name und Stand des Verfassers als Königl. Bezirksgeologe verbürgen an sich schon die Trefflichkeit und Zuverlässigkeit des Buches, das sich

7e

die Aufgabe stellt, den Leser an Ort und Stelle in das Verständnis der geologischen Erscheinungen einzuführen, damit die geologische Wissenschaft nicht nur Theorie bleibe. Er will den Lernenden, wie es schon vor ihm unser leider zu früh verstorbenes Mitglied Dr. Max Fiebelkorn in seinen „Geologischen Ausflügen“ tat, induktiv von der Beobachtung aus zur Erkenntnis führen, und behandelt in diesem Sinne die Umgebung von Chorin, die Müggelberge, den Grunewald, Phöben, Glindow, den Fläming, Buckow, Senftenberg, Rüdersdorf und Sperenberg. Der Text umfast 155 Seiten. Der Stoff ist streng wissenschaftlich bearbeitet, die Darstellung aber leicht verständlich. — Der Vorsitzende bemerkt hierzu: Auch ich kann das vortreffliche Geologische Wanderbuch des Herrn Dr. Menzel nach Kenntnisaufnahme nur auf das Allerwärmste empfehlen.

E. Bildliches und Verwandtes.

XI. Herr Rektor Monke überweist im Auftrag des Herrn Museumsverwalters Gebhard Erkler in Nauen, der Ihnen Allen als sehr eifrigen Heimatforscher und glücklicher Sammler bekannt ist, 3 photographische Ansichtskarten bezüglich auf den durch Sturmwind am 30. März 1912 mittags erfolgten Umsturz des Funkturmes bei Nauen.

XII. Herr und Frau Admiralstabssekretär Voigt überweisen für gleichen Zweck eine alte Aufnahme, photographisch verkleinert von Havelberg, ferner Ansichtskarte des neuen Denkmals für den auch in der Mark so beliebten Volks- und Kirchenlied-Dichter Simon Dach geb. in Memel 1605, † 1659 als Professor an der Universität Königsberg. Das Berliner Gesangbuch enthält unter Nr. 314, 451, 592, 603 und 648 fünf ansprechende Kirchenlieder von ihm. Sein Volkslied „Aennchen von Tharau“ ist in jedes Deutschen Munde. — Eine besondere Ansichtskarte von Memel: „Aennchen von Tharau“ und vom Simon Dach-Brunnen.

XIII. U. A. M. Herr Rechnungsrat Kerkow stiftet eine Ansichtskarte von dem Willibald Alexis-Denkmal auf dem Friedhof zu Arnstadt i. Th. Großer Findlingsblock mit Bronzereliefkopf, darunter: In treuem Gedenken setzten dies heimatliche Mal ihrem Dichter die Märker. Allen Spendern zu XI bis XIII herzlichen Dank.

XIV. Herr Schriftsteller Eberhard König: Über die komischen Dichtungen Friedrichs des Großen mit Proben aus der deutschen Nachdichtung des Vortragenden. Unser Mitglied Herr August Foerster stellt uns folgendes Referat zur Verfügung: Eine vollständige deutsche Übersetzung der ausschließlich in französischer Sprache geschriebenen Werke des großen Königs ist bekanntlich bis heute noch nicht vorhanden. Diese Dankesschuld des deutschen Volkes an den genialen Verfasser soll jetzt ganz abgetragen werden. Es wird demnächst

im Verlage von Reimar Hobbing in Berlin in 10 Bänden eine tatsächlich vollständige Übersetzung erscheinen, die u. a. auch ausgezeichnet sein wird durch eine lückenlose Veröffentlichung der Adolf Menzelschen Zeichnungen aus friderizianischer Zeit, deren begeisterter Schilderer der große Künstler war. Zu den bisher nicht übersetzt gewesenen und daher wenig bekannten Schriften Friedrichs gehören an erster Stelle dessen zahlreiche satirische Schriften in Prosa und in Versen. Man kann es verstehen, daß von einflußreichen Kreisen dem genaueren Bekanntwerden gerade dieses Teils der Werke Friedrichs von jeher eifrig widerstrebt worden ist; denn der Freund und Bewunderer Voltaires nahm im Kampf für Aufklärung natürlich niemals ein Blatt vor den Mund. Aber schon die flüchtige Bekanntschaft mit einer der hervorragenden Schriften dieser Gattung, welche Herr Eberhard König für jene Gesamtausgabe übersetzt oder, wie er sagt, nachgedichtet hat, verschaffte den Hörern die Überzeugung, daß hier dem deutschen Volke nachträglich ein wertvolles Geschenk zuteil wird. Sehr zutreffend bemerkte der Redner einleitend, daß Friedrich seinen Gegnern nicht nur als Feldherr, sondern auch an Geist, Wissen und Witz so außerordentlich überlegen war, daß er es als ein Bedürfnis empfand, sich auch dieser Waffen zu bedienen, und daß in den unsäglich schwierigen Lagen, in denen er sich zeitweise befand, die literarische Beschäftigung von ihm als eine große Erleichterung von angesammeltem Groll und Unmut empfunden wurde. Wenn demnächst diese Schriften mit den begleitenden Zeitumständen bekannter sein werden, als sie es heute sind, wird das deutsche Volk noch mit ungleich größerer Verehrung zu dem Manne aufschauen, der nie verzagte, der in den Pausen zwischen den entscheidenden Schlachten die Muße und Sammlung gewann, sich die Sorge vom Herzen zu schreiben, und der dabei doch echt deutschen Idealismus entfaltet, der ihn turmhoch über die Spötter stellt, deren lustige Behandlungsweise der menschlichen Dinge er sich gleichwohl zu eigen macht. Der Vortragende las zuerst ein schwungvolles Gedicht Friedrichs vor, das der Eigenart seiner wackeren Preußen voll gerecht wird, und gab alsdann Auszüge aus einer umfangreichen Satire, bezeichnet „Das Palladium“, die während des Zweiten Schlesischen Krieges, zwischen der Schlacht bei Hohenfriedberg — 4. Juni 1745 — und der Schlacht bei Soor — 30. September — im Feldlager geschrieben sein muß; denn sie behandelt mit verdientem Spott ein Ereignis aus dieser Zeit. Bekanntlich war damals Frankreich im Bunde mit Preußen, und der französische Gesandte Marquis Valori im preußischen Feldlager anwesend. Diesen aufzuheben und gefangen zu nehmen, hatte der österreichische Heerführer Prinz Carl von Lothringen (Karlchen — Charlot — nennt ihn der Verfasser nur) Befehl gegeben. Es wurde von den Panduren aber nur der Sekretär des Gesandten, der sich für seinen Herrn ausgab, gefangen genommen. Das Ereignis scheint an sich ziemlich unbedeutend, der

Königliche Dichter benutzt es aber, um die Bewohner von Himmel und Hölle sich über die Dinge dieser Erdenwelt unterhalten zu lassen, wobei es nicht ohne scharfe Hiebe nach allen Seiten abgeht und wofür es bezeichnend ist, daß zum Schluß Gott Vater sehr entschieden für den Philosophen John Locke gegen die Mönche eintritt. Wunderlicherweise sind von allen Heiligen, die den Himmel bevölkern, nur die heilige Genoveva und die heilige Hedwig auf Seite Preußens, andererseits treten Luther und Calvin mit einmütiger Entschiedenheit für die preußische Sache ein. Die Übertragung der Dichtung durch Eberhard König wurde sprachlich als eine treffliche Leistung empfunden und allseitig gerühmt.

XXV. Fräulein Elisabeth Lemke: „Kulturgeschichtliches über die Citrone“ (siehe der nachfolgende Vortrag).

XXVI. Nach der Versammlung freie Zusammenkunft im Hofbräu, Potsdamer Str. 127/128.

Kulturgeschichtliches über die Citrone.

Vortrag von Elisabeth Lemke (Stz. d. Br. 27. Nov. 1912).

Geehrte Anwesende, im vorigen Jahre durfte ich Ihnen ein kleines, kulturgeschichtliches Bild des Kaffees entwerfen, der unter gewissen Bedingungen zu den Giften gerechnet wird, und den ich doch mit freudiger Dankbarkeit sehr loben mußte. Das kann vielleicht Einen und den Andern unter Ihnen etwas verstimmt haben; solche Verstimmung soll heute ausgeglichen werden. Herr Prof. Dr. Zache schlug mir schon vor einiger Zeit vor, für diesen Abend den Tabak auf's Programm zu setzen; da ich aber so altmodisch bin, nicht zu rauchen, fehlt mir für den Tabak die Begeisterung. Ich habe fleißig darüber nachgedacht, was Ihnen Allen einwandfrei genehm sein könnte, und bin bei der Citrone stehen geblieben. Noch nie hat ein Arzt sie in den Bann gethan, aber jeder von Ihnen hat die Citrone von mehr als einer guten Seite kennen gelernt.

Die Citrone (gleich der Apfelsine, der Pomeranze u. s. w.), der segenspendenden Pflanzengattung *Citrus* L. zuzurechnen, gehört zu einem Verwandtenkreis, der den Namen *Citrus medica* L. trägt. Es handelt sich bei diesem Verwandtenkreis um den eigentlichen Citronen- oder Limonenbaum, *C. Limonium* Risso (*C. medica* var. *Limonium*), um den [nur „schlechtweg“ genannten] Citronenbaum, *C. medica* Risso (Var. *medica* L. var. *Cedra*) und um andere Abarten, auf die hier im Allgemeinen zu verzichten wäre.

Die Bezeichnung *medica* veranlaßt mich aber, auf Viktor Hehn zu weisen: „Fragen wir [so schreibt er in seinem berühmten Buch „Kulturpflanzen u. s. w.“ 6. Aufl., S. 434 f.], welche Art der Aurantiaceen wir uns unter dem medischen Apfel zu denken haben, so läßt sich mit Sicherheit antworten: die Citronat-Citrone, *Citrus medica Cedra*, und zwar aus mehreren Gründen. Erstlich heißt diese dickschalige, oft kopfgroße Frucht mit verhältnismäßig geringem, saurem, bei einer Abart auch süßlichem Fleische oder Saft, noch jetzt in Italien *cedro*; dann findet sich in der persischen Provinz Gilân, einem Theil des alten Mediens, der Citronatbaum noch ganz mit dem Habitus, den Theophrast beschreibt, namentlich [was wir bei den nach Berlin oder vielmehr in hiesige Häuslichkeiten gelangenden Citronenarten nicht antreffen können] mit häufigen scharfen Stacheln bewaffnet; drittens passen die gelegentlichen Äußerungen der Alten über die Gestalt, Zusammensetzung und Eßbarkeit des medischen Apfels nur auf diese Citrone; Dioscorides nennt sie länglich und runzlig; die Frucht wird mit Wein und mit Honig eingekocht, sie ist eßbar und sie ist es nicht; sie ist so groß, daß bei Apicius jede einzeln in einem besonderen Topf eingemacht wird; wenn sie noch unreif ist, umgibt man sie mit einer tönernen Hülle, in die sie hineinwächst und deren Gestalt sie annimmt; das Fleisch, d. h. die dicke, beinahe den ganzen Raum einnehmende Schale, wird als Hauptbestandteil mit aufgezählt, — lauter für *Citrus medica Cedra* treffende Züge; endlich tragen die übrigen Arten der Hesperidenfrucht Namen, die jeden Zweifel über das spätere Zeitalter, in welchem sie eingeführt wurden, ausschließen. — Die Limone (die wir fälschlich Citrone nennen), eine kleinere, mehr oder minder rundliche Frucht mit dünner aromatischer Schale und reichem, saurem Saft, heißt so nach dem arabischen *limûn*; dies stammt aus dem Persischen, letzteres entlehnte das Wort aus dem Indischen, — womit Herkunft, Weg und Zeit genügsam angedeutet sind. Zur Zeit Karls d. Gr. wuchs an den Ufern des Comersees (über welchen damals ein Hauptweg von Italien nach Norden in das Bisthum Chur und das Rheinthal führte) außer Oliven, Granaten, Lorbeer, Myrthen auch der persische Apfel, *citreon* genannt. — — — — —

(*Vincit odore suo delatum Perside malum; Citreon has omnes vincit odore suo.*) — — — — —

Als zwei Jahrhunderte später (um das Jahr 1000) der Fürst von Salerno von Arabern in seiner Stadt belagert wurde und 40 zufällig aus dem heil. Lande heimkehrende Normannen ihn befreit hatten, schickte er der Normandie Gesandte und mit ihnen *poma cedrina* [u. s. w.], um die Normannen zu bewegen, in ein so schönes Land zu kommen und es vertheidigen zu helfen. — Um diese Zeit also wächst auch in Unteritalien immer nur noch die Citronate der Alten. Auch als Jakobus de Vitriaco, Bischof von Accon, nachher von Tusculum und

Kardinal (der i. J. 1240 in Rom starb) die Naturwunder des heil. Landes beschrieb, kann der Limonenbaum [also der Baum, der uns heute Millionen von „Citronen“ spendet] noch nicht in Europa gewesen sein, denn er führt ihn ausdrücklich unter den in Europa fremden palästinischen Pflanzen auf. — Auch die Pampelmuse französ. pamplemousse, von den Italienern pomo di paradiso oder d'Adamo genannt, fand Jacobus unter dem letzteren Namen („Adamsapfel“) in Palästina. Es sind dieselben Früchte, die noch jetzt die Juden aller Länder (nach Levit. 23,40) zu ihrem Laubhüttenfest brauchen, und die nur zu diesem Zweck in mehreren Gegenden Italiens gebaut werden. — Die Kreuzfahrer oder Handelsleute der italienischen Seestädte oder die Araber bei ihren Kriegszügen und Niederlassungen auf den Inseln und Küsten des Mittelländischen Meeres brachten die Limonen [die, um es noch einmal zu sagen, wir „Citronen“ nennen] hinüber, deren intensive Fruchtsäure in Europa und im Orient eine beliebte belebende Beigabe zu vielen Speisen bildete, unreines, übel-schmeckendes Wasser trinkbar machte und mit dem zugleich bekannter werdenden Zucker die köstliche vielbegehrte limonata abgab.“

Das Wort limonata haben die Deutschen auf ungezählte erfrischende Getränke übertragen, indem sie von Himbeerlimonade, Erdbeerlimonade u. s. w., andererseits zum Überfluß von „Citronen-Limonade“ sprechen.

Vielfach wurde und wird noch das Wort Citrone mit „Z“*) geschrieben. „Von den Wörterbüchern verzeichnet Maler 1561 Citronie und [u. A.] Henisch 1616 Citron.“ (Kluge.)

Herr G.-R. Friedel erinnerte daran, daß man (nach Grimm, Wörterbuch) „der Citron, malum citrum“, sagte.

In einem 1760—1789 herausgegebenen Buche finden wir die Frucht „Cetro“ genannt. Kein Wunder, es handelt sich um die Sprache der alten Weibchen, die auf den Straßen Waaren ausbieten. Das Buch „Danziger Ausrufer“ von Matthias Deisch, Maler und Radierer, erlebte eine getreue Nachbildung bei Theodor Bertling, Danzig 1888. Auf Blatt 39 sehen wir eine Frau, die mit Körben voll Citronen dasitzt und einer andern Frau Citronen verkauft. Darunter steht (mit Hinzufügung von Noten): „Cetronen, Appel Cetro“.

Der Name Limone ist auf eine italienische Ortschaft übertragen worden, die bald hinter der südwestlich über dem Gardasee laufenden österreichischen Grenze am Westufer des Sees liegt und durch ihre großartigen — „Citronen-Anpflanzungen“ allen Reisenden unvergeßlich bleiben muß. Ihre zur Bucht hinunterkletternden, weißen Häuser sind ganz in jene Anlagen eingebettet.

In dieser Ortschaft ist der veronesische Maler Girolamo dai Libri geboren, der von 1474—1556 gelebt hat. Seinem Heimatsort Limone zu

*) Zitrone. — S. auch Fr. Kluge, Etym. Wörterb.

Liebe hat er auf dem (im Museo civico zu Verona befindlichen) Bilde „Madonna mit dem Schirm“ vor den Altar eine Limone [d. h. eine Citrone] gelegt. — Und in der Kirche S. Giorgio in Braida zu Verona zeigt das Bild „Madonna von Limone“ einen Citronenbaum hinter dem Thron der Madonna.

Wer von Ihnen, geehrte Anwesende, das Land kennt, „wo die Citronen blühen“, der weiß, welch' ein herrlicher Duft den sozusagen „schüsselförmigen“ Blüten entströmt, und welchen Wohlgeruch auch die lederartigen, immergrünen, reichlich mit Öldrüsen ausgestatteten Blätter verbreiten. In Süd-Europa wird die Frucht jährlich dreimal geerntet; aber der Ausfuhr zu Liebe müssen auch die Citronen vor der Reife abgenommen werden.

Im Brandenburgia-Heft vom Mai 1906 habe ich (im Anschluß an meinen kurz vorher gehaltenen Vortrag „Italiens Pflanzenwelt in Berlin“) Angaben über Ausfuhr, Handel und Verwertung der Citronen gebracht. Davon will ich wiederholen, daß nach J. D. Riedel (Aktien-Gesellschaft, Berlin, Chemische Fabriken und Drogen-Großhandlung) den Hauptanteil Sicilien hat, wo — wie mir Hr. R. schrieb — zu Tausenden von Zentnern der citronensaure Kalk (Vorprodukt zu Citronensäure) gearbeitet wird, der zur Bereitung erfrischender Getränke und Medikamente in die weite Ferne und so auch nach den Tropen wandert; u. a. findet er beim Pommeril Verwendung. Der Wert des citronensauren Kalks ist etwa 280 Mark für 100 Kilo.

Die Schalen der italienischen großen und süßen spada forex, mitunter auch die der Citrone, liefern die uns bekannte Succade, d. i. Citronat oder Cedrat.

Über das Erfrischende einer Limonade zu sprechen, ist überflüssig; es sei nur daran erinnert, daß es auch heißes Citronenwasser gibt. Und Schiller sagt noch: „Preßt der Citronen saftigen Kern!“ — Ausgepreßte Citronenscheiben umkränzen des Russen Teetasse, denn ihm ist „tschai s limónom“ doppelt willkommen.

Citronensaft ohne Wasser ist bei den Anfängen eines Halsleidens von großartiger Wirkung; der Saft vernichtet den heranrückenden Feind, — vorausgesetzt, daß man eben im Anfange der Beschwerden zu diesem bequemen und billigen Mittel griff.

M. Hoefler*) spricht sogar von der „pestwidrigen“ Citrone.

Bei Wanderungen durch Staub kann es kaum etwas Besseres geben, als eine ein wenig angeschnittene Citrone: Mund, Hals und Nase werden zugleich erfrischt und vor Leiden geschützt. — Das

*) M. Hoefler, Der Geruch vom Standpunkt der Volkskunde. (Ztschr. d. Vereins f. Volkskunde; 1903; S. 445.)

empfand ich dankbar, als ich im Jahre 1906 durch die Aschenmengen in und um Neapel dringen mußte.

Neben der Ausnutzung im Haushalt und in Fabriken steht die uralte und weitverbreitete volkstümliche Bedeutung der Citrone: wo ein zuerst selbstverständlicher, einfacher Gebrauch symbolischen Charakter erhielt oder nur noch gewohnheitsmäßig und „ohne Sinn“ sich weiter vererbte.

In Brandenburg a. d. H. gehen bei Leichenbegängnissen zwei Altgesellen mit einem Winkelmaß, auf dem eine Citrone befestigt ist. — Früher trug der Küster, der den Leichenzug anführt, eine Citrone in der Hand.

In Berlin hatten noch in den Jahren 1870—80 bei Begräbnissen Zimmerleute und Maurer Citronen auf dem Winkeleisen.

Die Halloren (Halle) begleiten bei Leichenbegängnissen die Leiche und tragen dabei eine Citrone in der Hand.

August Baumgart erwähnt in der Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde (1913, S. 152) aus dem mittelschlesischen Dorfleben, daß die Citronen, die bei Begräbnissen von den Trägern in der linken Hand gehalten werden müssen, in das Grab auf den Sarg geworfen werden.

Prof. Dr. Schönaich (Breslau) sagte: in ganz Schlesien bekommen der Tote, der Geistliche und der Totengräber eine Citrone in die Hand.

In Hannover haben die Bäckergesellen den Brauch, daß beim Begräbnis eines Mitgliedes der Bäckergesellschaft die (die Pferde führenden) Leichenträger Citronen in den Händen halten. — Durch verschiedene Zeitungen ging vor kurzem die Erklärung, daß nach alter Überlieferung dieser Gebrauch der Bäckergesellenbrüderschaft durch einen hannoverschen Fürsten verliehen worden sei, dem einst ein Bäckergeselle das Leben gerettet hatte.

Herr G.-R. Friedel hat im Jahre 1848 im Hamburg gesehen, daß die Männer, die bei Begräbnissen dem Wagen zunächst gehen und nachher den Sarg zur Gruft tragen, eine Citrone in der Hand hielten. — (Nach einer weiteren Mitteilung des Herrn Fr. hatten die Leichendiener neben dem Wagen in jeder Hand eine Citrone.) — Herr Fr. berichtet auch von Lübeck, wo bei den im Rathause hängenden Bildnissen der Bürgermeister diejenigen Bürgermeister, die nach ihrem Tode gemalt worden sind, eine Citrone in der Hand halten.

In Michael Gottlieb Fuchs' Beschreibung der Stadt Elbing und ihres Gebietes (1818, II, S. 251 f.) lesen wir: 1767 sollte ein Deserteur des in Elbing stehenden kgl. polnischen Regiment gehängt werden. Am Morgen des 22. December marschierte eine Compagnie des Regiments mit den Hautboisten vor die Herberge der Zimmerleute in der Fischerstraße, von wo der Zug über den Markt und hinaus zum Militairgalgen ging. Vier Altgesellen trugen Winkeleisen, auf denen Citronen steckten.

Ein Zimmergesell, der eine rothe Fahne trug, war von vier Zimmergesellen umgeben, die ebenfalls Winkeleisen mit Citronen besteckt, trugen. Vier Gesellen hatten mit Citronen besteckte Aexte, und andere Gesellen (paarweise gehend) hatten Winkeleisen, Beile, Aexte, Hobeln u. s. w. gleicher Weise mit Citronen verziert.

Noch jetzt (so hörte ich vor einigen Jahren) führen bei Begräbnissen die Schiffs-Zimmerleute an dem mit Buxbaum bekränzten, ungefähr 1 mtr. hohen Winkeleisen eine Citrone mit sich. Die Citrone hängt an einer schwarzen Schnur. Das Winkeleisen wird — über die Schulter gelegt — von einem Altgesell getragen.

Ein andere Angabe aus Elbing lautet: bis vor einigen Jahren hatte man den Gebrauch, — aber vielleicht ist das noch heute so — daß beim Begräbnis eines Zimmer- oder Maurergesellen das ganze Gewerk folgte; verschiedene Gesellen trugen dann das umflorte Winkeleisen und hielten eine Citrone in der Hand.

Nach einer Nachricht, die etwa aus dem Jahre 1880 stammt, war es auf der Frischen Nehrung, z. B. in Braunheide (Frauenburg gegenüber) und in Narmeln (das gewöhnlich Polski genannt wurde) allgemeiner Volksbrauch, den Todten — besonders den Kindern — eine Citrone oder einen Apfel in die Hand zu geben.

(Im Kreise Gilgenburg Ostpr. sah ich in einem Bauerhause, daß man zur aufgebahrten Leiche — es war der erwachsene Sohn des Bauern — einen Apfel in den Sarg gelegt hatte.)

H. Sökeland erwähnte, daß in der Niederlausitz die Braut vor der Trauung zwei Citronen auf den Altar legt. (Z. d. V. f. V. 1900, S. 244.) Karl Weinhold sagt (ebd. S. 244) er kenne zwar die Citrone als sakrales Opfer aus Sicilien, — aus Deutschland nur ihren Gebrauch bei Begräbnissen. Er konnte später (ebd. S. 352) mitteilen: daß auch im Dorf Hornhausen im Magdeburgischen eine der Brautjungfern zwei Citronen bringt, die sie dem Geistlichen auf dem Altar opfert. — In J. R. Bünker's Abhandlung „Eine heanzische Bauernhochzeit“ (ebd. S. 365; die Heanzen sind Deutsche an der ungarisch-österreichischen Grenze, im Oedenburger Komitat lesen wir „Den Schluß [des Hochzeitzuges zur Kirche] bildet die einzige verheiratete Frau im ganzen Hochzeitzuge, eine ältere Verwandte der Braut. Sie trägt, in ein weißes Tuch gehüllt, „die Klag“ nach. Was sie im Tuche trägt, sind — zwei Orangen, die rechts und links auf den Altar gelegt werden und dem Pfarrer zufallen, und eine kleine Geldspende, die der Kirche geweiht wird.“

Es seien nun zunächst der Altmeister J. B. Friedreich (Die Symbolik und Mythologie der Natur*) berücksichtigt. Er sagt (S. 240): „Das

*) Würzburg; Stahel, 1859.

Aromatische, Erquickende und Belebende der Citrone hat sie zum Sinnbilde des Lebens und des Schutzes gegen das Lebensfeindliche gemacht. Daher schützt nach altem Glauben die Citrone gegen Bezauberung; daher trägt das indische Weib, welches sich nach dem Tode seines Gatten verbrennen läßt, auf seinem Gange zum Scheiterhaufen eine Citrone in der Hand, als Sinnbild ihres künftigen Zusammenlebens mit dem Gatten; daher die noch übliche Sitte, daß bei einem Leichenbegängnisse die Leidtragenden die das neue Leben des Abgeschiedenen symbolisierende Citrone in der Hand tragen; daher endlich die Sitte der zum ersten Mal zur Kommunion gehenden Kinder, eine Citrone zu tragen, weil sie durch die Communion ein neues Leben durch ihren erneuerten Bund mit Gott eingehen.“

Weit von einander entfernte Völkerschaften bringen auf irgend eine Weise die Citrone mit dem Leben oder mit der Liebe in Verbindung.

In der Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde (1904, S. 462) erwähnt K. Weinbold bei Besprechung von „Le Folklore de Lesbos par Georgeakis et Léon Pineau“: „Eine geläufige bildliche Verkleidung des gebildeten Mädchen ist der Citronenbaum; ‚duftige Citrone‘ wird das Mädchen angeredet“. — Und W. Hoerstel*) (Santa Lucia) teilt uns mit, daß die Burschen in der Camorra dem geliebten Mädchen Lieder vorbrüllen, von denen eins „Citronenblätter“ heißt.

„In Hela legt die Braut dem Pfarrer nach der Trauung eine Citrone auf den Altar“ (Hewelke — Prediger an St. Barbara in Danzig: „Kirchliche Sitten in Westpreußen“; Danzig, A. Müller vorm. Wedelsche Hofbuchdruckerei.

In einem Tafelwerk „Baierische National-Costüme (bey J. M. Hermann in München) ist auf Bl. XXI eine Hochzeitskleidung nach Alt-Reichstädtischer Sitte zu Regensburg dargestellt: Bräutigam und Braut halten je eine Citrone in der Hand. Im Text ist nichts darüber gesagt. Die Personen sind lutherisch. Die Tracht gehört der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts an.

Heute bringen im Bayrischen Wald bei ihrer Hochzeitsfeier die jungen und wohl auch die alten Paare dem Geistlichen eine Citrone.

Auch in Hessen-Nassau erhält bei der Hochzeitsfeier der Geistliche eine Citrone, aber dazu noch einen Rosmarinzweig und ein Sacktuch.**)

Zu Frankfurt a. d. Oder bringt (oder brachte) der Bräutigam vor der Trauung dem Pastor eine Citrone, ein großes weißes Halstuch und ein Glas Bier.

Jetzt aber ein anderes Bild! — Herr G.-R. Friedel sagte mir, daß nicht nur in Pritzwalk die gemästeten Kühe — wenn sie der

*) Daheim Nr. 39; 29. Juni 1901.

**) Freybe, Der Rosmarin; s. „Das Land“, 1. Jan. 1905. Herausg. Sohnrey.

Schlächter herumführt — auf jedem Horn eine Citrone tragen, sondern daß diese Ausschmückung auch auf dem Schlachthofe in Berlin vorkomme.

Unsaybar viele Citronen trugen auf ihren Hörnern und um den Hals jene Ochsen, die ich in einer großen Prozession zu sehen bekam: am Fest des heil. Bertorio in Samatzai auf Sardinien.

Die Citrone belebt nicht nur, — sie kann auch in verschiedener Weise beruhigen, wenigstens nach Mitteilung von Prof. Schönaich-Breslau: dort erhielt bei einer althergebrachten Schützenfeier der schlechteste Schütze zur „Beruhigung“ eine Citrone.

Vielleicht hatte jener Schütze nach dem Genuß der Citrone Träume, in denen die Hesperiden ihn lieblich umgaukelten, — die Hesperiden, die mit Hilfe des hundertköpfigen Drachen Ladon in ihren Gärten die goldenen Äpfel bewachten, welche Hera bei ihrer Verheiratung mit Zeus von der Gää als Hochzeitsgeschenk erhalten hatte. Diese Gärten der Hesperiden sind geographisch nicht sicher festgestellt. Aber Sie, geehrte Anwesende, haben bemerkt, daß immer noch — nicht nur bei Begräbnissen, sondern auch — bei Hochzeiten jene „goldenen Äpfel“ eine Rolle spielen. Brautpaare unter Ihnen werden sich nun vielleicht vornehmen, an ihrer Hochzeitsfeier nicht die Citrone zu vergessen.

Kleine Mitteilungen.

Heilige Männer. Von Friedrich Wienecke. Die Kolonisation der Mark Brandenburg war gleichzeitig eine Germanisierung der Bevölkerung und Christiniesierung der in ihr wohnenden Wenden. Wie die deutschen Ritter und Bauern wurden auch die Kirchen und Pfarren mit Land dotiert, dessen Größe gleich dem Besitz eines Bauerngutes war. In der ältesten Zeit war es Pflicht der Bauern, die Kirchenländereien zu beackern und zu besäen und die Erträge zugunsten der Kirche zu verkaufen. Die Gotteshausleute, Kirchenälteste, hatten die Aufgabe, die Arbeit und den Verkauf zu überwachen. Zur Unterbringung des Getreides erbaute man für die Kirche die „hilgen Schün“, d. i. heilige Scheune. Je mehr aber die Bauern von den Grunderren mit Ackerdiensten belastet wurden, desto weniger konnten sie ihren Verpflichtungen gegen die Kirche nachkommen. Da griff man zu andern Mitteln. Entweder nahmen die Junker den Acker in Bewirtschaftung und entrichteten der Kirche dafür eine jährliche Abgabe, oder der Acker wurde unter die Bauern verteilt, die dann ebenfalls zu einer Abgabe, Kanon genannt, verpflichtet waren. Hin und wieder verpachtete man ihn im ganzen an einen Bauern oder Kossäten. Diese Pächter hießen nicht nur im Volksmunde, sondern auch amtlich „heilige Männer“. Sie waren nicht wie andere Bauern und Kossäten zum Hofdienst verpflichtet (Entscheidung 25. April 1625) und frei von der Kontribution (3. Juli 1656). Ihre Wahl

erfolgte durch Patron, Pfarrer, Schulzen und Gotteshausleute (9. Januar 1613). Durch Entscheidung vom 7. März 1648 verpflichtete man sie zum Nachbarrecht, d. h. zur Beihilfe bei Kirchen-, Pfarr- und Küsterbauten und zum Hirtenlohn; gleich wie die anderen Bauern hatten sie bei Märschen der Soldaten Vorspann zu leisten und Einquartierung zu leisten. Ihre Pachtung dauerte auf Lebenszeit; und die einmal festgesetzte Pachtsumme durfte nicht erhöht werden. Eigenartig war ihre rechtliche Stellung. Für ihre Person und Familie standen sie unter dem Dorf-(Patrimonial-)Gericht, wenn sie sich weigerten, zu den dörflichen Lasten und Beiträgen beizusteuern, und wenn sie den Nachbar auf der Straße beleidigten. Geschah aber die Beleidigung auf dem Kirchhofe oder heiligen Hofe oder auf dem heiligen Felde, so unterstanden sie dem geistlichen Gericht, später dem Kammergericht, wie die Grundherren und Geistlichen.

Heilige Männer wurden im Volksmunde auch die Pächter des Pfarrackers genannt. Diese standen zu dem Pfarrer in gleichem Verhältnis wie die Pachtbauern zu ihrem Grundherrn. Die Pfarrer durften die Pachtsumme nicht willkürlich erhöhen (Entscheidung 12. März 1611) und die Bauern nicht mit Reisen aufhalten und beschweren (9. Februar 1613). Sie mußten auf Reisen für Zehrung und Unterkommen sorgen und sich der Bauern bei Klagen oder Bedrückung annehmen. Verboten war es den Pfarrern, die Dienste aufsummen zu lassen; doch aber konnten diese auf bequemere Zeit verschoben werden.

Hatten die heiligen Männer steuerpflichtige Hufen im Besitz oder gepachtet, so waren sie gleich wie die anderen Bauern zu Hofdiensten verpflichtet.

Das Fenster ohne Fensterkreuz. Am Palais Friedrich Wilhelms III., gegenüber dem Zeughause, befindet sich auf der dem Prinzessinnenpalais zugewendeten Seite (Oberwallstraße) ein Fenster, das nur eine einzige große Scheibe besitzt, während alle übrigen kleinere Scheiben und Fensterkreuze haben. Die Berliner Volkssage erklärt die eine Ausnahme folgendermaßen: König Friedrich Wilhelm III. war ein guter Familienvater und liebte seine Töchter zärtlich. Wenn er nun zu ihnen hinüberschauen wollte, störte ihn das Fensterkreuz. Darum ließ er es herausnehmen und eine einzige große Spiegelscheibe einsetzen; die mußte der Diener jeden Morgen spiegelblank putzen. Das Fenster hat man so gelassen bis auf den heutigen Tag, und die Scheibe wird noch immer so blank geputzt, daß jede Hausfrau, die das Fenster sieht, ihre helle Freude darüber haben muß. Otto Monke.

16. (11. ausserordl.) Versammlung des XXI. Vereinsjahres.

Freitag, den 29. November 1912.

Besichtigung der Centralbetriebsstelle von Aschinger's Aktiengesellschaft, Saarbrücker Str. 36.

Die sehr zahlreichen Teilnehmer wurden von den jetzigen Herren Direktoren freundlichst empfangen und geleitet. Darüber berichtet u. M. Herr August Foerster folgendes:

Die seit Mitte Mai 1912 im Betrieb befindliche ganz neu erbaute Anlage hat äußerlich große Ähnlichkeit mit einer Fabrik. Für den maschinellen Betrieb sind 63 Motore mit zusammen 600 Pferdekraften vorhanden, gegen 21 mit 160 PS. in der alten Zentrale, Neue Friedrichstraße 11. Um einen geräumigen, annähernd vierseitigen Hof gruppiert — die ganze Anlage bedeckt über 4300 Quadratmeter — blickt man vom Hofe aus zu dem unter sich zusammenhängenden, ihn umschließenden, fünf Stock hohen Fabrik-Gebäude empor, während die vierte, die schmalere Straßenseite, den Geschäftsräumen vorbehalten ist. Die äußere Erscheinung des Etablissements, seine bedeutende Entwicklung in der Richtung der Höhe, ist um so bemerkenswerter, als sie einen bezeichnenden Gegensatz bildet zu den Räumlichkeiten, die es abgelöst hat. Das waren nämlich bis zum März eine beträchtliche Anzahl der Stadtbahnbögen zwischen Alexanderplatz und Jannowitzbrücke, sowie ein Fabrikgebäude und ein Vordergebäude nebst 2 Seitenflügeln auf dem Grundstück Neue Friedrichstraße 11. Man begreift es, wenn man die gegenwärtige Betriebs-einrichtung gesehen, daß sich die Verwaltung in jenen Räumen wie in einer Zwangsjacke gefühlt und daß sie aufgeatmet hat, als mit ebensoviel praktischer Überlegung, als Umsicht und Berücksichtigung weiterer Entwicklung angelegt, das neue Etablissement zur Verfügung stand. Zwar umfaßt dieses noch keineswegs alles, was man wohl gern hier auch vereinigt hätte und was in Zukunft vielleicht noch vereinigt werden wird, denn es fehlen die große eigene Bäckerei der Firma Aschinger,

die nach wie vor in der Sophienstraße ihr Heim besitzt, und die Konditorei, die ihre 8 Verkaufsstellen in Berlin und den großen Bedarf aller andern verschiedenen Filialen von der Köpenickerstraße aus versorgt. Aber mit diesen beiden Ausnahmen umfaßt das Etablissement in der Saarbrückerstraße die Vorbereitung und angemessene Bereitung und Verteilung alles dessen, was für des Leibes Nahrung und Notdurft von allen Filialen, hier angeschlossen auch das Weinhaus „Rheingold“ und das Hotel „Fürstenhof“, in Anspruch genommen wird, und natürlich auch eine Menge Nebenbetriebe, die mittelbar Notwendigkeiten sind, um den Gesamtbetrieb aller Zweiganstalten auf der Höhe der Leistung und der tadellosen äußeren Erscheinung zu halten. Zum leichteren Verständnis sei erwähnt, daß z. B. eine Silberputzmaschine, die 13 000 Mark gekostet hat, (was nur zur Veranschaulichung ihrer Leistungsfähigkeit gesagt sei), im Gange ist, daß sämtliche Beleuchtungsgegenstände die elektrisch angeschlossen sind, nicht bloß repariert, sondern neu angefertigt werden und daß ganz ähnlich eine ausgedehnte Tischlerei, Klempnerei und Schlosserei usw. im Gange sind.

In welchem Umfange solcher Nebenbetrieb an der Seite und als Ergänzung des Hauptbetriebes sich notwendig macht, das erfuhr die aus etwa 80 Personen bestehende Gesellschaft, eingeladen, die 5 geräumigen Fahrstühle zu besteigen, als sie, sogleich bis auf das Dachgeschoß des Mittelbaues gehoben, von hier aus den Weg vom obersten Stockwerk abwärts zum Erdgeschoß antrat.

In den großen und luftigen Räumen des Dachgeschosses des Mittelbaues sind die ungeheuren Vorräte von Wurstwaren zum Austrocknen aufgehängt und sehen ihrer Bestimmung entgegen, sobald sie, wie der Fachausdruck lautet, reif geworden sind. Im Seitenflügel befindet sich der Lagerraum für Seife, hergestellt in der eigenen, Parterre gelegenen Seifensiederei der Gesellschaft und bestimmt, die in dem Betrieb sich ansammelnden Fettabfälle zu verwerten. Das ist bezeichnend für die Sorgfalt, mit der das große Unternehmen geleitet wird: Es geht nichts verloren, und Abfälle, die dem Laien in diesen Dingen völlig wertlos erscheinen, finden hier ihre zweckmäßige Verwendung. Im vierten Stockwerk ist die Dampfwäscherei untergebracht, in welcher für sämtliche Zweiggeschäfte die Tischwäsche, sowie die der Angestellten von der Firma gelieferte Kleidung und Hauswäsche gewaschen, geplättet und in Stand gesetzt wird. Zur Bewältigung dieser Arbeit sind über 60 Wäscherinnen und Näherinnen sowie eine große Anzahl Maschinen tätig: 12 rotierende Waschmaschinen und 5 Zentrifugen waschen täglich im Durchschnitt 150 Zentner Wäsche, und 4 Dampfwalzplättmangeln plätten dieselbe. Ihre Arbeitsleistung beläuft sich auf eine riesige Anzahl von Tischtüchern, Servietten und Handtücher (beiläufig 3000, bzw. 20 000, bzw. 12 000 Stück). Auch ist die Wäscherei mit Kulissen-, Trocken-

apparaten, Rumpfbügelmaschinen zum Plätten der Kleider, mit 15 Gasplätten und 30 elektrisch angetriebenen Näh- und Stopfmaschinen ausgestattet.

Die weiteren Stockwerke des Mittelbaues enthalten die Dampfküche, die kalte Küche, das Warenlager, sowie die Schlächterei nebst der von den Besuchern mit ganz besonderem Interesse in Augenschein genommenen Wurstfabrik. Mit ihrer Wandbekleidung aus weißen Kacheln und den leicht abwaschbaren Terrazzofußböden und -Tischen gewähren alle diese Räume den Eindruck peinlicher Sauberkeit und musterhafter Ordnung.

Der Schlächtereibetrieb dürfte ebenso in seinen Einrichtungen, als in seiner Größe bloß durch die bedeutendsten Schlächtereien und Fleischwarenfabriken Amerikas erreicht werden. Sämtliches Fleisch, Geflügel, Wild, Fische und alle sonstigen Rohmaterialien werden nur in allererster Güte eingekauft. Peinlichste Gewissenhaftigkeit bei Abnahme der angelieferten Waren waltet allerwärts. Es war den Besuchern natürlich sehr erwünscht, einige Zahlen über den Fleischverbrauch der Firma zu hören, und wiederum übertraf allseitig das Gehörte die Erwartung, als der Verbrauch des letzten Jahres durch folgende Zahlen veranschaulicht wurde: Schweinefleisch 1 850 000 Pfund, Rindfleisch 1 600 000 Pfund, Kalbfleisch 900 000 Pfund, Hammelfleisch 300 000 Pfund, Hasen 19 089 Stück, Wildgeflügel 28 380 Stück, Gänse 37 257 Stück (365 621 Pfund, zur gegenwärtigen Zeit 600 Stück täglich), Geflügel 51 958 Stück, verschiedene Fische 340 000 Pfund. In der Schlächterei arbeiten zirka 160 Gesellen, um das angelieferte Fleisch zu zerlegen, zur Verteilung an die einzelnen Geschäfte, sowie zur Weiterverarbeitung herzurichten. In mehreren Kühlräumen sowie in den Pökelräumen (deren 180 kolossale Steingutbottiche bewundert wurden), lagern ständig etwa 3000 Zentner Fleisch im ungefähren Wert von einer Viertelmillion Mark. Eine Kälte-Anlage gibt diesen Räumen die erforderliche Temperatur und liefert außerdem täglich 600 Zentner Roheis. In einem Seitenflügel liegen die 12 Räucherammern, bestimmt, die in der Wurstfabrik hergestellten Waren auf angemessene Zeit zu beherbergen, darunter auch die beliebten, jedem Berliner wohlbekannten Aschinger-Würstchen. — Ein großer Teil des zerlegten Fleisches wandert in die Dampf- und die kalte Küche, um hier zu Braten (als Aufschnitt zu verwenden), zu Koteletts, Sülzkoteletts, Sülze, italienischem Salat usw. verarbeitet zu werden. Große Gasbratöfen und riesige Dampfkochkessel, Fleisch-Schneidemaschinen und Rührwerke sind aufgestellt, um den Ansprüchen an die Leistungsfähigkeit der Küchen zu genügen.

Die täglich in den Betrieben benötigten 200 Zentner Kartoffeln werden maschinell gewaschen und maschinell geschält — die Abfälle der Schälerei sind ein wertvolles Schweinefutter. Die zum Salat, der beliebten Beilage zu den Aschinger-Würstchen, verwendeten Kartoffeln

werden in großen je 10 Zentner fassenden Kesseln gekocht. Diese Ausdehnung des betreffenden Sonderbetriebes ist notwendig; denn der tägliche Verbrauch von Kartoffelsalat beziffert sich auf 4200—6000 Pfund, der zugehörigen Bierwurst auf täglich 20 000 Paar. Salatfreunde unter den Besuchern erkundigten sich bei dieser Gelegenheit auch nach dem Verbrauch italienischen Salats. Die Antwort ergab 800 bis 1200 Pfund täglich und bei dieser Gelegenheit wurde der Neugier auch verraten, daß täglich 1500—2000 Pfund Butter, 20 000 Eier und 3000 Liter Milch und Sahne verbraucht werden. — Noch ist eines wichtigen, sich bei der Annäherung durch den scharfen Geruch des Senfes ankündigenden Sonderbetriebes zu gedenken, der Mostrichfabrik, die täglich 8—10 Zentner der tadellosen, feinsten Qualität Mostrich herstellt. Auch fehlt nicht die flüssige Labung; denn in eigener Selterwasserfabrik erzeugt die Firma täglich etwa 20 000 Flaschen Selterwasser und Limonaden.

Um eine in jeder Hinsicht einwandfreie Kontrolle der verwendeten Rohmaterialien zu schaffen, hat die Gesellschaft das Nahrungsmittel-Untersuchungsamt der Landwirtschaftskammer für die Provinz Brandenburg mit der ständigen Untersuchung aller eingehenden Waren betraut. Im Auftrage dieses Amtes ist ein Nahrungsmittel-Chemiker in dem hierfür innerhalb des Etablissements eingerichteten Laboratorium der Gesellschaft mit der chemischen Untersuchung aller Materialien beschäftigt.

Der Fuhrpark, welcher die außerordentlich große Menge von Waren aller Art täglich mehrmals frisch den einzelnen Geschäften zuführt, ist entsprechend groß. Er besteht aus 10 Automobilen, 59 Pferden und 48 Wagen.

Nach beendetem Rundgang richtete Geheimrat Friedel Worte des Dankes an die Herrn der Direktion, die sich in die Führung durch das wunderbar vielseitige Etablissement geteilt hatten. Mit Recht wurde vom Vorsitzenden der Brandenburgia hervorgehoben, daß es erstaunlich und bewundernswert sei, wie in der Zeit von nur 20 Jahren dieses Riesenwerk des Aschinger-Unternehmens erwachsen konnte. Es zählt z. Z. 3500 Angestellte, wovon ungefähr 340 auf die Anlage in der Saarbrückerstraße entfallen, der größte Teil naturgemäß auf die Filialen, deren Zahl z. Z. 50 beträgt. Eine so stolze Entwicklung scheint es zu rechtfertigen, einiges aus der Geschichte des Unternehmens an der Hand der beim Handelsregister eingesehenen Akten der Aktien-Gesellschaft im nachfolgenden zu berichten:

Carl und August Aschinger, die Begründer des Unternehmens, beide nicht mehr unter den Lebenden weilend, da der erste 1908, der zweite 1911 starb, stammten aus Württemberg. Dort war der Vater evangelischen Bekenntnisses, ein kleiner Brauer, der seine Söhne etwas Tüchtiges lernen ließ und sie praktischen Berufen zuführte. Der Älteste, Fritz, war eine Zeit lang Bahnhofsrestaurateur in Luckenwalde, später betrieb

er in Berlin eine Restauration. Von den beiden jüngeren Brüdern hatte Carl auch das Gastwirtsgewerbe erlernt, August sich als Koch betätigt. Im Jahre 1882 gingen beide zusammen und begründeten, klein anfangend, auf der Basis der „Bierquelle“, wie sie heute noch als die erprobte Grundlage in 35 Aschinger'schen Zweiggeschäften festgehalten wird, eines, dann mehrere kleine Geschäfte dieser Art, sie als „Bierquellen“ bezeichnend. Zu den ersten gehörte ein Geschäft in der Leipzigerstraße, eines in der Friedrichstraße zwischen Linden- und Mittelstraße, eines am Köllnischen Fischmarkt, 1894 gesellte sich das in der Zwischenzeit bedeutend erweiterte Etablissement am Alexanderplatz hinzu, dann in schneller Folge weitere. Im Beginn von 1900, am 1. April, machten die Gebrüder ihr Geschäft unter dem Namen „Aschinger Bierquelle“, zu einer Aktiengesellschaft mit 3 Million Mark Kapital. Als solche bestand sie bis Ende 1906, worauf sie in die heutige „Aschinger Aktiengesellschaft“ ohne Erhöhung des Aktienkapitals aber mit erweiterten Zwecken umgewandelt wurde. Carl und August Aschinger waren seit 1900 nur noch im Aufsichtsrat. Alleiniger Vorstand war seit 1902 der gegenwärtige Generaldirektor Königl. Kommerzienrat Hans Lohnert. Der wachsende Umfang der Geschäfte hat im Lauf der Jahre die Berufung von mehreren Direktoren mit Kollektiv-Prokura erfordert. Ihrer sind z. Z. drei, die Herren Hans Hüttl, Arthur Weyda, Wilh. Wanner. Der Aufsichtsrat besteht z. Z. aus vier Herren. Gedruckte Geschäftsberichte liegen seit 1907 vor. Die Bilanzen erweisen eine hochbefriedigende Prosperität. Die Abschreibungen haben innerhalb der 5 Jahre alljährlich stets weit über 1 Million betragen, die Dividende 8 Prozent. Auf der Aktiv-Seite der 1911er Bilanz sind drei bedeutende Aktiven nämlich:

1. Die gesamte Einrichtung aller Geschäfte, einschließlich des Weinhauses Rheingold und des Hotels „Der Fürstenhof“, sowie der Fuhrpark
2. die Bestände an Tisch- und Personalwäsche, auch hier Rheingold und Fürstenhof eingeschlossen,
3. die Maschinenanlagen im Rheingold und Fürstenhof, welche eine Leistungsfähigkeit von 1260 Pferdekräften haben und erst vor 5 bzw. 6 Jahren mit einem Kostenaufwande von 1 322 000 Mark eingerichtet worden sind, auf je eine Mark heruntergeschrieben. Der auch bedeutend abgeschriebene Grundstücks-Wert, hier eingeschlossen „Fürstenhof“ und „Rheingold“ betrug am Jahres-schluß 1911 38 183 866 Mark, die Hypothekenschuld 30 329 700 Mark, Gesamtabschreibung 1911 war 1 002 157 Mark, weitere 1 200 000 Mark wurden dem Spezialreservefonds zugeführt, welcher damit die Höhe von 1 600 000 Mark erreicht hat. Seine Verwendung bleibt künftigen Entschlüssen vorbehalten. Unnütz zu sagen, daß ohnedies umsichtige Fürsorge für die Angestellten getroffen ist. Der Jahresumsatz hatte sich in 1911 um 800 000 Mark vermehrt und betrug zirka 24 Millionen Mark. Die Netto-Gewinne, von denen alljährlich 240 000 Mark als Dividende

ausgezahlt wurden, bezifferten sich in den fünf Jahren 1907—1911 immer steigend auf 279, 306, 376, 447 und 511 Tausend Mark. Alles in allem das glänzende Bild einer im kleinste Umfange angefangenen Entwicklung! Und fragt man nach den Ursachen eines so ungewöhnlichen Aufschunges, so ist es wesentlich die zielbewußte, unentwegte Tätigkeit und der unermüdliche Fleiß zweier schlichter Männer aus dem Volke, die ihr Geschäft aus dem Grunde verstanden und richtige, soziale Gedanken folgerichtig zur Tat gestalteten, nämlich die billige Versorgung einer fluktuierenden Kundschaft mit Speise und Getränk in guter Beschaffenheit für wenige Groschen. Die Gebrüder Aschinger haben sich um die Gestaltung des Berliner Lebens sehr verdient gemacht, und besonders dankt ihnen der mit seiner Zeit zum Sparen Verurteilte, weil er, in Aschingers Bierquelle eintretend, sofort Hunger und Durst zu stillen vermag, ohne zu peinlichem Warten gezwungen zu sein. Das war in Wahrheit eine soziale Tat.

Der I. Vorsitzende Geheimrat Friedel machte darauf aufmerksam, daß die Brandenburgia die Aschinger-Centrale, als sie noch in ihren Anfängen war, am 18. April 1900 unter gütiger Führung der beiden Gebrüder Aschinger besuchte, verwies auf den Bericht darüber im Monatsblatt IX. Jahrgang 1900/1901 S. 65 bis 67 und dankte den Herrn Direktoren Namens der hochbefriedigten Mitglieder auf das Verbindlichste. Um, so zu sagen, die Probe auf das Exempel zu machen, begab sich eine stattliche Anzahl der Erschienenen in das Aschinger-Lokal am Alexanderplatz um dort ein bürgerlichgutes und schmackhaftes Mittagessen nach der Speisekarte einzunehmen.

17. (6. ordentl.) Versammlung des XXI. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 18. Dezember 1912

im

Brandenburgischen Ständehause.

Vorsitzender: Herr Geh. Reg.-Rat E. Friedel.

Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXV und XXVII her.

A. Allgemeines.

I. U. M. Frl. Clara Henriette von Foerster hatte 80 Billets zur Aufführung ihres Schauspiels „Die Rose von Tilsit“ im Theater am Nollendorfplatz für den 8. d. M. eingesendet. Das Stück „ein Königs_

drama in 4 Akten“, das die traurigen Ereignisse, insbesondere die demütigenden Beziehungen zwischen Napoleon I. und Friedrich Wilhelm III. bzw. der Königin Luise darstellt, hatte einen wohlverdienten starken Erfolg. Der korsische Zwingherr wurde von dem Hofschauspieler Carl Clewing vortrefflich gegeben, ebenso die Königin von der Hofschauspielerin Frl. Vilma v. Mayburg. Seitens der anwesenden Brandenburgia-Mitglieder ward der Dichterin ein Rosenstrauß durch die Tochter des I. Vorsitzenden Fräulein Gesa Friedel mit Dankesworten derselben überreicht. Bekanntlich dürfen Stücke, in denen die Regierenden des Preuß. Königshauses auftreten nur im privaten Kreise, ohne Verkauf von Eintrittskarten, aufgeführt werden. Hoffentlich wird die Aufführung für die Oeffentlichkeit recht bald Allerhöchsterseits erteilt werden.

II. U. II. Vorsitzender Geheimrat Emil Uhles hatte als Vorsitzender des Fischereivereins für die Provinz Brandenburg zum 7. Brandenb. Fischertag nach Werder a. H. im Schützenhause ebenfalls zum 8. eingeladen. Trotz der Konkurrenz mit der Einladung zu Nr. I war die Beteiligung der Brandenburgia-Mitglieder auch hier eine rege. Außer manchen anregenden Vorträgen lockte eine Ausstellung der alten Schriften und der Innungsemlen der Fischerinnung in Werder, die auf Jahrhunderte zurückblickt, an.

III. Zur 225 Jahrfeier der Dorotheenstädtischen Kirche, am 3. Advent, 15. d. M., deren Geistliche stets freundliche Beziehungen zur Brandenburgia unterhalten, waren viele Mitglieder derselben eingeladen worden. Der I. Vortitzende als Patronatsvertreter des Magistrats, sprach über das Bronzerelief, das bei dieser Gelegenheit in der Kirche zu Ehren des Tages enthüllt worden war und schilderte vorgängig die Geschichte der Kirche in kurzen Zügen. Das von dem Bildhauer Prof. Ernst Waegener im Preise von 8000 M. hergestellte, bei Gladenbeck zu Friedrichshagen gegossene Denkmal stellt die älteste Gestalt der Kirche nach Stridbeck dar. Oben streuen Engel Rosen als Erinnerung daran, daß nach der Legende dies Engel taten, als die heilige Dorothea zur Hinrichtung geführt wurde und sie dabei sagte, sie freue sich zu ihrem himmlischen Bräutigam zu kommen. Beim Besuch des schönen Gotteshauses am 29. November 1909 hatten wir bereits einmal Gelegenheit, die Meisterschaft Waegners an der Marmor-Lutherbildsäule zu prüfen, die südlich vom Altar aufgestellt ist. Ueber dem Bronzerelief ist ein Lindenbaum zur Erinnerung daran angebracht, daß unter einem solchen Baum bei gutem Wetter anfänglich der Gemeinde gepredigt wurde. Rechts und links lehnen die Wappentafeln von Brandenburg zum Gedächtnis des Großen Kurfürsten, und von Schleswig-Holstein. Rechts und links neben der Abbildung der Kirche halten zwei weibliche allegorische Figuren die Wacht, die eine den Kurhut haltend. Den Abschluß unten

bildet die Widmungsinschrift, als Symbole der evangelischen Kirche sind darunter Bibel und Kelch angebracht.

Der Vorsitzende verteilte hierauf eine große Anzahl von Abbildungen der Relieftafel und einer zugehörigen Erinnerungsschrift. Wir entnehmen derselben folgende Daten:

Die Dorotheenstadt wurde von der Gemahlin des Großen Kurfürsten Dorothea Herzogin von Holstein-Glücksburg begründet. Das Gotteshaus erbaute Rütger von Langerfeld als einen Abputzbau. Die Einweihung fand am 3. Advent, den 11. Dezember 1687, statt. 1861—63 wurde die Kirche unter Benutzung alter Bauteile von Architekt Habelt als ein Rohziegelbau erneuert und am 1. Advent, dem 29. November 1863, in Gegenwart Wilhelms des Großen neu geweiht. 1902—03 wurde das Innere der Kirche durch Hofbaurat Geyer unter Spannung eines Tonnengewölbes fast vollständig erneuert und von Marno Kellner gemalt. Die drei Altargemälde wurden von Rudolf Hertzog 1887 geschenkt und von Professor Schobelt gemalt. Südlich vor dem Altarraum Marmorstandbild Luthers von Waegener nach dem in der Vorhalle stehenden Modell Schadows. In der südöstlichen Nische das Grabmal des 1787 verstorbenen Grafen von der Mark, das schönste Werk Gottfried Schadows. An einer Säule im Mittelschiff Bronzerelief für die Stifter der Kirche von Professor Waegener. Unter der Orgel zwei Marmorreliefs vom Großen Kurfürsten und seiner Gemahlin, 1904 von unserem Kaiserpaar gestiftet. An der Nordwestseite Grabmal des englischen Gesandten Andrew Mitschel. An der Südwestseite hervorragende Marmorbüste des Fürsten Hardenberg, gestiftet 1824 von seinem Freunde Baron v. Frauendorf. In der Vorhalle große Marmorvase, gestiftet von Friedrich dem Großen zur Erinnerung an seinen Freund den niederländischen Gesandten Grafen v. Verelst.

Außerhalb der Kirche an der Südwand das Grabmal der Malerin Therbusch † 1782 und das des Anatomen Meckel † 1774. Im Kirchenpark auf der Südseite Grabmal des russischen Generalstabsobersten v. Stourdza † 1806, aus Schadows Meisterwerkstätte. An der Westseite der Kirche Gedenktafel für den berühmten Botaniker Wildenow † 1812.

Nach dem Hauptgottesdienst bleibt die Kirche eine halbe Stunde zur Besichtigung der Kunstwerke geöffnet. Diese Neuerung ist auf meinen Antrag eingeführt worden und trägt zur Vermehrung des Kirchenbesuchs wesentlich bei. Eine ähnliche Gepflogenheit wurde vor einigen Jahren im Dom und kürzlich auch in der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche eingeführt. Diese Einrichtung kann unsererseits auch vom heimatkundlichem Standpunkt nur bestens hiermit zur Verallgemeinerung bei allen evangelischen Kirchen Berlins und Groß-Berlins empfohlen werden. (Vergl. auch Monatsblatt XIX S. 16 und S. 49.)

IV. Herr Dr. Glücksmann, bislang besoldeter Stadtrat in Neukölln, jetzt Erster Bürgermeister von Guben kündigt die Eröffnung

des Stadtmuseums zu Guben in dem städtlichen Neubau für den Februar 1913 an und ersuchte am 8. mich in den technischen und wissenschaftlichen Beirat das der nimmer rastenden Sorgfalt unseres Ehrenmitgliedes Prof. Dr. Jentsch des aufblühenden, heimatbündlichen Instituts einzutreten, womit ich mich gern einverstanden erklärt habe.

V. Ich lege das Monatsblatt des Touristenklubs für die Mark Brandenburg vom 1. Dezember vor, worin sich mancherlei über Kremmen und die Schlacht am Kremmer Damm vom 24. Oktober 1412 befindet und erinnern an die bezügliche historische Festfeier die im Ort gebührender Weise vor Kurzem stattfand.

VI. Der uns befreundete Verein für die Geschichte Berlins feiert am 22. d. M. seine 1000. Sitzung. — Ich habe mit Ihrer Genehmigung ein Glückwunschsreiben vorbereitet und werde es dem I. Vorsitzenden Herrn Amtsgerichtsrat Dr. Beringnier zugehen lassen. Wir wünschen dem um die Heimatkunde Berlins hochverdienten Verein allzeit fröhliches Gedeihen.

B. Persönliches.

VII. Am 2. d. M. entschlief sanft unser langjähriges Mitglied Frau Verlagsbuchhändler Marie Buschbeck geb. Pälegrim, die bereits vor ihrer Verehelichung unser Mitglied war. Die Einäscherung hat am 6. stattgefunden. Wir haben kondoliert und Herr Buschbeck wird erfreulicher Weise die Mitgliedschaft seiner Gattin aufnehmen und fortsetzen.

VIII. Unser korr. Mitglied Pfarrer em. Eduard Handtmann zu Potsdam ist, nach kurzer aber schwerer Krankheit zu Potsdam am 27. November verstorben. Mitten in seiner unermüdlichen Tätigkeit als Heimatforscher ward er dahingerafft. Erst kürzlich gelegentlich der Nachrichten über die Umbettung des holländisch-brandenburgischen Admirals Gysell van Lyer auf dem Friedhof zu Mödlich kamen wir auf sein diesen Wohltäter und Schutzpatron der Lenzer Wische betreffendes Büchlein zu sprechen. Herr Admiralstabssekretär Voigt wird bei uns dieses Buches in der Sitzung am 29. d. M. gedenken, ebenso heut Abend noch Herr Rektor Monke der von Handtmann bearbeiteten Sagen Potsdams. H. war stets zu Auskünften im Bereich seines Wissens bereit und hat, als er noch in Seedorf a. E. amtierte, in der dortigen Gegend auf das Fleißigste geforscht und gesammelt. Wir werden sein Andenken besonders in Ehren halten. Vergl. auch Nr. XXVII.

Die Versammlung erhebt sich auf Anregung des Vorsitzenden zum Gedächtnis der Verstorbenen.

IX. Dr. Max Runze, Mitglied des Abgeordnetenhauses, seit Februar 1896 unser allzeit dienstwilliges, eifriges Mitglied, beging gestern

sein 30jähriges Amtsjubiläum als Pfarrer an der St. Johanniskirche zu Moabit. Ich habe schriftlich gratuliert und wir wiederholen unseren Glückwunsch am heutigen Abend von Herzen.

X. August Kurz: Geschichte der Familie Weinlig von 1580 bis 1850, Bonn 1912. Das 161 Druckseiten starke Familienbuch ist mir von Herrn Otto Friedrich Weinlig in Burg Lede bei Beuel am Rhein heute mitgeteilt worden und ich lege es zur Einsicht mit bestem Dank vor. Die Familie lebte zumeist in Schlesien und in Sachsen. Aber ein Gottlob Weinlig wanderte 1774 nach Berlin aus, wo ihm die noch heute am Dönhofsplatze blühende Elefantapothek privilegirt wurde. Seine Probearbeit über die Eigenschaften des Eisens ließ er 1778 bei G. J. Decker in Buchform erscheinen. Die Apotheke ist 1792 verkauft worden. Der Sohn, Christian Friedrich Weinlig, war Theologe und verlobte sich 1786 mit einer Tochter des Berliner Seidenfabrikanten Couvreur und ehelichte sie 1790. Der Verfasser sagt S. 118: „Dankenswerte Fingerzeige gab Herr Geheimer Regierungsrat Ernst Friedel zu Berlin.“ Das ist aber nur Dürftiges gewesen und für Berlin entfällt in dem Buch, das so reiches Material kulturgeschichtlicher Art bezüglich Sachsen, besonders Dresden enthält, nur sehr wenig. Als Familienbuch überaus gründlich und sorgfältig ausgearbeitet.

XI. Erbrecht, Testament und Nachlaßregelung, Familienbuch für Jedermann. Der Beamten-Wirtschafts-Verein zu Berlin, Verlagsabteilung, ersucht durch den Verfasser, Herrn Max Ostmann auf dies praktische Büchlein, welches zum Besten von Wohlfahrts-einrichtungen (Jugendheim) herausgegeben wird, aufmerksam zu machen, ich tue dies, unter Vorlage des Buches, um so lieber als darin eine Anleitung zur Anlegung eines Familienstammbaumes (vergl. Nr. X) enthalten ist und wir die Anlegung von dergleichen, überhaupt die Pflege der Personalien- und Familiengeschichte vom heimatkundlichen Standpunkt aus unseren Mitgliedern nicht warm genug empfehlen können.

C. Naturgeschichte und Technik.

XII. Die ausliegenden Mitteilungen des Fischereivereins für die Provinz Brandenburg (vergl. auch Nr. II) Bd. IV. Dez. 1912 enthalten u. a. den lehrreichen Bericht über den Fischereitag zu Frankfurt a. O.

D. Kulturgeschichtliches.

XIII. Von den „Kunstdenkmälern der Provinz Brandenburg“, welche von der Landesdirektion herausgegeben werden, lege ich heut vor: Prof. Dr. Alfred Götze: Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Westprignitz. (Berlin 1912), die

eine gute Uebersicht der Funde aus einem der interessantesten Teile unserer Provinz geben. S. 21 spricht Verfasser von den „Wendepfennigen“, dieser Ausdruck sollte vermieden werden. Er führt nur irre, weil die Wenden, die sich des Silbers nach Gewicht bedienten und die ihnen zufließenden fremden Münzen deshalb oftmals zerschnitten oder zerhackten (daher die vielfach sehr zutreffende Bezeichnung „Hack-silberfunde“) keine eigenen Münzen geprägt haben. Die Münzen des Pribislaw (Heinrich) und des Jakza von Coepenick fallen in die christliche Uebergangszeit und sind von deutschen bzw. christlichen Münzmeistern hergestellt, also nur uneigentlich als Wendenmünzen zu bezeichnen.

XIV. Steinkreuze und Kreuzsteine. Ueber ihr Vorkommen und ihre Bedeutung in der Provinz Brandenburg hat unser hier gerade besonders erfahrenes A. M. Herr Rektor Otto Monke sich in unserm Monatsblatt wiederholt geäußert. Ueber dasselbe Thema, nur im weitesten geographischen Umfange, verbreitet sich Anton Naegele in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde XXII. 1912 S. 253—277 und S. 375—391 sehr eingehend und fördersam. — Ich lege diese Arbeit vor.

XV. Die Klosterkirche zu Berlin, welche wir zweimal besichtigt haben, war Gegenstand eines hochinteressanten Vortrages des Herrn Baurat Kohse in der Sitzung des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg. Ich lege ein eingehendes Referat hierüber vor. Es handelt sich in der Hauptsache um das leider zerstörte Doppelgrab Ludwigs des Römers † 1365 und seiner Gemahlin Cunegundis † 1357 vor dem Hochaltar.

XVI. Zur Hundertjahrfeier der Befreiungskriege hat unser um die Militärgeschichte der Heimat hochverdientes Mitglied Herr Major z. D. Louis Noël das Ihnen vorliegende, für Geschenkzwecke besonders geeignete Buch herausgegeben, das ich vorlege: „Die deutschen Heldinnen aus den Kriegsjahren 1807—1815“, in prächtiger Ausstattung mit vierfarbigem Titelbild von Prof. R. Knötel, 25 Vollbildern und Abbildungen nach Prof. Herterich und andern bekannten Malern sowie 2 Gefechtskarten. Diese schöne Erinnerungsschrift im Verlag unseres Mitgliedes Julius Köppen kürzlich erschienen, behandelt ausführlich die Schicksale der Louise Dorothee Schultz (des Heldenmädchens aus Demmin), der Freifrau von Hallberg beim Siegburger Landsturm, von Anna Unger aus Bayreuth (Lützower Jäger), der Hamburgerin Frau Dr. Röding, der Maria Elisabeth Buchholtz aus Tamsel bei Küstrin, der Jungfrau Scheinemann, später Gattin eines Polizeisergeanten, der Wilhelmine Hartpfeil aus Gramzow i. d. Uckermark, der Lina Petersen aus Leipzig, und einer Jüdin Louise Grafemus geb. Esther Manuel, die als Ulan diente. Auch die anderweitig um das Vaterland damals be-

sonders verdienten Frauen, Ferdinande v. Schmettau usw. werden gebührend gewürdigt. Der Preis des Buches 3 M. ist äußerst wohlfeil. Sie erinnern sich bei diesem Anlaß, daß bei Einweihung des Denkmals für Johanna Stegen verheiratete Hindersin † 12. Januar 1842, auf dem Sophienkirchhof die Brandenburgia am 26. April 1908 (vergl. Monatsblatt S. 139) teilnahm und Herr Noël die schwungvolle Weiherede hielt.

XVII. Der Vorsitzende teilt den Aufsatz über die hiesige Ziegelstraße mit (s. Brandenburgia, Heft I, Jahrgang 1913, Seite 9).

XVIII. Herr Pfarrer Paul Zimmermann in Nieder-Görsdorf, der Sohn unseres hochverdienten korr.-Mitgliedes Pfarrer emer. in Jüterbog, übersendet den beifolgenden bestens orientierenden Führer durch die Dennewitz-Gedenkhalle. Sie Alle wissen, daß Herr Zimmermann sen. mit unsäglichen Mühen und Kosten die Hauptpunkte der Schlachtfelder vom 6. September 1813 bei Dennewitz und Nieder-Görsdorf mit Gedenksteinen und passenden Inschriften gekennzeichnet und ein Schlachtenmuseum in Nieder-Görsdorf zu Stande gebracht hat, das allerhand Erinnerungen an die ebenso schweren wie ruhmvollen Septembertage vor hundert Jahren sammelt. Wir hoffen dasselbe am Sonntag den 7. September 1913, also einen Tag nach dem Datum der Schlacht, mit unsern Mitgliedern besichtigen zu können. Vorläufig für das Büchlein und die Anregung verbindlichsten Dank seitens der Brandenburgia.

E. Bildliches und Verwandtes.

XIX. Die hiesige Firma Rudolf Hertzog, Breitestr. 15, ladet zu einem Besuch einer vom 13. bis 25. Januar 1913 währenden Ausstellung von Flaggen, gestickten Vereinsfahnen, Innungsbannern, Fahnenbändern u. dgl. freundlichst ein. Die Ausstellungsstücke welche hohe kunstgewerbliche Leistungen zeigen, geben ein interessantes Bild einer in den letzten Jahren gerade bei uns zu hoher Blüte gelangten Industrie. Ich kann dies um so mehr bezeugen, als ich einen Teil der Ausstellungsstücke kenne und mich dieselbe Firma bei meinen amtlichen Bemühungen betreffend die Herstellung der Berliner Flagge des Magistrats in uneigennütziger Weise wiederholt unterstützt hat.

XX. Dieselbe Firma überreicht ihre „Agenda 1913“. Eingeleitet wird sie durch eine echt volkstümliche Darstellung unsers wohlbekannten vaterländischen Schriftstellers Herrn Paul Lindenberg: „Von Preußens Erwachen zu Deutschlands Größe“. Wie in den Vorjahren hat Herr Hertzog auch diese dankenswerte Beigabe mit trefflichen Abbildungen, wie sie sich wissenschaftliche Vereine leider nicht leisten können, ausgestattet.

XXI. Herr Kunstmaler Richard von Flemming in Charlottenburg teilt die beifolgende Photographie eines Oelgemäldes mit, welches eine Szene aus Eberhard König's Schauspiel „Albrecht der Bär“ das auf Pichelswerder 1911 auf Veranlassung der Brandenburgia aufgeführt wurde, darstellt. Es ist aus Akt I die Szene als der Markgraf in dem Wendendorf zum Schutz der Patrissa eintrifft.

Herr v. Flemming wird die Güte haben, das Originalgemälde in unserer Sitzung am 29. Januar 1913 auszustellen, wir werden dort Gelegenheit nehmen, nochmals näher auf das lebhafteste, figurenreiche und anschauliche Bild einzugehen.

XXII. Die Mark Brandenburg in Farbenphotographie herausgegeben von Franz Goerke. Ich lege den Prospekt dieses überaus schön ausgestatteten Prachtwerkes zur Kenntnisnahme vor. Den Text der einzelnen Kapitel haben verfaßt Dr. phil. Gustav Albrecht †, Prof. Bodo Ebhardt, Ernst Friedel, Prof. Dr. Höhnemann, Robert Mielke, Rektor Otto Monke, Richard Nordhausen, Professor Dr. Voss, also zumeist, ebenso wie der Herausgeber, Mitglieder der Brandenburgia.

XXIII. Herr Carl Lücke hat die Güte den sehr inhaltreichen Ruppiner Kreiskalender 1913 zu überreichen; ich überweise das Exemplar der reichhaltigen Kalendersammlung des Märkischen Museums.

XXIV. Es sei auf die gestern im Deutschen Hof, Luckauerstraße 15, in meinem Beisein, eröffnete sehr umfangreiche und lehrreiche Kinoausstellung mit welcher ein Kinokongress verbunden ist, hierdurch aufmerksam gemacht.

XXV. Der Verlag für Kunstwissenschaft G. m. b. H. teilt 2 recht empfehlenswerte Schriften mit:

a) aus stillen Städten der Mark Brandenburg. 138 Abbildungen, mit einleitendem Text von Lothar Brieger und

b) Potsdam mit den Königlichen Schlössern und Gärten. 120 Bilder mit einleitendem Text von Dr. phil. Ernst Cohn Wiener, beides treffliche Illustrationswerke für heimische und fremde Besucher.

XXVI. Unter Vorlegung eines Exemplars berichtet unser A.-M. Rektor Monke über die neuste Arbeit unsers korr.-Mitgliedes Pfarrer em. Handtmann in Potsdam:

Potsdamer Sagen und Märchen von Pfarrer E. Handtmann. (A. W. Hayn's Erben, Potsdam 1912) 66 Seiten.

Der Verfasser hat, wie er in der Einführung selbst angibt, der 1837 erschienenen Reinhardschen Sagen- und Märchensammlung, die später durch W. Riehl vervollständigt wurde, als dritter Bearbeiter das hinzufügt, was ihm in seiner Jugend im Kreise seiner Spielgefährten

in der Teltower Vorstadt „von dienstbaren Geistern allerhand Art in Dämmerungserzählungen“ zugetragen wurde.

Er zeigt bei der Wiedergabe, daß in der Potsdamer Beamten-, Soldaten- und Pensionärstadt außer der gesellschaftlichen Oberströmung noch eine gesellschaftliche Unterströmung, also ursprüngliches, eigenartiges volkstümliches Leben in Brauch, Sage und Sprache vorhanden ist.

Die kleine Schrift enttäuscht den Leser anfangs, weil er 1. die Potsdamer Sagen nicht in nett abgerundeter Form, wie Kuhn, Schwartz u. a. sie gaben, vorfindet, 2. manche wertvolle Sage, z. B. die von der Bittschriften-Linde, vermißt, obwohl man annehmen dürfte, daß der Verfasser den gesamten Stoff des vergriffenen Reinhardtschen Werkes aufnehmen würde, 3. weil an verschiedenen Stellen Derbheiten vorkommen, sodaß man das Buch Kindern nicht gern in die Hand geben wird, 4. zahlreiche Betrachtungen, namentlich sprachliche, vorkommen, die zum Titel kaum in Beziehung stehen und teilweise auch auf Widerspruch stoßen dürften, wie die Erklärung des Namens Potsdam als „bei den Eisenschmelzen“ (Po-testam). Es ist dann ja auch unmittelbar darauf ein neuer Erklärungsversuch von unserm verehrten Mitglied, Pfarrer Schmidt in Elsholz unternommen worden, der Pod mit „unter“ und stup mit „Tritt“ übersetzt und eine Ergänzung durch ein Hauptwort voraussetzt.

Aber wenn auch diese und ähnliche Erklärungsversuche abzulehnen sind, so erscheinen doch die beigegebenen Beweismittel Handtmanns für die Kulturgeschichte höchst wertvoll, z. B. die Aufzählung der Orts- und der Flurnamen, die auf Eisengewinnung in der Vorzeit deuten.

Und je mehr man sich in das volkstümliche und wissenschaftliche Beiwerk hineinliest, desto mehr wird die Aufmerksamkeit gefesselt, und wer das Schriftchen bis zu Ende liest, wird einsehen, daß Handtmann hier eine höchst anerkennenswerte Leistung zu stande gebracht hat. Das tritt ganz besonders hervor in der Abhandlung über unsere Nationalhymne „Heil Dir im Siegerkranz“. Handtmann erzählt darüber folgendes. In dem Kreise, der sich 1846—47 um den Maler Kopisch in Potsdam versammelte, würde einst in Gegenwart des Königs die Frage aufgeworfen, woher die Melodie stamme. Es wurde festgestellt, daß sie 1813 durch Scharnhorst, einem tüchtigen Musikkenner, beim Aufmarsch der schlesischen Armee aus dem Glatzer Brunnenliede der böhmischen Pilger in das Profane übertragen worden ist.

1864 hörte Handtmann diese böhmische Pilgermelodie selbst in Reinerz, stellte weitere Nachforschungen über ihre Herkunft an, verfolgte sie über Prag nach Kloster Armand bei Tournay in den Niederlanden, wo der Mönch Hucbald, der Organisator des niederdeutschen Kirchen-

gesanges, sie um das Jahr 900 wahrscheinlich aus einer alten heidnischen Bardenweise in den Kirchengesang übernahm und durch Unterlage eines kirchlichen Textes desinfizierte.

Er schließt mit den Worten: unsere Königsmelodie ist also deutsch, uralt deutsch“ und mit dem Wunsche: Möchte dem Museumsverein in Potsdam das Glück beschieden sein, durch seine Forschung Sicherheit über diese Annahme zu gewinnen.

Wenn Handtmann weiter nichts gebracht hätte, als diese eine Abhandlung, so wäre seine Arbeit schon ungemein wertvoll; denn unzweifelhaft hat er mit seiner Annahme recht! Viele unserer wirksamen Nationalmelodien gehen zurück auf ältere Vorbilder. Die Wacht am Rhein, die 1870 sich mit Sturmesbrausen Bahn brach durch ganz Deutschland und uns wie Donnerhall ins Herz drang, fand vor allem deswegen lebhaften Wiederhall, weil, wie Dr. O. Fleischer nachweist, die Tonfolgen und Grundakkorde die preußischen Signaltöne enthält, auf die wir Preußen nun einmal eingestimmt sind.

Der Norddeutsche, der jemals den scheinbar eintönigen Gesang römischer Priester namentlich in der Passionszeit hörte und über seine Wirkung erstaunte, findet bei genauer Betrachtung, daß auch hier dieselben Grundformen und Tonreihen vorkommen, aus denen Joseph Haydn das herrliche Lied „Deutschland, Deutschland über alles“ aufbaute. Denn er war nicht der Schöpfer der Melodie, wie er selbst glaubte, sondern im wörtlichen Sinne der „Komponist“. Was aus seinem Empfinden zurückstrahlte, besaß die alte Kirche schon längst in einfacher Form vielleicht mehr als anderthalb Jahrtausenden. Daher entstand noch zu seinen Lebzeiten das Gerücht, Haydn habe die Melodie nicht selbst gemacht, sondern nur in Kroatien gehört.

Melodien wie „Deutschland, Deutschland über alles“ und „Heil Dir im Siegerkranz“ sind daher wahrscheinlich ursprünglich urdeutscher Besitz, der sich bis in die Vorzeit verfolgen läßt. Wenn so hoch angesehene Leute wie Dr. Oskar Fleischer diesen Gedanken aussprechen, so wird man einem Handtmann, der nicht Fachmann war, zu diesem Resultat seiner Forschung mit Freude beglückwünschen und seine Schrift trotz mancherlei kleinlicher Ausstellungen als eine außerordentlich wertvolle bezeichnen dürfen.

XXVII. Gijsel van Lier in Mödlich, West-Prignitz. Mit Rücksicht auf die am 8. daselbst zu Ehren des berühmten Admirals dort stattgehabte Feier stellt der I. Vorsitzende folgende Mitteilung aus dem Berl. Lokal-Anz. vom 15. d. M. zur Verfügung: Der Kolonisator der Lenzener Elbwische, von Ernst Friedel. Ein ungewöhnlicher Mann war es, der niederländische Admiral Gijsel van Lier, dessen

sterbliche Reste am 8. Dezember 1912 zum zweiten Male in dem Wischdörfchen Mödlich bei Lenzen a. E. mit feierlichen Ehren bestattet wurden. Er wird mit Recht als der Kolonisator der verlassenen und fast vergessenen Lenzener Elbwische westlich der Stadt und Burg Lenzen zwischen der Elbe und der Löcknitz, zwischen Mecklenburg und dem hannoverschen Wendland gerühmt. Der Dreißigjährige Krieg hatte unter der Bevölkerung schrecklich aufgeräumt, so daß es in der ganzen meilenweiten Umgebung nur noch vereinzelte Hausstellen und einen einzigen Pfarrer gab, der, wie Handtmann erzählt, kreuz und quer durch die Prignitz mit einem Karren zog, um das wildgewachsene Korn und sonstige Frucht zu seinem Unterhalt zu sammeln. Wo er halbwüste Ansiedlungen noch vorfand, predigte er und verrichtete andere Amtshandlungen: Taufen, Trauungen, Beerdigungen! So bemerkte er einst bei der Löcknitz einen einzelnen wildaussehenden Mann, den einzigen Ueberlebenden des Dorfes Seedorf, dann noch einen zweiten Mann bei dem ehemals blühenden Dorf Mödlich; beim Nachspähen kam sie die Lust an, die Glocke im Kirchturm daselbst, die seit Jahren verstummt, zu läuten. Die wenigen Bewohner, die sich auf dem linken Ufer als Flüchtlinge niedergelassen, hörten mit Erstaunen den ungewohnten Klang und kamen allmählich schüchtern und vorsichtig aufs rechte Ufer. Hier überzeugte sie der Pfarrer von der Fruchtbarkeit der Elbwische, und nun beschloß man, die alten, verlassenen Dörfer Seedorf, Breetz, Garz, Barz, Besandten, Unbesandten, Kietz, Rosendorf, Wootz und Mödlich neuzubeleben. Die Räte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm erstaunten nicht wenig über den Gedanken, die fast vergessene Lenzener Wische zu kolonisieren, gingen aber auf die Vorschläge sofort willig ein. Vom Niederrhein und Niederland wurden Kolonisten verschrieben, die sich unter der obersten Leitung Gijssel van Liers sofort auf die Urbarmachung warfen. Dieser war, als die Kurfürstin Luise Henriette von Oranien von einem Besuch im Haag zurückkehrte, ihr Begleiter gewesen, wurde dem erlauchten Gemahl als der rechte Kolonisator vorgestellt und sofort zum Erbgerichtsherrn und Erbbesitzer auf Burg Lenzen bestellt. Damals (1652) war van Lier bereits im 73. Lebensjahre, dennoch wirkte er unermüdlich in der Wische bis zu seinem erst nach 24 Jahren erfolgenden Tode.

Da er als Holländer mit dem Kampf gegen Wassergewalt vertraut war, galt seine erste Sorge der Elbkorrektion auf dem rechten Ufer von der Einmündung der Stepenitz bei Wittenberge bis zur Löcknitz-Mündung und der Sicherung der eigentlichen Lenzener Wische mit hohen Deichen. Um möglichst allgegenwärtig zu sein, siedelte er sich in dem bescheidenen Dörfchen Mödlich dicht bei dem Kirchhof an und ließ hier ein bescheidenes Erbbegräbnis in Form eines backofenartigen Anbaus für sich aufführen.

Des braven van Liers Andenken ist ein gesegnetes gewesen. Wenn die Bauern auf dem Deich entlangfuhren, lüfteten sie die Mütze und beteten:

Er hat getragen Christi Joch,
Ist gestorben und lebet noch.

Ein Gegenstand scheuer, aber erfurchtsvoller Neugier war der wohlerhaltene, mumifizierte Leichnam des Admirals selber. Ob zu seiner Erhaltung beigetragen, daß der Körper, wie das Volk erzählt, zehn Tage in Spiritus gelegen, ob die trockene Luft es bewirkt, kurzum, auch ich kann auf Grund mehrmaliger Oeffnung des Sarges in meiner Gegenwart bezeugen, daß der Körper des ungewöhnlich großen und starken, 97 Jahre alten Herrn vorzüglich erhalten war, ebenso die blaue Uniform. Weniger gut konserviert waren die sterblichen Reste seiner in einem anderen Sarge der Gruft verwahrten Tochter, von der Rudolf Virchow meinte, sie sei an Lupus gestorben. Auf dem Sarg steht in Goldschrift: „Der weyland Hochedelgeb. Gestrenge und Hochehrenveste Hr. Arnold Gijzel van Lier, ordinaier Raht der Niederlanden in Ostindien, Gouverneur über die Eylande und Fortressen Amboina, Admiral der Niederlande zum Dienst des Königs von Portugal, Churfürstlicher Brandenb. Geheimer Raht und Erb-Possessor des Amts und Hauses Lenzen. Ist geboren zu Loewenstein i. J. 1580, gestorben den 8. Dezember 1676. Seines Alters 97 Jahr.“

In dieser Weise hat der alte Seeheld die Wacht am Elbstrom bis 1888 unverändert gehalten. In eben diesem Jahre brach eine grausige Flut herein, die auch das von Pfarrer E. Handtmann bewohnte Seedorfer Pfarrhaus und die Mödlicher Kirche mit der Lier-Gruft arg beschädigte. Unter diesen Umständen hat die Superintendentur und die Kirchengemeinde die Leichname des Admirals und seiner Tochter umbetten und in neuen Särgen feierlich bestatten lassen. Die ursprünglichen Säрге gelangen in das hauptsächlich durch den Eifer und die Sorgfalt des Herrn Berliner Polizeipräsidenten von Jagow neubegründete Prignitz-Museum zu Havelberg, woselbst sich bereits andere Erinnerungen an den van Lier befinden.

Noch sei erwähnt, daß der alte Seeheld in Anlehnung an den holländischen Flachsbau diesen auf den Wischefeldmarken einführte, und daß er, um die Ansiedler während der langen Winterabende zu beschäftigen, Spinnstubenabende einrichtete. Neben dem Kartoffelbau führte er, „um die Gemütlichkeit zu erhöhen“, auch das in den Niederlanden schon seit Jahrzehnten ausgeübte Tabakrauchen ein. Hierauf bezüglich schrieb Eduard Handtmann in dem unlängst erschienenen Heft 38 der Prignitzer Volksbücher: „Das brachte des Holländers Tabak zuwege mit seiner trunkrauschlosen Gemütlichkeit beim Zusammensitzen auf frei-

luftiger Diele im Bauernhause. Ueberwunden war die Abneigung, unter deren Bann auf dem Schlachtfelde von Fehrbellin der Träger des Bauernbanners dem Mohren des Kurfürsten auf das Angebot der Pfeife ablehnend erwiderte: „Nee, gnädiger Herr Düwel, ich freete keen Füer!“ (Vergl. auch Nr. VIII.)

Die erwähnte Schrift Handtmanns und die auf die Ausgrabung der Admiralsleiche bezüglichen Photographien wurden mit Interesse entgegen genommen.

XXVIII. Hierauf hielt u. M. Herr Dr. Friedrich Netto einen mit vielem Beifall aufgenommenen Vortrag über das Berliner und Potsdamer Garnisonleben im 17. Jahrhundert.

XXIX. Nach der Versammlung freie Vereinigung im Hofbräu, Potsdamer Str. 127-128.

18. (12. ausserordl.) Versammlung des XXI. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 8. Januar 1913.

Besichtigung des Reichs-Postmuseums, Leipziger Str. 7.

Berichterstatter u. M. Herr August Förster.

Die Beteiligung war eine so außerordentliche, daß stellenweis in Gruppen geführt werden mußte. Nach einer kurzen Ansprache des 1. Vorsitzenden Geheimrat Friedel übernahm der Museumsvorsteher Herr Oberpostinspektor Bettac in liebenswürdigster Weise die Führung.

Der architektonisch überaus reizvolle Lichthof bildete den Ausgangspunkt der Wanderung. In seinem Mittelpunkte hat das Standbild des Mannes Aufstellung gefunden, welcher wie kein anderer um das Verkehrswesen, im weitesten Sinne erfaßt, nicht nur Deutschlands, sondern des ganzen Erdenrundes, sich die höchsten Verdienste erworben hat: des Generalpostmeisters, Staatssekretärs des Reichspostamts, Dr. Heinrich von Stephan. Von ihm ist auch der Gedanke des Reichspostmuseums ausgegangen. Ursprünglich bereits im Jahre 1871 als eine Sammlung von Lehrmitteln für Studienzwecke der Beamten geplant und als solche 1874 nach Vollendung des neuen Zentralpostgebäudes, Leipziger Straße 15, in den dafür vorgesehenen Räumlichkeiten, in Angriff genommen, erschien die neue Einrichtung zunächst in Gestalt einer Plan- und Modellkammer. Hier fanden in großer Halle Aufnahme die seitens der Reichspostverwaltung 1873 in der Wiener Weltausstellung

ausgestellt gewesenen Modelle von Personen- und Güterpostwagen, Bahnpostwagen, Briefkasten, Feldpostgeräten und anderen technischen Hilfsmitteln, ferner die amtlichen Kurskarten, Pläne usw., sowie die große Postwertzeichensammlung des vormaligen preußischen Generalpostamts. An diesen Kern der Sammlung schloß sich im Wege der Erwerbung und Schenkung sehr bald weiteres, wie u. a. eine wertvolle historische Sammlung telegraphischer Apparate. Dies Anwachsen und Aufblühen, die immer erfreulicher werdende Vielseitigkeit der Sammlungen drängte dazu, die Plan- und Modellkammer zu einem Post- und Telegraphenmuseum auszugestalten und dessen Zweck angemessen dahin zu erweitern, daß hier ein getreues Bild geboten werden solle von der kulturgeschichtlichen Entwicklung des Verkehrswesens, von den Völkern des Altertums beginnend bis zur neuesten Zeit. Wenn anfänglich hierbei vielleicht ausschließlich an die Beamten der Reichspost- und Telegraphenverwaltung gedacht und im wesentlichen beabsichtigt war, diesen für ihre Studien des Werdens und der Fortbildung der Verkehrseinrichtungen umfassende Hilfsmittel an die Hand zu geben, so wurde auch diese Zweckbestimmung bald als erheblich zu eng erkannt; denn es ergab sich, daß die Sammlungen das lebhafteste Interesse weitester Kreise erweckten. So erwuchs das Reichspostmuseum, gleichberechtigt neben den anderen Museen der Reichshauptstadt, zu einer Quelle des Wissens und Verstehens von wichtigen Seiten der Entwicklung der Menschheit, vom Entstehen und Wachsen des Menschen und Völker verbindenden, Frieden und Gesittung fördernden Verkehrs. Ähnliche weitschauende Absichten mochte wohl auch der Urheber des Unternehmens von Anfang an gehabt haben. Es entsprach aber seinem praktischen Sinn, es so anzufangen, wie er getan; andererseits ist der ideale Flug des Mannes auch an dieser Stelle daran kenntlich, daß er nach und nach Dinge in die Sammlungen aufnahm, die mit dem Zweck der Belehrung wenig zu tun hatten, — zu erinnern an den wundervollen Schmuck allegorischer Darstellungen und Skulpturen, an Adolf von Menzels „Eros als Bote“, an Carl Rathjens Gemäldezyklus zu Lenaus Gedicht „Der Postillion“ und anderes. — In diesem Punkte hat auch der Mann den Generalpostmeister richtig verstanden und ist in seinen Fußtapfen weitergewandelt, dem lange Zeit die Sorge für das Reichspostmuseum anvertraut war: der kürzlich verstorbene Geheime Oberpostrat Hennicke. Auf ihn ist der Gedanke zurückzuführen, das Standbild Stephans im Lichthofe zu umgeben mit den Modellen des allerjüngsten Verkehrsfortschrittes, der Luftschiffahrt, deren gewaltigen Aufschwung jener zwar nicht mehr erlebte, die an ihm aber sicher einen begeisterten Freund gefunden haben würde. Einen stimmungsvolleren Schmuck, eine angemessenere Bestimmung konnte dem schönen Lichthof gar nicht gegeben werden.

An dieser Stelle von den Schätzen des Reichspostmuseums im einzelnen zu sprechen, verbietet sich bei deren überquellender Fülle und Vielseitigkeit. Die Führung begann mit der Luftschiffabteilung, den trefflichen Modellen der verschiedenen zurzeit vorhandenen Luftfahrzeuge, 12 an der Zahl, den von der Geschichte der Fliegkunst erzählenden Abbildungen, Urkunden, Denkmünzen, den Bildnissen von Luftschiffen in Kupferstich, Lithographie und Photographie. Es folgte der Besuch der geschichtlichen Abteilung, beginnend mit den Aegyptern, denen für ihr Schreibbedürfnis der Papyrus zu Gebote stand, während Babylonier und Assyrer sich der viel bequemeren Tontafeln bedienten. Mit ehrfurchtsvollem Staunen wurde eine vortreffliche Nachbildung jener berühmten Basaltplatte von Rosette betrachtet. Die 1799 von Champollion aufgefundene Platte verdankt ihre Berühmtheit dem Umstande, daß sie das gleiche Dekret der Priesterschaft in hieroglyphischer, demotischer und griechischer Sprache enthält, und hiermit den Schlüssel zum Verständnis der beiden erstgenannten Sprachen geliefert hat. Kaum minder fesselnd wirkte die Nachbildung einer griechischen Skytala, des von den Griechen zu geheimen Sendungen benutzten „Briefstabes“. Er wurde mit einem Pergament- oder Lederstreifen fest umwickelt, auf diesem in der Quere die zu sendende Botschaft niedergeschrieben, worauf der Streifen abgewickelt und an den Empfänger gesandt wurde, der die zerstreuten Schriftzeichen nur dadurch entziffern konnte, daß er den Streifen in gleicher Art um einen gleich großen Stab schlang. Viel bequemer machten sich bereits die Römer ihre Briefsendungen, indem sie hölzerne, hörnerne oder elfenbeinerne Täfelchen mit schwarzem Wachs überzogen und mit einem Schreibgriffel, meist aus Tierknochen, die Schriftzeichen in das Wachs eingruben. Reich ist die römische Sammlung auch an Abbildungen, Nachbildungen und Originalen von Räderfahrwerken und wichtigen Teilen solcher und an allegorischen oder der Wirklichkeit entsprechenden, auf das Verkehrswesen bezüglichen Darstellungen, namentlich solchen aus Pompeji. Von den nordisch-germanischen Völkern sind mehrere hervorragend seltene und interessante Dinge vorhanden: einige Schriftproben, von Felseninschriften und Runensteinen herrührend, die Nachbildung eines nordischen Wagens aus dem 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, ein Wagenrad aus der Zeit der Völkerwanderung, schön geschmückte, für Zugtiere bestimmte Geschirrtteile, in einem Grabe gefunden, u. s. f. Immer reicher zeigt sich im Fortschritt der Zeiten das Verkehrswesen im Mittelalter, nachgewiesen an Schriftproben, Briefen, Botenwesen, am Wagenbau, an Bespannung, Sänften usw.; doch erst die Erfindung der Buchdruckerkunst gibt den Anstoß zu einem gewaltigen Aufschwung des Verkehrs. Das 16. Jahrhundert regelt die Postkurse, das Botenwesen, sieht die ersten Personentransportwagen und das erste Generalpostmeisteramt in Deutschland

und den spanischen Niederlanden in den Händen der fürstlichen Familie Thurn und Taxis. (Ein seltsamer Zufall hat 175 noch verschlossene Briefe, eine ganze, vergessene oder in Verlust geratene Briefpost aus Italien nach dem Rhein und Holland, aus dem Jahre 1585, nach 304 Jahren in Frankfurt a. M. beim Umbau des Amtsgerichts gefunden werden lassen, dabei ein Original: Postavise und Postbegleitzettel. Alles wurde dem Reichspostmuseum übergeben).

Im Verkehrswesen des 17. Jahrhunderts beginnt die große Rolle, die von hier ab die Zeitung und ihre Beförderung spielt, zunächst natürlich im bescheidensten Umfange, aber nach Beendigung des großen Krieges doch mit allen anderen Verkehrseinrichtungen in kräftigem Aufblühen. Diese Entwicklung begleitet auch das 18. Jahrhundert, das ausgezeichnet ist durch die unausgesetzte Verbesserung der verschiedenen Beförderungsmittel. Für Preußen im besonderen zeigen zahlreiche, zum Teil recht originelle Verfügungen, welchen lebhaften Anteil namentlich Friedrich Wilhelm I und Friedrich II an allem nahmen, was die Post anging. Doch das große Jahrhundert für die Verkehrsentwicklung tagt erst mit dem 1. Januar 1800. Mit welcher Gründlichkeit alle Sammlungen angelegt sind, und wie leicht übersichtlich und fast von Jahrzehnt zu Jahrzehnt verfolgbar sie geordnet sind, und rasches Sich-zurechtfinden erlauben, das zeigt die große, den deutschen Verkehrseinrichtungen im 19. Jahrhundert gewidmete Abteilung, umfassend entweder in Zeichnungen und Bildern oder Modellen oder in Originalen die folgenden Unterabteilungen: Post- und Telegraphengebäude, Gerätschaften für den technischen Postbetrieb, Postwagen, Bahnpostwagen, Postschiffe, Feldpost, Briefkasten usw. Doch unsere bewährten Einrichtungen wollen auch mit denen des Auslandes verglichen, an ihnen gemessen werden. Hierzu verhilft die den ausländischen Verkehrseinrichtungen gewidmete Abteilung, die überaus umfangreich ist und nächst der geschichtlichen, ihrer Buntheit und Vielseitigkeit halber, wohl die größte Bewunderung erregt. Sie umfaßt, mit Oesterreich-Ungarn und der Schweiz beginnend, 34 Länder, also, wie begreiflich, die vollendetsten, mustergültigen Einrichtungen bis herab zu den einfachsten und ursprünglichsten. Doch mit allen diesen Vorfürhungen ist wohl das Postwesen im engeren Sinne, aber es sind bei weitem nicht die zahlreichen, ihm angegliederten neuen Verkehrseinrichtungen erschöpft, welche ohne Ausnahme dem großen Jahrhundert der Erfindungen, dem neunzehnten, ihre Entstehung verdanken. Hierzu rechnen — ein stolzes Register! — Telegraphie, optische und elektrische Drahtleitungen über Land, Seekabel, drahtlose Uebermittlung von Nachrichten, Fernsprechwesen, Rohrpost, Zeitball. Hier ist einzuschließen auch eine Anzahl jenen Zwecken mehr oder weniger verwandter physikalischer Apparate, wie solche zur Erzeugung und Vorzeigung der Wirkung von Rötgenstrahlen, Phonograph, singende

Lampe, sprechendes Telephon usw. Allen diesen Einrichtungen sind in schönster Uebersichtlichkeit in den oberen Räumen des Museums große Säle zu ihrer Entfaltung angewiesen. Hierbei ist überall Rücksicht darauf genommen, dem Beschauer die schrittweise Entwicklung des betreffenden Sondergebiets vor Augen zu stellen und ihm so einen unübertrefflichen Anschauungsunterricht zu gewähren. Der Weg zu diesen oberen Sälen führt durch einen kleinen, der Erinnerung an den Urheber des Museums pietätvoll gewidmeten Raum mit verschiedenen Andenken an ihn. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß auch eine reiche Bücherei und ein Archiv mit den Urkunden der Post- und Telegraphenverträge, soweit sie der Vergangenheit angehören, mit Bestellungsbriefen, Autographen usw. sowie eine umfangreiche Kartensammlung, Büsten, allerlei Reliefbilder, Porträts zum Inhalt des Museums gehören. Zuletzt, aber nicht zumindst, sei auch der umfangreichen Sammlung von Postwertzeichen gedacht. Sie liegt im Erdgeschoß in einem besonderen Raume, erfreut sich meist eines besonders zahlreichen Besuchs und genießt bei den Liebhabern und Sammlern von Freimarken den Ruf, daß sie die vollständigste und übersichtlichste Sammlung ihrer Art ist. Ihr größter Vorzug aber scheint ihre Anziehungskraft auf die markensammelnde Jugend, weil dieser Anregung und Gelegenheit geboten wird, auch den ungleich wertvolleren und belehrenden Teilen des Reichspostmuseums ihre Aufmerksamkeit zu schenken.

Zum Schluß sprach der Vorsitzende, Herrn Bettac und den übrigen Herrn Beamten, die ihn bestens unterstützt, den wärmsten Dank der Brandenburgia aus.

Kleine Mitteilungen.

Glocken-Aberglaube. Zu der Notiz im Monatsblatt XXII, Heft 4 Seite 63 teile ich mit, daß auch in meinem Heimatsort Lügow bei Wildberg Kreis Ruppin, die Sitte bestanden hat, abgeschabte Metallteile von der Kirchenglocke als Medizin zu benutzen.

Ich entsinne mich noch deutlich folgenden Vorfalles: In dem genannten Dorfe war der eine Sohn des Arbeiters Lausch an krampfartigen Anfällen erkrankt, deren Ursache der Arzt nicht feststellen konnte. Es war den Eltern auffällig, daß der Zwillingsbruder an dieser Krankheit nicht litt. Eines Abends kam Lausch, tat recht geheimnisvoll und bat meinen Vater, der Lehrer und Küster im Ort war, ihm den Turmschlüssel über Nacht zu geben. Er wollte etwas gegen die Krankheit seines Kindes „bruken“. Auf das eindringliche Fragen meines Vaters, worin das Geheimnis bestehe, wollte der Vater zunächst nichts sagen und wies jede Nachforschung mit dem Bemerken

ab: „dann helpt dat nicht!“ Mein Vater aber verweigerte ihm den Turmschlüssel und bat ihn, ihm das Geheimnis anzuvertrauen. Endlich nach langen Vorhaltungen rückte er mit der Sprache heraus. Er wollte um Mitternacht zwischen 12 und 1 Uhr etwas Metall von der großen Glocke abschaben und dies Pulver dem Kinde mit Wasser gemischt als Medizin eingeben.

Mein Vater war erschrocken; er dachte an das Unheil (Grünspan!), das entstehen hätte können, wenn er der Bitte nachgekommen wäre. Er redete dem Vater das Mittel aus; aber der war schwer zu überzeugen. Er glaubte scheinbar, daß der Trunk dem Kinde den Tod hätte bringen können, dachte aber wohl im Innern: „de Köster will bloß nicht, dat von de Klock wat affschaft wät!“

Der Knabe hat die krampfartigen Anfälle überwunden; er ist groß und stark geworden, hat Stellmacher gelernt und mit seinem Zwillingsbruder bei dem Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiment gedient. Hermann und Ludwig Lausch sind dem Kaiser von Oesterreich bei einem Besuch vorgestellt worden. Beide sahen sich so ähnlich, daß sie gar nicht zu unterscheiden waren. Das war wohl der Grund, daß sie, die beide zunächst bei einer Kompagnie standen, getrennt wurden. Der eine wurde einer andern Kompagnie zugeteilt.

Die beiden Knaben waren ein Jahr jünger als ich. Die Eltern sind 1875 nach Wildberg gezogen. Jedesmal, wenn die Rede auf Lausch oder auf solche „Volksmittel“ kam, erzählte mein Vater diese Tatsache immer mit dem Hinzufügen, daß er über die Nichtverabfolgung des Schlüssels herzlich froh gewesen wäre.

F. Wienecke.

Generalprivileg und Gildebrief des Tobackspinnergewerks in der Kur- und Mark Brandenburg Berlin, 15. April 1735.

Aus dem Inhalt:

Pfuscher und Störer werden vom Magistrat verfolgt; Soldaten im Dienst dürfen, wenn sie das Handwerk ordnungsgemäß gelernt haben, bei zünftigen Meistern als Gesellen arbeiten; Invaliden dürfen, wenn sie die Profession gelernt, selbständig, aber ohne Jungen und Gesellen arbeiten. Für die Jungen besteht ein Fortbildungs-Schulzwang, wenn sie bei Antritt der Lehre nicht lesen, schreiben, noch die 5 Hauptstücke auswendig können. Bei Strafe von 6 Rthlr. muß der Meister 4 Stunden wöchentlich dem Jungen für diesen Zweck freigeben. Ohne diese Kenntnisse wird auch kein Junge losgesprochen. (Aus: Reimann: Das Tabakmonopol Friedrichs des Großen. München, Leipzig 1913 S. 23 f.)

Die Hohenzollern und der Adel. Ueber dies Thema sprach Herr Prof. Dr. Otto Hintze ausführlich in der Sitzung des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg am 9. April 1913. Herr Hintze ging von den 3 großen Epochen preußischer Geschichte hierbei aus. Die erste Epoche umfaßt die Zeit des territorialen Staatswesens in der Kurmark Brandenburg, im Herzogtum Preußen, in Cleve-Mark und den übrigen Landschaften, die unter dem

Zepter der Hohenzollern vereinigt worden sind. Es wurde gezeigt, wie in dieser Epoche hauptsächlich die wirtschaftlich-soziale Kraft und die politische Vorzugsstellung des grundbesitzenden Adels wurzelt.

Dann folgt die zweite Epoche, in der alle diese Landschaften zu Provinzen eines Gesamtstaats verbunden und mehr und mehr miteinander verschmolzen werden unter dem absolutistischen Regiment des Großen Kurfürsten und seiner Nachfolger im 18. Jahrhundert. Das ist die Epoche des Kampfes und der Auseinandersetzung zwischen den Fürsten, die den Gedanken des militärischen Großstaats verfolgen, und dem Adel der Provinzen, der anfänglich diesem neuen Staatsgedanken widerstrebt, der aber schließlich damit endet, sich rückhaltlos in seinen Dienst zu stellen. Es wurde namentlich darauf hingewiesen, wie unter Friedrich dem Großen an Stelle der Kampfstimmung und des Mißtrauens, die noch unter seinem Vorgänger herrschten, auf Grund der großen Leistungen des adligen Offizierkorps für den Staat ein enger Bund zwischen Krone und Adel geschlossen worden ist, der seine Wirkungen noch bis in die Gegenwart äußert, und daß in dem Adel der östlichen Provinzen zuerst eine spezifisch preußische monarchische Staatsgesinnung erwachsen ist, die dann später auch anderen Ständen sich mitteilte. Die dritte Epoche endlich, in der wir selbst noch leben, ist die des vollendeten Einheitsstaats, der nach dem inneren Gesetz staatlichen Lebens zugleich zum konstitutionellen Verfassungsstaat wird, unter grundsätzlicher Beseitigung der adligen Privilegien und mit der Tendenz, das Ideal der staatsbürgerlichen Gleichheit fortschreitend zu verwirklichen. In dieser Epoche genießt der Adel noch die Früchte der engen Verbindung mit dem Thron, die seine Hingabe an den monarchischen Militär- und Beamtenstaat begründet hat, und auch noch viele Vorteile, die von seiner alten wirtschaftlich-sozialen Vorzugsstellung übrig geblieben sind; aber die frühere Exklusivität seiner Stellung in Staat und Gesellschaft ist dahin: auf allen Gebieten des Lebens ist der Wettbewerb der bürgerlichen Stände mit gewaltiger Wucht und siegreichem Erfolge vorgedrungen, und auch der Herrscher ist nicht mehr so ausschließlich wie früher von adligen Elementen umgeben, namentlich bei der Staatsregierung.

An mein Volk! Herr Geh. Archivrat Dr. Bailleu sprach in der Sitzung des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg vom 12. März 1913 ein Faksimile dieses Aufrufs und zwar des ersten Entwurfs von der Hand Theodor Gottlieb v. Hippels mit den Aenderungen Hardenbergs, nach dem im Geh. Staatsarchiv befindlichen Originale. Er knüpfte hieran einige Mitteilungen über die Vorgeschichte des „Aufrufs an mein Volk“. Ein erster Entwurf in französischer Sprache ist von Ancillon und umfaßte nicht weniger als 29 Folioseiten. Hardenberg hat ihn durchkorrigiert und dann an Gneisenau weitergegeben, der ihn mit kritischen Bemerkungen begleitete, schließlich aber überhaupt für ungeeignet erklärte. Auf seine Veranlassung wurde der Entwurf in einem Komitee bei Hardenberg verlesen, der ihn dann auch verwarf und darüber noch mit Ancillon aneinandergeriet. In diesem Komitee erhielt Hippel die Anregung zu seinem Entwurfe. Die Aufschrift „An mein Volk“ ist nach Hippels Erzählung vom König selbst der letzten

Fassung des Entwurfs hinzugefügt worden. — Der Vortragende erwähnte dann noch den Aufruf „An mein Kriegsheer“, der, ursprünglich von Knesebeck entworfen, in seiner letzten Fassung von Friedrich Wilhelm III. herrührt, und machte darauf aufmerksam, daß die Schlußworte „Vertrauen auf Gott, Mut und Ausdauer sei unsere Losung“ ein vom König übernommener Wahlspruch Kaiser Alexanders von Rußland ist (Briefe des Kaisers vom 24. und 28. Februar 1813 und Antwort des Königs vom 2. März 1813.)

(Anm. der Red.: Ancillon war Erzieher Friedrich Wilhelms IV. und brachte es zu den höchsten Beamtenwürden. Er war pathetisch und weit-schweifig in seinen Reden und Schriften. Sein wohlerhaltenes Grab auf dem alten Französischen Friedhof in der Chausseestraße wurde am 17. Sept. 1913 von den Mitgliedern der Brandenburgia betrachtet.)

Wusterwitz und Hafftiz. Herr Prof. Dr. Tschirch unser hochgeschätztes k. M., der eine Hafftiz-Ausgabe in den Mitt. des historischen Vereins zu Brandenburg, wie bekannt, unlängst veröffentlicht hat, ließ sich über beide märkische Schriftsteller in der Juni-Sitzung des Vereins für die Geschichte der Mark Brandenburg aus. Er teilte einige Ergänzungen zu seiner Ausgabe des Engelbert Wusterwitz (43. u. 44. Jahresbericht des Historischen Vereins zu Brandenburg H. 1912 u. gleichzeitiger Sonderdruck) mit. Zu den 37 Handschriften des Microchronicon Marchicum des Peter Hafftiz haben sich weitere 10 in öffentlichen Büchereien feststellen lassen. Darunter haben die in der Marienkirchbibliothek von Frankfurt a. O. und in der Hamburger Stadtbibliothek einen besonderen Wert, da sie die reichste Fassung des Spandauer Kodex, wie sie der neuen Ausgabe zugrunde liegt, ebenfalls zeigen. Allerdings stimmen sie im einzelnen des Textes mit den beiden bereits bekannten Handschriften dieser Gattung (Geh. Staatsarchiv u. Göritz-Lübeckstiftung zu Berlin) so genau überein, daß der dort gebotene Text lediglich bestätigt wird. Die übrigen Handschriften befinden sich in Königsberg, Dresden, Hohennauen und auf der Vatikanischen Bibliothek zu Rom. Die letzte bietet durch ihre Herkunft ein besonderes Interesse, da sie aus dem Besitze des weltberühmten märkischen Sammlers Philipp v. Stosch stammt, der in Florenz 1758 starb. Der Vortragende beabsichtigt demnächst in den Brandenburgisch-Preußischen Forschungen ein vollständiges kritisches Verzeichnis der Handschriften von P. Hafftiz' Microchronicon Marchicum zu veröffentlichen.

Aus der Märkischen Vogelwelt. a) Der Truthahn als „Glucke“. Der hiesige Besitzer H. hat einen Truthahn, dem die Wanderlust in den Gliedern steckt. Um den Ausreißer an die Scholle zu fesseln, machte H. den Versuch, ihn aufs Brutnest zu setzen. Zur allgemeinen Ueberraschung gefiel dem Hahn die Mutterrolle ausgezeichnet, er erfüllte mit großer Hingabe seine Pflicht, und vor einigen Tagen brachte er 14 muntere Kücken ans Tageslicht. Die Kleinen sind nun einer Glucke zur Führung übergeben, und den Hahn hat man von neuem aufs Nest gesetzt, wo er wieder emsig brütet und

hoffentlich auch die zweite Brut ausbringen wird. Aus Ledschin, Kreis Lebus, im Juni 1912 berichtet.

b) Einen Seeadler mit einer Flügelspannweite von 165 hat der Förster Findler am Mittelteich bei Golßen Kreis Luckau erlegt. Der vorzügliche Kenner der Brandenburgischen Vogelwelt unser † Vorstandsmitglied Dr. Carl Bolle sagt von dem Seeadler, Gänseaar bei Beckmann, in seinem Vögel-Verzeichnis für das Märkische Museum S. 3: „Nicht allzu selten als Wintergast an den größten Seen. Horstet alljährlich in den Forstrevieren von Gross-Schönebeck.

Meine Nachricht lautet vom 31 Juli 1913. Der stattliche Raubvogel wird leider immer seltener, deshalb sollte jede Erbeutung öffentlich bekannt gegeben werden. Noch besser, man schonte ihn überhaupt. Fr.

Truppenübungsplatz Zehrendorf. Neben dem Truppenübungsplatz Döberitz ist in den letzten Jahren in der Umgebung des genannten Dorfes ein zweiter hergerichtet worden mit einer Größe von 7000 ha. Bisher befanden sich an den Zugängen Tafeln mit Warnungen wegen des Betretens. Jetzt werden sämtliche Chausseen und Wege des Platzes eingezogen; im ganzen sind es acht, und zwar die von Zehrendorf nach Zossen, Motzen, Möllen, Callinchen und Schöneiche, sowie die Wege von Schöneiche nach Bünsdorf und Bleiche und von Zossen nach Töpchin. Vorläufig ist nur die Kaserne für die Schießschule hier erbaut. Für die Belegung mit Truppen dienen bisher noch die Wohnhäuser, Ställe und Scheunen des Dorfes Zehrendorf. In der Schule befindet sich z. B. das Offizierkasino.

Vom Teltowkanal. Der Monat Juli 1913 hat mit 183 064 Tonnen den bisher größten Monatsverkehr seit Eröffnung des Kanals gebracht. Der Teltowkanal vermittelt jetzt bereits mehr als $\frac{1}{3}$ des gesamten Berliner Durchgangsverkehrs.

Anrede des Königlich Preußischen Generals von Dobschütz an das Zweite Rheinische Landwehr-Regiment im Jahre 1815 bei Krefeld.)* Mittgeteilt von Friedrich Wienecke. „Soldaten, Brüder und Kinder des Vaterlandes! Unser König ruft Euch auf die Bahn der Ehre! Der wortbrüchige Bonaparte hat es wieder gewagt, mit gewaffneter Hand Frankreichs Boden zu betreten. Ihr seid berufen als Vaterlands Söhne, um Euren Kameraden in Frankreich die Hand zu bieten. Ihr geht als Gäste Frankreichs! Zwanzig Jahre haben sie unser deutsches Vaterland ausgefressen! Euch aus den Schoß Eurer Familie gerissen, Handel und Wandel gestört, Kirchen und Klöster beraubt, tausend Familien ins Elend gestürzt! Auf denn mit Gott für König und Vaterland! Ich weiß, meine Kinder, Ihr seid nötig zu Hause; aber noch

*) Aus dem Tagebuch des Bauerngutsbesitzers Christian Wienecke in Rosendorf bei Lenzen, der als Grenadier im 12. Infanterie-Regiment die Feldzüge von 1813, 14 und 15 mitgemacht hat.

nötiger ist es, Euren Kameraden in Frankreich die Hand zu bieten. Steht als Soldaten! Folgt Euren Offizieren, die Euch anführen, die Euch vorgehen auf der Bahn der Ehre! Bleibt Euren Fahnen getreu. Aber wehe, wehe dem, der desertiert! Aber Euch den Braven, werde ich die Hand reichen und nach geendigtem Kriege geht Ihr wieder zu Euren Familien, um diese zu unterstützen. Geht denn! um Euren Feinden einen Zaum anzulegen! Ihr Familienväter und -Mütter weinet nicht! Es stehet Euch zu, um Euren Kindern die Hand zu bieten und ein Lebewohl zu wünschen und sie in Euer Gebet einzuschließen; denn wir erfüllen unsere Pflicht und streiten für Gott, König und Vaterland!

Vivat! Unser König und das ganze Preußische Haus soll leben Hoch! hoch! hoch!"

Bücherschau.

R. Kern: **Preussische Geschichte.** Leipzig, Verlag von Quelle und Meyer. 1913. 265 Seiten mit 20 Kunstdrucktafeln, geb. 4 M.

Knapp und im allgemeinen wissenschaftlich zuverlässig erzählt uns Kern, wie aus den kleinen Kolonialländern Brandenburg und Preußen ein Großstaat und schließlich eine Weltmacht wird. Da das Werk die Uebersetzung eines geschichtlichen Lehrbuches für die reifere Jugend ist, so werden die politischen und kriegerischen Ereignisse besonders ausführlich behandelt. Die anschauliche Darstellung, die überall die Kenntnis der einschlägigen Literatur und der Quellen verrät, ist wohl geeignet, Verständnis und Begeisterung für die Eigenart Preußens zu wecken. Besonders ausführlich ist die Geschichte des 19. Jahrhunderts behandelt, der über die Hälfte des Buches gewidmet ist. Die Bilder der preußischen Herrscher und ihrer hervorragendsten Gehilfen sind recht geschickt ausgewählt und bilden eine wertvolle Ergänzung des Textes. Leider fehlen Karten, die das Wachstum Preußens veranschaulichen, und Kartenskizzen der wichtigsten Schlachten. Von Versehen ist mir aufgefallen: S. 14 ist zwischen Z. 33 und 34 eine Zeile ausgefallen, S. 19 Z. 18 muß es heißen: empfing Joachim II. . ., S. 253 Z. 36: von dem fröhlichen studentischen Treiben.

Heinz.

Dr. Clemens Wagner: **Natur und Heimat.** Eine praktische Einführung in die Natur und Heimatpflege. M.-Gladbach. 1913. Volksvereins-Verlag. Geb. 1,20 M.

„Naturschutz und Heimatpflege, das sind die Stichwörter, unter denen man jene idealen Bestrebungen zusammenfaßt, die dem Aufgehen deutscher Natur- und Kulturschätze, die dem Aufgeben heimischer Art in internationaler Gleichheit entgegenarbeiten.“ „Ehe man vom Volke verlangt, daß es seine Heimat pflege, muß man es dazu erziehen, dieselbe lieben zu lernen.“ Im Sinne dieser Grundanschauungen mustert der Verfasser Natur- und Menschenwerk auf deutscher Erde, zeigt an vielen Beispielen die Gefahren, die der

heimischen Natur, den Wohnplätzen, den Festen, Sitten und Gebräuchen drohen, nennt auch Mittel und Wege, um in Stadt und Land Freude und Interesse an der Heimat zu fördern. Mit einem Ueberblick über die staatlichen und privaten Bestrebungen in Natur- und Heimatpflege und einer Würdigung der Verdienste unseres Mitgliedes Prof. Conwentz schließt das Büchlein.

Heinz.

Wilhelm Drömers Siegesgang. Eine Lebensgeschichte von W. Kotzde. 1913. Verlag von Martin Warneck, Berlin.

Der Verfasser bietet uns in dem vorliegenden Werk einen Bauernroman, der trotz des recht prosaischen Titels poetische Schaffenskraft zeigt, und obgleich der Held der Erzählung eine vorwiegend passive Natur ist, so fesselt doch der Einblick in seinen Charakter und in den Verlauf seines Lebens. W. Drömer siedelt sich um 1762 auf der wüsten Hofstelle eines zum „Amt Nauen zu Berge“ gehörigen Dorfes an, erliegt aber im Kampf ums Dasein trotz redlichen Strebens, weil die Verhältnisse stärker sind als er. Mißernten, Viehseuchen und schließlich ein Brand machen ihn zum armen Manne, und erst als Greis findet er im Glück seiner Enkel, die seinen Hof wieder erwerben, den Frieden seiner Seele. Der Hauptwert des Romanes besteht darin, daß uns das Bauernleben, wie es zu der Zeit wirklich war, mit seinen Anschauungen, Sitten und Bräuchen treu geschildert wird. Reich sind namentlich die sprachlichen Schätze an volkstümlichen Ausdrücken, Redewendungen, Sprichwörtern, Reimen und Kinderliedern, die der Verfasser größtenteils selbst aus dem reichen Quell havelländischen Volkslebens geschöpft hat. Die auftretenden Personen sind teilweise geschichtlich; anscheinend hat der Verfasser die Akten des Amtes Berge fleißig studiert. Es ist anzuerkennen, daß er den Stoff zusammenzuhalten verstanden hat.

O. Monke.

Groß-Berliner Kalender Illustriertes Jahrbuch 1914 Herausgegeben von Ernst Friedel Geheimer Regierungsrat und Stadtältester von Berlin Verlag von Siegismund, Königlich Sächsischer Hofbuchhändler.

Diesem zweiten Jahrgange des Kalenders kann kaum ein höheres Lob gespendet werden als durch die Anerkennung, daß er sich auf der Höhe des ersten hält. Anordnung des Stoffes und Ausstattung sind dieselben geblieben; besonders sind dabei die vortrefflichen bildlichen Beigaben zu loben. Daß hin und wieder auch Abhandlungen geboten werden, die sich auch auf die Umgebung Berlins beziehen, ist anzuerkennen.

Jeder der 7 Abschnitte bringt mehrere bemerkenswerte Arbeiten namhafter Autoren. Greifen wir einen, z. B. den 3. heraus, so finden wir da eine Abhandlung über „die neue Stadtflagge Berlins“ von Geheimrat Friedel. Sie wird dauernden Wert behalten, weil der Verfasser selbst bei der Feststellung der Flagge in erster Reihe mitgewirkt hat. Jülicher wird durch seinen Aufsatz „Atemzüge der Berliner Volksseele“ nicht nur die Lacher auf seiner Seite ziehen, obgleich auch das schon ein Erfolg wäre. Wie aber oft tiefer Ernst im kindlichem Spiele liegt, so hat auch die humorvolle Sammlung Jülicher einen ernsten Kern. Es will nämlich scheinen,

daß die oft gehörte Meinung, der Berliner Humor sei eine Abart oder ein Abkömmling des französischen Esprit, eine irrtümliche ist. Er ist ursprünglich denn er sprudelt gerade da am lebendigsten, wo an eine Berührung mit französischem Geist am wenigsten zu denken ist.

Im 6. Abschnitt behandelt Rudolf Schmidt die Märkischen Apotheken. Während wir sonst überall, z. B. in den Werken von Feldhaus, von Darmstädter und Meyers Lexikon usw., die Angabe finden, daß die 1404 in Nürnberg gegründete Apotheke die älteste Europas sei, bringt Rudolf Schmidt den Wortlaut der Bestätigungsurkunde der Grünen Apotheke in Prenzlau von 1. April 1303 und überholt damit die Ergebnisse der bisherigen Forschung um ein volles Jahrhundert.

So findet der Leser fast auf jeder Seite neue Anregungen. Es ist unmöglich, hier auf jede einzelne Arbeit einzugehen oder sämtliche Autoren aufzuführen; es seien daher nur noch einige genannt, wie Geh. Archivrat Dr. Schuster, Oberhofprediger Rogge, Geh. Archivrat Dr. Keller, Paul Lindenberg, Generalmajor v. Jung, Geh. Oberbaurat Dr. Stübben, Geheimrat Muthesius, Direktor Prof. Silbergleit, Dr. Brendicke, Dr. Netto, Ernst Frensdorff, Chr. Voigt, Amtsgerichtsrat Béringuier, Dr. Melle-Klinkenberg, August Förster, Frh. Lemke und Graf Thassilo von Schlieben. Möge der zweite Band wie der erste leicht und schnell seinen Weg zum Leser finden.

O. Monke,

Regesten der Markgrafen von Brandenburg aus askanischem Hause. 3. Lieferung. Bearbeitet von H. Krabbo. Veröffentlichungen des Vereins für die Geschichte der Mark Brandenburg. Verlag von Duncker und Humblot. München und Leipzig 1913. 4,40 M.

Die 3. Lieferung der Regesten umfaßt die Zeit vom November 1247 bis zum November 1269. Es ist für Deutschland die unglückliche Zeit der letzten Stauer und des Interregnums, für die Mark die glückliche Zeit der Askanier. Mancherlei erzählen uns die Regesten dieser 22 Jahre von dem Wirken dieses Herrscherhauses, mancherlei erfahren wir auch von den Zuständen des Reiches. Friedliche Erwerbungen, Eroberungen, Kriegszüge, Gründungen von Städten, Klöstern, Ortschaften melden uns die kurzen Auszüge aus den mittelalterlichen Urkunden und Berichten, die der Herausgeber mit Anmerkungen, historisch-geographischen Hinweisen und chronologischen Erörterungen versehen hat. Hoffen wir, daß das Werk rüstig fortschreitet.

Heinz.

Fragekasten.

NN. Was bedeutet Upstall? „Upstall“ ist bekanntlich ein sehr verbreiteter Flurname; er bezeichnet ein Gelände beim Dorfe, auf welcher früher die nicht auf die oft weit entfernte große Weide getriebenen Rinder in einer Umzäunung in der Nähe ihres Stalles gehalten wurden. In der Stadt Stendal, mit der mehrere benachbarte Dörfer nach und nach verschmolzen,

kennt man noch heute den Ausdruck Upstall als Ortsbezeichnung, deren Bedeutung aber in Vergessenheit geraten ist. Doch hat man sich zu helfen gewußt. An einem Hause in der Nähe der Jacobikirche ist am Giebel ein Mannskopf mit einer Mütze angebracht, der im Volksmunde der Mohrenkopf heißt. Da aber nur die Mütze schwarz, das stark verzernte Gesicht jedoch weißlich bemalt ist, hat man aus dem Mohrenkopf das Haupt König Heinrichs I. des Voglers gemacht. Er soll in diesem Hause einst gewohnt und vom Giebel Fenster aus die Aufstellung der Truppen, die „Up-Stellung“, beobachtet haben. Dieser Erklärungsversuch ist zwar stark komisch, lehrt aber, wie man sich früher die Dinge, die man sich nicht erklären konnte, in seiner Weise zurechtlegte. Gedankenlosigkeit ist, wie man sieht, ebensowenig Sache des sogenannten gemeinen Mannes wie der Mangel an Phantasie. Er will Aufklärung um jeden Preis, schafft sich ein Phantasiebild, „wo Begriffe fehlen“, und beurkundet damit, daß die poetische Veranlagung eine allgemein menschliche ist.

Otto Monke.

Fri. S. Als eigentlicher **Erfinder des Porzellans** in Europa ist nach Hermann Peters der Chemiker, Physiker, Philisoph und Mathematiker Ehrenfried Walter von Tschirnhaus († 11 Oktober 1708 in Dresden). Er entdeckte die Porzellanmassenmischung, konstruierte die ersten Porzellanbrennöfen und betrieb die Porzellanmalerei. Er nahm Böttger, dessen alchymistische Arbeiten er in seinem Laboratorium zu überwachen hatte, zu der Porzellanmalerei als Gehilfen an, und gab ihn für die keramischen Arbeiten die erste Anweisung. Nach Tschirnhaus Tode war allerdings Böttger sein befähigster Nachfolger. Vergl. Antiquitäten-Rundschau vom 30. Mai 1911, S. 273.

Dr. F. Wilde Kaninchen habe ich vor einigen Jahren auf einem der Mittelbeete des Königsplatzes in Berlin und im Jahre 1910 in Menge Abends im Plänterwald zu Treptow beobachtet. Im August 1911 sah ich ein wildes Kaninchen bei der Rousseau-Insel in Tiergarten, vor einigen Jahren 3 Stück auf der Bellevue-Allee nahe der Tiergärtnerei, desgl. zwei im August 1911 im Schloßgarten zu Charlottenburg im Hartriegelgebüsch auf der großen Wiese.

E. Friedel

Dr. W. Humor im alten Amtsgericht zu Berlin. Die Anekdote auf welche sie anspielen, wird in Kreisen alter richterlicher Beamter gewöhnlich folgendermaßen erzählt. Der bejahrte Amtsgerichtsrat P. war Injurienrichter, als noch das Gebäude in der Judenstraße, worin jetzt die Einkommensteuerbehörde ihre Geschäftsräume hat, für Gerichtszwecke verwendet wurde. Die Räume waren zum Teil schlecht ventiliert und in dem in Frage kommenden Zimmer mündete gerade eine Warmeluftröhrenheizung, die den Aufenthalt auf der unter ihr angebrachten Bank besonders ungemütlich machte. Die Fama erzählt nun, daß der Injurienrichter die streitigen Parteien auf diese Bank freundlichst nötigte und ihnen gut zuredete, sie möchten sich nur dort ruhig aussprechen, dann würden sie sich schon vertragen. Das hätten dann

auch selbst Hartnäckige getan, um nur endlich aus der stickigen Atmosphäre wieder herauszukommen. Nicht selten hätte sich, als Nachspiel noch ein Streit um die Gerichtskosten entwickelt. Dann hat der joviale Richter die Parteien gebeten, noch einmal auf der Bank Platz zu nehmen und ihnen empfohlen, jeder Teil die Hälfte zu tragen. Aus Angst vor Hitze und Ruß waren dann die Leute auch darauf gewöhnlich eingegangen. Aber einmal ist der Vergleich dem Richter doch nicht gelungen. Der eine Teil war nämlich ein Borsigscher Feuerarbeiter. Der soll die Sache gemerkt und dem Amtsgerichtsrat zugerufen haben: „Na, Herr Richter, ich bin an Hitze und Qualm gewöhnt. Ich finde es hier höchst gemütlich, aber vertragen tue ich mir nicht!“ — Sicherlich ein humorvolles Blättchen aus der Kulturgeschichte und der Heimatkunde des verschwundenen alten Berlins.

N. N. Was sind Sublevationsbeiträge? Die Sublevationsbeiträge sind eine Art Ablösung für die den Grundeigentümern im Frieden gesetzlich obliegende Quartierlast. Nach diesen gesetzlichen Bestimmungen wären allein die Grundeigentümer verpflichtet, die erforderlichen Quartiere für das Militär herzugeben oder, falls sie dazu infolge von Vermietungen außerstande sind, anderweitig auf ihre Kosten zu beschaffen. Die Stadt Berlin hat ihnen aber diese Unbequemlichkeit insofern abgenommen, als sie selber nach dem Ortsstatut vom 24. Januar 1895 die Unterbringung der einzuquartierenden Truppen in den von ihr gemieteten Quartieren und Stallungen veranlaßt, wogegen die Grundeigentümer nach Maßgabe des Nutzertrages ihrer Grundstücke die Sublevationsbeiträge zu zahlen haben.

Diese Beiträge, deren Höhe von den Gemeindebehörden festgestellt wird, fließen in die bei der Hauptstiftungskasse verwaltete Sublevationskasse. Sie werden zur Bestreitung der Einquartierungskosten verwendet und nur dann erhoben, wenn die Mittel der Kasse erschöpft sind. Die letztmalige Erhebung der Beiträge hat im Januar/März 1906 stattgefunden. Voraussichtlich werden auch die jetzt für April/Juni 1913 erhobenen Beträge auf Jahre hinaus reichen, da im Frieden größere Einquartierungen nur in außergewöhnlichen Fällen wie im Herbst 1912 aus Anlaß des Kaisermanövers des 3. Armeekorps zu erwarten sind.

Für Kriegszwecke kommen die von den Grundstückseigentümern aufzubringenden Sublevationsbeiträge nicht in Frage, da im Kriege auch den Mietern die Quartierlast obliegt.

Da die Städtische Verwaltung sich mehr und mehr von überflüssigen Fremdwörtern reinigt, wäre auch hier die naheliegende Verdeutschung „Einquartierungsbeiträge“ oder noch kürzer Quartiersteuer am Platze. F.

N. W. Wo ist der Schöllersche Park? Über dieses in Berlin-Wilmersdorf belegene schöne Besitztum hat u. M. Herr Geh. Reg. Rat Niebour in seinem Artikel „Wilmersdorf vor 50 Jahren“ Brdb.-Monatsblatt 16, 1907/08 S. 169—177 Einiges erwähnt. Das im Park belegene noch erhaltene schloßähnliche Gebäude an der Wilhelmsaue wurde 1763 erbaut und der Park mit

seinen vielen seltenen Bäumen im gleichen Jahre angelegt. In den Jahren 1800 bis 1828 befanden sich Park und Schloß im Besitze des Bankiers Wilhelm Cristian Beneke von Gröditzberg, der mit der zweiten Tochter der bekannten, einer französischen Kolonistenfamilie entstammenden Madame Dutitre vermählt war, von der E. T. A. Hoffmann sagte, sie sei die einzige Frau, die die Berliner Mundart mit Grazie zu sprechen versteht. Benekes vornehmes Landgut war damals das Stelldichein des literarischen Berlin. Nach Benekes Tode erwarb der Bankier Friebe das wertvolle Besitztum, das dann Eigentum des Schwiegersohnes Friebes, des Rittmeisters von Thielmann, wurde. Dieser ließ in dem Park zur Erinnerung an die Kriegsjahre 1870-71 eine marmorne Siegesbank errichten, die die Büsten Kaiser Wilhelms, des Kronprinzen, des Prinzen Friedrich Karl, Bismarks, Moltkes und Roons schmückten. Kaiser Wilhelm der Große weilte in Begleitung des Polizeipräsidenten von Madai wiederholt in dem herrlichen Park. Herr Geheimrat Dr. Schöler machte vor etwa einem Jahrzehnt unserem Kaiser die Siegesbank zum Geschenk, die jetzt im Tiergarten auf der Blumeninsel Unterkunft gefunden hat. Park und Schloß gehören heute dem Augenarzt Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Schöler. Das Schloß ist das älteste Gebäude in Wilmersdorf.

Daß die nahe dem Denkmal Friedrich Wilhelms III. aufgestellte marmorne „Siegesbank“ diesen Ursprung hat, ist selbst den meisten Berlinern unbekannt. F.

Das Berliner Schloss 1592. Dem Kgl. Kupferstichkabinett ging unlängst eine für Berlins Lokalgeschichte interessante (übrigens schon bekannte) Radierung, wohl erhaltenes Exemplar, als Geschenk zu. Es ist ein dem Philipp Uffenbach zugeschriebenes Blatt und zeigt die Aufzüge und Ringrennen, „so gehalten worden nach des Churfürsten von Brandenburg Kindtaufen 1592“. Es war eins der 23 Kinder des Kurfürsten Johann Georg (1571—1598) — er war dreimal verheiratet — zu dessen Geburt die Festlichkeit stattfand. Die Radierung ist besonders denkwürdig wegen der Ansicht des Berliner Schlosses, dessen Renaissancebau unter Johann Georg's Regierung vollendet ward.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei G. m. b. H., Berlin, Bernburgerstr. 14.

19. (7. ordentliche) Versammlung des XXI. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 29. Januar 1913, abends 7½ Uhr im Vortragssaal
des Märkischen Museums am Märkischen Platz.

Vorsitzender: Geh. Reg-Rat E. Friedel. Von demselben rühren die
Mitteilungen zu I bis V, und VII bis XIX her.

A. Allgemeines.

I. Der Vorsitzende begrüßt die Mitglieder zum neuen Jahre 1913
in der 1. ordentlichen Sitzung und bittet um rege Teilnahme.

II. Der Verein für die Geschichte Berlins dankt für den Glückwunsch
zur 1000. Vereinssitzung durch den I. Vorsitzenden Herrn Amtsgerichts-
rat Dr. Béringuier.

III. U. M. Verlagsbuchhändler Karl Siegismund stiftet 100
Exemplare des vom I. Vorsitzenden herausgegebenen Großberliner
Kalenders und Jahrbuchs für 1913. Die Exemplare werden gern und
mit bestem Dank entgegen genommen und verteilt. Für 1914 wird der
2. Jahrgang des Buches in Aussicht genommen.

IV. Bei der Einweihung des neuen Stadtmuseums in Guben
wird u. A. M. Herr Robert Mielke die Brandenburgia vertreten. Vgl.
das Dezemberprotokoll 1912.

V. U. M. Fräulein Clara von Förster veranstaltet im Theater
am Nollendorfplatz eine 2. Aufführung ihres Königsdramas „Die Rose
von Tilsit“ am 8. Februar d. J. und teilte eine große Anzahl Eintrittskarten
aus, die mit verbindlichstem Dank entgegen genommen wurden.

VI. Der Vorsitzende gedenkt des Geburtstages unsers Kaisers
am 27. d. M. U. M. Herr Dr. Netto erhält hierzu das Wort zu
einer Ansprache, deren Inhalt u. M. Herr Rektor Otto Monke im
Wesentlichen, wie folgt, wiedergibt. Dr. Netto führt aus:

Das Jahr 1913 ist in zweifacher Hinsicht ein Jahr der Erinnerung.
Es lenkt unsere Blicke zunächst zurück auf den Völkerfrühling vor

100 Jahren, auf die Zeit, in der auch Berlin große Opfer für das Vaterland brachte, wo dem Könige namentlich in Breslau vor Augen gestellt wurde, was Volkswille, Volkswünsche und Volkskönnen bedeuten. Es ist notwendig, daß der Geist jener Tage immer wieder belebt wird, damit als Ergebnis der Erinnerungsfeier das Wiederaufleuchten der Tugenden zutage tritt, die im öffentlichen Leben Wert behalten: die Liebe zu König und Vaterland.

Ebenso fordert das Jahr 1913 zu einem Rückblick auf die 25 jährige Regierungszeit unsers Kaisers auf. Als Wilhelm II. 1888 die Regierung antrat, war die Begeisterung für seine Person naturgemäß noch nicht so lebhaft wie heut. Vor aller Augen stand noch frisch das Bild des alten Heldenkaisers in seiner titanenhaften Größe, und das Mitgefühl für seinen Sohn, in dem das Volk den Vertreter der neuen Zeit sah, füllte aller Herzen. Der dritte Kaiser stand ihnen noch fern, viele wußten nicht, was sie aus ihm machen sollten. Er war ein junger Generalmajor; man wußte von ihm, daß er als erster deutscher Fürst durch die öffentliche Schule gegangen war, kannte seine militärischen Neigungen und fürchtete, er würde wie einst Friedrich II. unmittelbar nach der Thronbesteigung zum Schwerte greifen. Die Kriegsgelüste Frankreichs hätten billigen Vorwand geboten. Es kam anders, und man sieht, wie schwierig es ist, eine Persönlichkeit in so hoher Lebensstellung von vornherein richtig zu beurteilen. Heut liegt sein segensreiches friedliches Wirken klar vor uns.

Er hat durch das Betonen der kaiserlichen Macht den Kaisergedanken in das Empfinden des Volkes hineingetragen und durch sein glänzendes Auftreten in Ausland auch fremden Völkern die Reichsidee vor Augen geführt. Aber er hat auch dafür gesorgt, daß wir, beneidet von unsern Feinden ringsum, auf uns selbst vertrauend, die innere Kraft durch Förderung des Heer- und Flottenwesens steigerten. Die Zahl der Truppen wurde vermehrt, und die Vereinfachung der Bestimmungen sowie die Erziehung des einzelnen Mannes, erhöhten die Schlagfertigkeit des Heeres in einer Weise, daß wir einen Angriff mit Ruhe entgegensehen können. Die Kieler Flottenparade zeigte, was aus der deutschen Flotte in 25 Jahren geworden ist.

Dem höheren Schulwesen hat der Kaiser wiederholt seine Fürsorge bewiesen. Ihm ist es zu danken, daß an Stelle des geistlosen grammatischen Betriebs der alten Sprachen die Einführung in den Geist der klassischen Schriften mehr und mehr betont und die Germanen zu Geisteserben des Hellenentums wurden.

Aber auch das wirtschaftliche Leben hat z. B. durch Vermehrung und Verbesserung der Verkehrsmittel und Verkehrswege eine stetige Förderung erfahren.

Selbst künstlerisch veranlagt, hat der Kaiser die Kunst auf allen Gebieten geschützt und gefördert. Bildhauerei und Baukunst haben namentlich den Großstädten ein so verändertes Aussehen gegeben, daß man noch einmal von einem Stil Wilhelm II. sprechen wird.

Auch der Gedanke der Selbstverwaltung ist in den letzten 25 Jahren mehr und mehr zur Verwirklichung gelangt. Das Städteleben blühte in ungeahnter Weise empor, und selbst hemmende Festungswälle ließ er, der Soldatenkönig, niederlegen. Die Gesundheitspflege in den Städten machte große Fortschritte.

Alles neue fand beim Kaiser sogleich volles Verständnis; für die Anlage der Döberitzer Heerstraße war er sofort gewonnen, und die Bedeutung des Automobilismus war ihm von vornherein klar. Als Familienoberhaupt wie als Vater seines Volkes, besonders des armen, war er allezeit ein Vorbild. Mit vollen Händen verteilte er auf seinen Spaziergängen in Potsdam Geld an Bedürftige; in zahllosen Fällen hat er armen Frauen Nähmaschinen geschenkt, um sie in ihrer Erwerbstätigkeit zu sichern. So stolz er auch auf seine Ahnen ist, so zeigt er sich doch stets als ein ganz neuzeitlicher Mensch, der auch für die Not des Niedrigsten ein volles Verständnis besitzt. Vor 100 Jahren stieg vor den Augen unserer Vorfahren ein Kaiserbild auf, das Bonapartes, der seinen Thron über Blut und Tränen aufrichtete und bereits nach wenigen Jahren unter Flüchen der von ihm geknechteten Völker versinken sah. Einen anderen Kaisergedanken schuf Wilhelm II. Sein Thron ruht sicher in der dankbaren Liebe seines Volkes, die jeden Wechsel der Geschieke überdauert.

Wird er uns jetzt den bedrohten Frieden erhalten können? In seiner Hand liegt die Entscheidung!

Dr. Netto schloß in Verse übergehend mit einem Kaiserhoch:

„Und läßt der Kaiser das Heerhorn erschallen,
Dann soll sein Lied gar mächtig erhalten.
Es steht wie am Niemen die Wacht auch am Rhein,
Dem Kaiser der Sieg soll errungen sein:
Der Friedenspalme der Lorbeerkranz
Sei zugefügt in der Siege Glanz.
Kein Feind den Kaiser besiegen kann,
Zu ihm stehn die Deutschen, wie Erz, wie ein Mann.
Ja, Kaiser, Sieg und Glück für Dich in Sternen steht:
Schirm' weiter Frieden, Recht, Humanität.
Bis in die fernste Zeiten strahle Glanz
Von Dir Wilhelmus, Fürst im Friedenskranz.
Gegrüßt, mein Kaiser, zu dem Jubeljahre!
Der Himmel Dich und uns vor Leid bewahre!
Wir bleiben treu, so wie Du es gewesen.
Du magst es selbst in unsern Augen lesen.“

Die Liebe, die für Dich in Deutschland brennt,
Ist Deiner großen Ahnen Testament.
Steh, gehe weiter, mehre des Landes Marken!
Mit Dir zusammen soll Dein Volk erstarken.
Mit Dir zusammen wollen treu wir stehen.
Von Fels zum Meer soll Deine Flagge wehen.
Und diese Liebe zu Kaiser und Reich,
Macht alle Herzen einig und gleich,
Und diese Liebe zum Vaterland
Schlingt um die Seelen ein goldiges Band!
So stehen wir einig, beneidet, bewundert,
Die neuen Deutschen im Neuen Jahrhundert:
Ein Hoch dem Kaiser!.

Die Versammlung erhebt sich von den Sitzen und bringt ein begeistertes dreimaliges Kaiserhoch aus.

VII. Prof. Dr. Archenhold, Direktor der Sternwarte in Treptow ladet zwecks Begründung einer kinomatischen Studiengesellschaft auf Sonntag den 2. k. M. im Hörsaal der Treptower Sternwarte ein.

VIII. U. M. Frl. Elisabet Lemke ladet auf den 5. k. M. zu ihrer Vorlesung „Die Rose in Natur und Dichtung“ mit nachfolgender geselliger Vereinigung nach den Bismarcksälen Neue Grünstr. 28 um 7 $\frac{1}{2}$ Uhr ein. Wir hoffen, daß auch dieser Lemke-Abend so zahlreich besucht wird, wie die früheren.

B. Persönliches.

IX. Unsere chinesischen Mitglieder Professor Herr Dr. Fr. Solger und Herr Offermann, beide in Peking, sind allen Anfechtungen daselbst glücklich entgangen und grüßen herzlich. Der bekannte Chinaforscher Erich von Salzmänn in Peking gedenkt in einem im Berl. Lokal-Anz. enthaltenen Bericht über die Deutsche Kolonie daselbst unsers Freundes Offermann speziell mit warmer Anerkennung: Herr Offermann ist mit Herrn Thon zusammen bei der durch Konsul Cordes vertretenen Deutsch-Asiatischen Bank, einem für Deutschlands Interesse wichtigen Handelsinstitut beschäftigt. Herr Solger wird zum Juni hier in Berlin zurück-erwartet, um seine Stellung beim Märkischen Museum wieder zu übernehmen.

C. Naturkunde und Technik

X. Fischerei-Verein für die Provinz Brandenburg. Das vorliegende Januarheft beschäftigt sich u. a. mit einer Geschichte der Schiffergilde zu Havelberg von u. M. Wilke und mit Vorschlägen Dr. E. Links's über Hebung des Hechtbestandes. In den 70er Jahren vor. Jahrhunderts verhandelte ich öfters mit dem Begründer des Berliner Aquariums Dr. Alfred Brehm und u. M. Dr. Carl Bolle über dasselbe

Thema. Damals galt der Hecht keineswegs als ein geachteter, sondern als ein ziemlich gering bewerteter Fisch. Vor meinen Augen fing z. B. bei Oberschönweide der englische Professor Dr. Wickes, ein leidenschaftlicher Angler, Hechte mit der Darge, wobei ich den Fischerkahn ruderte; die gefangenen Hechte warf dieser Sportsmann einfach wieder in die Spree und erwiderte auf meine Vorwürfe: „solchen grätigen Fisch fängt man bei uns in England aus Vergnügen um der edlen Anglerkunst, aber essen mögen ihn nur arme Leute!“ — Dr. Alfred Brehm machte sich aus dem Hecht ebenfalls nichts und bemerkte: „Der Hecht ist ein elender Fisch!“ Meine Mutter, Frau Dr. Luise Friedel, bezahlte damals das Pfund Hecht mit 60 Pfennig, jetzt gilt er im Kleinverkauf gewöhnlich 1,20 M bis 1,40 M und wertet als ein „Herrenfisch.“ So ändern sich die Zeiten.

XI. Die trefflich illustrierten Monatsberichte der Berliner Elektrizitätswerke für 1912 werden mit Dank herumgereicht. Ebenso das Januarheft 1913.

XII. Gegenpropaganda der Gaswerke. Es ist interessant auch in heimatkundlicher Beziehung die Mitbewerbung zwischen Elektrizität und Gas zu beobachten. Heut handelt es sich um das von unseren Berliner Städtischen Gaswerken begünstigte Kochen mit Steinkohlengas. Früher gab die Städtische Verwaltungsdeputation eine eigene Zeitschrift heraus betitelt „Das Steinkohlengas und seine Verwendung“, wovon 4 Jahrgänge erschienen sind. Ich lege Proben der bezüglichen Hefte vor. Jetzt ist diese literarische Tätigkeit eingestellt, während eine solche von den B. E. W. — vergl. Nr. XI. — immer noch eifrigst fortgesetzt wird. Dafür setzt um so lebhafter unsere Gasdirektion eine „Propaganda der Tat“ im Bürgersaal des Rathauses in Aktion. Unter sachverständiger Leitung wird vor den Augen insbesondere unseren guten Hausfrauen und den Jungfrauen, die Hausfrauen werden möchten, mit Gas wirtschaftlich hantiert. Mit Genehmigung und auf Anregung meines vortrefflichen Kollegen, des Vorsitzenden der Gasdeputation, Herrn Stadtrat Rast lade ich unsere Mitglieder und Freunde, namentlich die Damen zu einem Gaspropaganda-Vortrag um einem „Koch mit Gas“ auf den 31. d. M. um 8 Uhr im Rathaus-Bürgersaale ein. Die Propagandistin Fr. Selma Bosweth erteilt unseren Mitgliedern diesbezügliche Auskunft. Kostproben sollen zur Verfügung gestellt werden.

D. Kulturgeschichtliches.

XIII. Hohenzollern-Jubiläum der Stadt Havelberg am 17. Dezember 1912. Vorgelegt wird das Gedenkblatt der 500 jährigen Wiederkehr des Einzugs des Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg. Prinz Eitel Friedrich erschien als Vertreter des Kaisers und Königs. Ein in der Nähe der dortigen Städt. Wasserwerke gefundener Granitblock,

100 Centner schwer, ist mit einer Gedächtnisplakette aus Bronze versehen und Burggrafenstein benannt worden.

XIV. Monatsblätter des Touristenklub für die Mark Brandenburg. Januar 1913. Es wird auf die Beschreibung von Kloster Friedland von Hermann Borkenhagen S. 1—3 aufmerksam gemacht, das am Rande des Oderbruchs bei Alt-Friedland liegt, oder vielmehr lag, denn von den Baulichkeiten ist so gut wie Nichts mehr erhalten.

XV. Mitteilungen des Vereins für Heimatkunde des Kreises Lebus in Müncheberg. Der uns wohlbekannte, überaus eifrige in der Heimatkunde bestens bewährte Lehrer Herr G. Mirow hat den vorliegenden 37. Jahrgang der Sitzungsberichte redigiert. Es ist mit einem Lebenslauf des Vereinsgründers Amtsgerichtsrat Franz Kuchenbuch (geb. 4. Sept. 1812, † 27. Nov. 1896) und einem trefflichen Bildnis des verewigten ausgestattet. — Ferner R. Hessler: Ein vorgeschichtliches Dorf bei Hasenfelde, Kreis Lebus mit Abbildungen. Es sind dabei die mustergültigen Ausgrabungen und Untersuchungen, unseres A. M. Dr. Kiekebusch vom Märk. Museum benutzt. Aeltere bronzezeitliche Besiedelung, darüber ein wendisches Dorf. — Herr Mirow beschreibt S. 23 flg. mit vielen Abbildungen: Die Wappen und Siegel der Städte im Kreise Lebus.

XVI. Veröffentlichungen des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg. Ich lege als neueste Publikation, vor: Die kurmärkischen Stände im letzten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts. Der Verf. Dr. Martin Hass ist leider 1911 verstorben. Die auf gründlichem Quellenstudium beruhende Arbeit umfaßt die Zeit von Joachim II. (1535—1571), Johann Markgraf von Cüstrin (1535—1571), Johann Georg (1571—1598), Joachim Friedrich (1598—1608) und Johann Siegismund (1607—1619).

XVII. Historischer Verein zu Brandenburg a. H. — 43. u. 44. Jahresbericht. Festschrift zur Hohenzollernfeier 1912, herausgegeben von u. korr. M. Archivar Prof. Dr. Otto Tschirsch. Sehr dankbar sind wir Herrn Tschirsch für die nach den besten Handschriften neu herausgegebene Märkische Chronik des Engelbert Wusterwitz, des Brandenburger Klerikers und Stadtschreibers, † 5. Dez. 1433 und begraben in der Katharinenkirche zu Brandenburg. Die tagebuchartigen Notizen betreffen die für uns besonders wichtige Zeit von 1388 bis 1420. — S. 73—76 veröffentlicht Walter Specht das Volkslied des Brandenburgers Niklas Upschlacht auf Markgraf Friedrich I und seinen Sieg über die Quitzows 1414. Otto Tschirsch hat eine hochdeutsche Uebertragung des plattdeutschen Textes diesem an die Seite gestellt. — Professor Dr. Hermann Krabbo bespricht S. 77—91. Die Teilung der Mark Brandenburg durch die Markgrafen Johann I. und Otto III. —

Dr. Michaelis: Die romanischen Ritzzeichnungen im ältesten Steinhaue der Neustadt Brandenburg und der uns von Rathenow wohl erinnerliche bereits erwähnte Stadtarchivar Walter Specht bespricht die Rathenower Chronik des 1606 zu Rathenow als „Senator et Judex“ verstorbenen Thomas Neumann. — Die Hohenzollernfeier am 30. Mai 1912 wird ausführlich geschildert.

XVIII. Willy Stöwer: Kaiser Wilhelm II. und die Marine. Herausgegeben zum Regierungsjubiläum, das uns am 16. Juni bevorsteht. Das frisch und flott geschriebene, durch seine vortrefflichen Abbildungen zu einem wahren Prachtwerk gediehene Werk wird vom Vorsitzenden ausführlich besprochen und zur Erwerbung empfohlen, die durch den absichtlich niedrig gestellten Preis auch weniger Begüterten erleichtert wird. Auch das Geschichtliche der brandenburgischen und der preußischen Kriegsflotte kommt zu seinem Recht.

F. Bildliches.

XIX. Herr Kunstmaler R. von Flemming hatte das bereits nach einer kleinen Photographie in der Dezembersitzung besprochene Oelgemälde, Albrecht der Bär auf dem Pichelswerder, das nach der Dichtung u. M. Eberhard König 1911 auf der Freilichtbühne zur Darstellung gelangte, ausgestellt. Das ansprechende, durch Realität besonders wirkungsvolle Bild wurde beifälligst begrüßt.

XX. Kurbrandenburgische Marine. Durch besonderes Abkommen mit der Kaiserlichen Reichsdruckerei kann die vorgelegte prächtige Photogravüre nach Live Verschuurs Ölbild: „Die Kurbrandenburgische Flotte“ zum Preise von 3 Mark geliefert werden.

Das Original aus dem Jahre 1684 befindet sich im Besitz Seiner Majestät des Kaisers im Königlichen Schloß zu Berlin.

Es liegt hier eine seltene, wohl nie wiederkehrende Gelegenheit vor, ein Kunstwerk zu erwerben, das seiner geschichtlichen und künstlerischen Bedeutung wegen für jeden Freund unserer Marine von bleibendem Wert ist.

Bild-Format 35 × 52

Karton- „ 55 × 67.

Meldungen nimmt u. M. Herr Admiralstabs-Sekretär Christoph Voigt, Charlottenburg, Sybelstr. 32 zur weitem Vermittelung freundlichst entgegen.

XXI. Von der bekannten Fregatta Royal Louise in den Potsdamer Gewässern waren photographische Aufnahmen nach dem Ölgemälde Willy Stöwers durch Herrn Chr. Voigt zur Ansicht ausgelegt.

XXII. Gijsel van Lier und Otto Friedrich von der Groeben. Der Ansprache des Herrn Dr. Netto folgte der Vortrag des Abends „Aernoult Gijsles van Lier und Otto Friedrich von der Groeben, zwei

Helfer des Großen Kurfürsten im Marine- und Kolonialwesen Kurbrandenburgs“, gehalten von unserm Mitglied Christoph Voigt.

Das Regierungsjubiläum unsers Kaisers, ein denkwürdiger Abschnitt in der Geschichte unseres Volkes, lenkt den Blick zur Vergangenheit, zum Werdegang Brandenburg-Preußens zurück, vor allem aber zu dem Gründer unseres heutigen Staatsgebildes, dem Großen Kurfürsten. Von den Männern, die ihm ihre Kräfte geweiht, sind für die „Brandenburgia“ im besonderen 2 Männer bemerkenswert: der niederländische Admiral Gijsels van Lier und der preußische Edelmann Otto Friedrich von der Groeben.

Der eine hat seine reichen Erfahrungen im Marine- und Kolonialwesen der Generalstaaten für Brandenburg nutzbar gemacht, der andere war dazu berufen, die kolonianischen Pläne seines kurfürstlichen Herrn in die Tat umzusetzen.

1. Gijsels van Lier.

1580 zu Schloß Löwenstein im Gelderland geboren, geht er 16 Jahre alt zur See; schnell emporsteigend wird er Flottenbefehlshaber im Maleyen-Archipel und Gouverneur von Amboina. 1641 befehligt er die den Portugiesen zu Hilfe gesandte Flotte, findet aber nicht die verdiente Anerkennung und tritt 1647 auf Vorschlag des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien in die Dienste des Großen Kurfürsten, dem er in einer Denkschrift die Vorteile einer brandenburgisch-ostindischen Kompagnie auseinandersetzt. Seine Tätigkeit erstreckt sich auf das Wirken für den Marinegedanken (Verhandlungen mit dem deutschen Kaiser wegen Anknüpfung überseeischer Beziehungen), der später in der Schaffung einer Flotte durch Raule verwirklicht werden sollte. Seine Haupttätigkeit beruht indes in der Kolonisation der Lenzener Elbwische, die durch die Schädigungen des 30 jährigen Krieges entvölkert darniederlag. Hier nimmt er 1650 auf Burg Lenzen seinen Wohnsitz, nachdem er zum Geheimen Rat und Erbgerichtsherrn ernannt ist und das dortige Amt in Erbpacht erhalten hat. Ihm dankt die Wische die Einführung des Kartoffel- und Flachsbaues, Einrichtung von Spinnstubenabenden; ferner ordnet er das Gerichts-, Pfarr- und Schulwesen und pflegt künstlerische Bestrebungen (Maler Pynaker). Vor allem verdient seine Sorge für die Elbdeichbauten hohe Anerkennung. 1676 stirbt er und wird in dem von ihm errichteten Gruftanbau an der Mödlicher Kirche beigesetzt; neben ihm ruht seine Tochter Clara, die ihn zwei Jahre überlebt hat. Sein Nachlaß, darunter 20 Volumina schriftliche Aufzeichnungen über die Kolonialgeschichte der Generalstaaten, geht nach Holland, wahrscheinlich an seinen Sohn, der als Kapitän in holländischen Diensten stand. Noch heut ist sein Andenken in der Wische gesegnet; auch die Sage hat sich seiner Person in sinnigen Überlieferungen

bemächtigt. Sein zur Mumie gewordener Leichnam ward als Sehenswürdigkeit angestaunt, bis das Hochwasser vom Jahre 1888 arge Verwüstungen an der Mödlicher Kirche anrichtete, sodaß die Gemeinde sich entschloß, den verfallenen Gruftbau zu beseitigen und beide Leichen der Erde zu übergeben. Am 8. Dezember 1912 erfolgte die feierliche Beisetzung an der Stelle, wo der Gruftanbau sich erhob, und ein Findling soll das Andenken an den Schutzgeist und Wohltäter der Wische festhalten.

Die Särge von Vater und Tochter wurden dem Prignitz-Museum überwiesen, wo noch Stücke seiner Rüstung und eine Weihefahne pietätvoll aufbewahrt werden.

Leider ist mit der Beseitigung des Gruftanbaus ein wesentlicher Anziehungspunkt der Wische für immer dahingegangen.

Eine Anzahl Spiegelbilder von Mödlich und der Sargöffnung schloß sich an den Vortrag an.

II. Otto Friedrich von der Groeben.

Sein Leben und seine Taten sind nicht so bekannt, als sie es verdienen. Er ward am Ostersonntag, 6. April 1657 zu Pratten (Ermland) geboren als Sohn des Generalmajors Georg Heinrich; seine Mutter war Barbara Dorothea von Gattenhofen. Frühzeitig packt ihn die Wanderlust und 17 Jahre alt begibt er sich nach Malta, um in die Dienste des Ordens zu treten und wider die „Ungläubigen“ zu kämpfen. Hier nun führt er ein recht abenteuerliches Leben; obwohl mehrfach verwundet, kommt er stets wohlbehalten davon. Einmal im Mittelmeer benutzt er die Gelegenheit und besucht Jerusalem und die heiligen Stätten. Nach achtjähriger Abwesenheit kehrt er als gereifter Mann zurück, gerade zur rechten Zeit, denn der Kurfürst erkennt in ihm die geeignete Persönlichkeit zur Durchführung seiner kolonialen Pläne. Er ernennt ihn zum Kammerjunker, befördert ihn zum Major und überträgt ihm die Leitung der 2. Guineaexpedition. Mit den Schiffen „Kurprinz“ und „Mohrian“ segelt er zur Goldküste und gründet am 1. Januar 1683 das berühmte Fort Groß-Friedrichsburg, nachdem er die von den Holländern ihm in den Weg gelegten Schwierigkeiten tatkräftig aus dem Wege geräumt hat. Von der „Malaria“ ergriffen kehrt er nach 1½-jähriger Abwesenheit nach der Heimat zurück und wird von seinem fürstlichen Herrn mit den Ämtern Marienwerder und Riesenburg belehnt.

Seiner unbezwinglichen Reiselust nachgehend tritt er 1686 in den Dienst der Republik Venedig, um am Morea-Feldzug gegen die Türken teilzunehmen. In der Folgezeit werden Groeben noch mannigfache Ehrungen zuteil. 1688 wird er zum Oberst befördert, späterhin erhält er die Würde eines Kammerherrn und Generalmajors; auch der Orden de la Générosité wird ihm verliehen.

Am 30. Januar 1728 segnet er, 70 Jahre alt, das Zeitliche und wird in dem von ihm errichteten Begräbnisanbau des Doms zu Marienwerder, beigesetzt. Ebenda ruhen seine 3 Frauen: Anna Barbara von Schlieben (gest. 1703), Helena Maria Erbtruchsessin Gräfin von Waldburg (gest. 1710), und Louise Juliana von Canitz (gest. 1740).

Die noch heute erhaltene (1856 restaurierte) Grabkapelle zeigt uns Denkmäler und Bilder von Groeben und seinen Frauen.

Redner geht dann auf die Gründung von Groß-Friedrichsburg näher ein im Anhalt an einen früheren Vortrag (Juni- und Juli-Heft der Monatshefte 1911) und schließt mit einer Würdigung der literarischen Werke Groebens, die als wichtigste Quelle seines Lebensganges dienen. Sie bestehen in dem Prosawerk „Orientalische Reisebeschreibung des Brandenburgischen Adlichen Pilgers etc.“ Marienwerder 1694 und dem Epos in deutschen Versen: „Des Edlen Bergone (Anagramm von Groeben) und seiner tugendhaften Areteen denkwürdige Lebens- und Liebesgeschichte“, Danzig 1700.

Beide Werke ergänzen sich inhaltlich und haben neben literarisch-geschichtlichen Wert auch Anspruch auf dokumentarische geschichtliche Bedeutung.

Mit einer Würdigung des edlen, jedem Preußen vorbildlichen Charakters Groebens beschließt Redner seine Ausführungen.

Es folgen eine Reihe Spiegel- und Lichtbilder über Groebens Person (Portraits), ferner alte Schiffe, Seestädte, Denkmünzen, Guineadukaten, alte bisher unbekannte Bilder von Groß-Friedrichsburg usw.

Der hochinteressante Vortrag wurde mit wiederholtem lebhaftesten Beifall nach Verdienst aufgenommen.

XXIII. Zwanglose Nachversammlung im Marinehause.

20. (13. ausserordl.) Versammlung des XXI. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 15. Februar 1913, vormittags 11 Uhr, in der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche.

Zur Besichtigung des stolzen Gotteshauses hatte sich eine andächtige, zahlreiche Versammlung von Mitgliedern und Freunden der Brandenburgia eingefunden.

Nach einigen Minuten feierlicher Sammlung in dem nur spärlich erleuchteten Kirchenraum gab der Vorsitzende Geheimrat Friedel, vor dem Taufstein stehend, zunächst eine gedrängte Übersicht über die Entstehung des hervorragenden kostbaren Kirchenbaus, wobei er sich

an die Berlin 1897 bei Mittler & Sohn erschienene, prächtig ausgestattete Festschrift „Die Kaiser Wilhelm-Gedächtnis-Kirche, dem Engern Ausschuss des Evangelisch-Kirchlichen Hilfsvereins, dem Vorstände des Kirchenbauvereins, der Gemeinde, den Freunden und Förderern des Kirchenbauvereins, zum 22. März 1897 von Ernst Freiherr von Mirbach“ sowie an das im Archiv des Märkischen Museums vorhandene stattliche die Kirche betreffende Sonderheft, das viel intime Aufschlüsse enthält, anlehnte.

Am 1. Mai 1890 fand eine vorbereitende Besprechung im Vorstände des Kirchenbau-Vereins statt, wobei Richard von Hardt und die eigentliche treibende Seele des Baues der KWG.-Kirche, Ernst Freiherr von Mirbach, die Gründung anregte: nämlich, ebenso wie für die Kaiserin Augusta, auch eine Gedächtnis-Kirche für den Kaiser Wilhelm zu bauen. Erst sollte der Wittenbergplatz dazu herhalten, im September 1890 gelang es aber, von den städtischen Behörden Charlottenburgs den jetzigen, besser geeigneten Platz zu erhalten, der am Geburtstag I. M. der Kaiserin, am 22. Oktober 1890, überwiesen und zur Erinnerung an diesem Tage „Auguste Viktoria-Platz“ genannt wurde. Im Januar 1891 wurde der erste Aufruf zur Beteiligung erlassen.

Die Grundsteinlegung fand am Palmsonntage, dem 22. März 1891, statt, Kaiser und Kaiserin vollzogen die Grundsteinweihung mit drei Hammerschlägen.

Der Kaiser sagte dabei mit bewegter Stimme: „Zur Ehre Gottes, zum Gedächtnis Meines unvergeßlichen Großvaters, welcher aussprach: „Ich will, daß meinem Volke die Religion erhalten werde“. Möge dieser Bau ein Glied in der Reihe der Kirchen sein, welche sich hoffentlich bald um unser Berlin als eine feste, Glauben erweckende Kette schlingen werden.“

Ausführender Architekt, nach dem von ihm hergestellten Entwurf, war der Kgl. Baurat F. Schwechten. Im März 1894 konnte mit dem Abräumen und Abschleifen der fertigen Bauteile begonnen werden.

Das Kaiserpaar besuchte die Baustelle wiederholt und trug dadurch wesentlich zur Anfeuerung der Arbeiten im Äußern wie Innern bei.

Die 5 Glocken (78 pCt. Kupfer zu 22 pCt. Zinn) wurden in Apolda hergestellt, D, F, A, B und C gestimmt und am 18. Juni 1895 getauft.

Die Kirchweihe fand Sonntag, den 1. September 1895, mit großem, feierlichem Gepränge, statt.

Die Kosten nach der Mirbach'schen Aufrechnung betragen bis bis 1. September 1895 für den Rohbau 2 263 500 M., Ausbau, innere Einrichtung pp. 1 047 819 M., sonstige Kosten 132 365 M. Die Beschaffung der Mittel hat, wie bekannt, alle Kräfte, die sich teils religiös, teils patriotisch, teils kunstsinnig für den Bau interessierten, in Bewegung gesetzt. Über die Schlußabrechnung später!

S. 163 der Festschrift heißt es: „Die Kirche ist im spätgermanischen, dem sog. Übergangsstyl entworfen. Germanisch und nicht mit dem falschen Worte romanisch sollte man den Styl bezeichnen, welcher sich bei germanischen Volksstämmen eigenartig und großartig herausbildete und in den deutschen Gauen seine lieblichste und vollendetste Blüte erreichte. Sein Ursprung reicht in die aus der antiken hervorgegangene altchristliche und byzantinische Baukunst, deren charakteristisches Merkmal die stete Wechselwirkung zwischen Italien und Byzanz ist, und deren herrliche Werke wir nicht nur in den Bauten christlich-römischer Kaiser, sondern als Deutsche vor allem auch in den Bauten des kunstsinnigen großen Ostgothen-Königs Theodorich in Ravenna bewundern. Von hier nahm Karl der Große die Muster für Deutschland, vor allem für den Dom in Aachen; von hier schmückte er seine große Kaiserburg bei Ingelheim am Rhein mit den Kunstschätzen, den Mosaiken, den herrlichen Säulen des Palastes Theodorichs. Aus diesen byzantinischen und ostgothischen Vorbildern entwickelte sich im 10. Jahrhundert bei den germanischen Stämmen, vorzugsweise in der Lombardei, in Deutschland und in der Normandie mit eigentümlicher deutscher Kraft und mit urdeutscher, oft noch bis ins Heidentum zurückreichender Anschauung, aber im Geiste der neu anbrechenden Zeit, der unübertroffen dastehende, erhabene, eigenartige germanische Baustyl. Die Entwicklung deutschen Herzens und deutschen Sinnes ist in ihm verkörpert, jugendliche Schwärmerei verbindet sich mit neckischem Übermut, feurige Begeisterung mit tiefer Schwermut. Alles aber trägt den Stempel innerlicher, kindlicher Wahrheit, ohne Falsch, ohne jede Geziertheit. — — Bis in den Norden Deutschlands, namentlich im Braunschweigischen, im Harz, vereinzelt sogar in der Mark Brandenburg haben wir aus jener Zeit herrliche Bauwerke.“

Der 100jährige Geburtstag Kaiser Wilhelms des Großen wurde in der zu seiner Erinnerung erbauten KWG.-Kirche am 21. März 1907 mit besonderem Gepränge gefeiert.

Die Schlußabrechnung erfolgte im März 1908; darnach betragen die gesammten Kosten des Baues und der inneren Ausstattung 6 410 000 M., davon hat das Kaiserhaus fast 1 000 000, der Evang. Kirchenbau-Verein über 3 000 000 M. gespendet.

Das Langschiff und die beiden Querschiffe enthalten 1147, die Emporen 743 Sitzplätze, im ganzen sind also 1760 feste Sitzplätze vorhanden, welche durch Stühle auf mehr als 2000 gebracht werden können.

Die Glasmosaiken sind aus der der Brandenburgia von mehrfachen Besuchen vorteilhaft bekannten Deutschen Glasmosaikanstalt Wiegmann, Puhl & Wagner in Neukölln.

Ich habe schon auf die mancherlei Schwierigkeiten hingewiesen, die bei dem Bau der KWG.-Kirche zu überwinden waren, möchte diesbezüglich aber noch auf Frhr. von Mirbachs „Schlußbemerkung“ in seiner Festschrift S. 204 und 205 aufmerksam machen, weil es auch ein Kapitelchen aus unserer großberliner Heimatkunde, wenn auch nicht gerade ein besonders erfreuliches berührt.

Herr Frhr. v. Mirbach sagt: „Der Bau der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche und die Begründung der Parochie entstand unter den denkbar schwierigsten und verwickeltesten — aber deshalb doppelt interessanten und lehrreichen — Verhältnissen, und trotz aller dieser Verhältnisse ist eine so große Kirche mit ihrer neuen Gemeinde wohl noch niemals in so kurzer Zeit begründet worden. Es waren zur Mitwirkung nicht nur wie gewöhnlich die zahllosen staatlichen, kirchlichen und städtischen Interessen verpflichtet, sondern es traten auch viele neue Instanzen dadurch hinzu, daß die Kirche zu mehreren Orten, Berlin, Charlottenburg, Schöneberg und Wilmersdorf, gehören sollte. Eine Gemeinde gab es nicht, den Bau und alles, was zur Begründung der Gemeinde nötig war, leistete eine Privatgesellschaft, der Bauplatz mußte unter nicht leichten Verhältnissen in einzelnen Teilen von städtischen Behörden, Privatgesellschaften, Privatbesitzern und dem Fiskus erbeten, stellenweise erkämpft werden. Bei der Regelung so schwieriger und verwickelter Verhältnisse spielten natürlich die Juristen eine sehr wichtige, unentbehrliche Rolle. Aber hierin liegt auch gleichzeitig ein erschwerender Umstand. Jede Instanz hat ihre Juristen, und man kann oft sagen: so viel Juristen, soviel verschiedene Ansichten. Legion sind in den meisten Fällen die Korrespondenzen und die Auseinandersetzungen. Spitzen sich aber die Meinungsverschiedenheiten erst zu, so entwickeln sich namentlich da, wo so viele Gemeindeorgane und sonstige Körperschaften mitzureden haben, langatmige Kämpfe und gegenseitige Geiztheit, und dann geht alles rückwärts statt vorwärts. Unter diesen Zuständen leiden alle Instanzen und Behörden, aber noch mehr das Gute, was geschaffen werden soll, gar nicht zu gedenken des unnützen Verbrauches an Kräften, der ungeheuren Zeit- und Papierverschwendung.“ — —

„Der Gedanke, eine Kaiser Wilhelm-Gedächtnis-Kirche zu bauen, wäre schon in seinen ersten Anfängen in den hochgehenden Wogen der schriftlichen Korrespondenzen und Auseinandersetzungen untergegangen, wenn das, was der schriftliche bürokratische Weg ergeben hatte, als maßgebend angenommen worden wäre, und wenn man nicht in den meisten Fällen sich mit einem großen Schwung über das Alt-hergebrachte unter allseitiger Zustimmung hinweggesetzt hätte.“ —

Wir heut hier Versammelten merken von diesen Vorgängen, Gott Lob! dem herrlichen neuen evangelischen Gottestempel nichts an. Wir

sagen vielmehr dankerfüllten Herzens: Das Werk lobt seinen Meister! und Ende gut, alles gut!

Hiermit beendete Geheimrat Friedel seinen Vortrag und lud zu einem Rundgang durch die Kirche ein, der unter Vortritt des Kirchenbeamten Herrn Jacob und dessen sachkundigen Erklärungen vor sich ging. Die Kaiser Wilhelm-Gedächtnis-Kirche ist indessen so reich an künstlerischem Schmuck mannigfaltigster Art, daß in Nachfolgendem nur in äußerster Kürze davon berichtet werden kann.

Der Grundriß der Kirche mußte den Abmessungen des Platzes und dem evangelischen Gottesdienst als Predigtkirche angepaßt werden. Daraus ergab sich in der alten Form des lateinischen Kreuzes ein Langschiff von nur 45 m und kurze Querschiffe, sowie im Schnittpunkt eine große quadratische Vierung mit abgestumpften Ecken von 22 m in der Diagonale. Das Langschiff wird gegen Osten durch einen im halben Zehneck gebauten Chor geschlossen, dem als Vorbild der Chor des Doms in Gelnhausen gedient hat. Vor das Langschiff, an dessen Westseite, ist, fast 20 m breit und 7 m tief, eine Halle, die Gedächtnishalle, vorgelegt. Aus ihr führen Treppen zur Orgel empor. Durch fünf von Säulen eingefasste Fenster erhalten Gedächtnishalle und Treppen Licht. Eine schmale, gewölbte Vorhalle, über die sich, auf gewaltigen Pfeilern der drei offenen Portale und der Innenwand der Gedächtnishalle ruhend, der Turm erhebt, bildet den Eingang zur Gedächtnishalle. Die drei reich ornamentierten Türen, die aus der Vorhalle in die Gedächtnishalle führen, sind in Bronze gegossen, die mittlere zeigt Sternbilder und — eine merkwürdige Zusammenstellung — Maikäfer. Alle übrigen eichenen Kirchentüren tragen schmiedeeiserne Verzierungen. Die Bogenfelder über allen Portalen enthalten Reliefs in Sandstein.

Betritt man das Innere der Kirche, so ist der erste Eindruck der einer märchenhaften Schönheit. Die Pracht der bunten Glasfenster, des Marmorschmucks, der farbigen Mosaikbilder, des von einem hohen, in Mosaik ausgeführten Triumphbogen abgeschlossenen Chores mit dem Altar in seiner Mitte, über dem unter goldigem Baldachin die leuchtende Christusgestalt steht, zur Rechten die weiße Kalksteinkanzel, zur Linken die reich gezierte Kaiserliche Loge, alles das wirkt überwältigend! Man bedarf der Zeit und Sammlung, um sich nun der Einzelheiten des Schmuckes zuzuwenden und dort immer neue Feinheiten und Reize zu entdecken. Hierzu gehört vor allem die Behandlung des Chores als des Glanzpunktes und seine dunkle Umrahmung gegen das Innere der Kirche; ferner die Wahl des Marmors, wobei aufdringliche Buntheit der Farbe ebenso vermieden ist, wie das grelle weiß carrarischen Marmors. Der weiß-grüne Cipoline-Marmor von der Insel Euböa war eine höchst glückliche Wahl des Architekten. Bedeutend wirkt aus der Mitte der Kirche gesehen auch die Orgelepore unter säulengetragenen, mit

Mosaik bedeckten Gewölben, die ähnlich so auch die Decke der Langschiffemporen bilden. In diesem westlichen Teil des Langschiffs reiht sich Kunstwerk an Kunstwerk, seien es Reliefs in weißem Sandstein, Mosaikbilder oder Glasfenster von solcher Feinheit der Herstellung, daß man versucht ist, was zartester Glasfluß ist, für einen dünnen Belag aufgetragener Farbe zu halten. Hier erzählt fast jede Nische von kostbaren Geschenken, die zu höherem Schmuck der Kirche, ihr von begüterten Stiftern und Stifterinnen zugewendet worden sind. Ein nicht hoch genug zu schätzender Reiz des Innenschmucks ist der Wahl des Farbentons aller größeren Mosaikarbeiten zu danken. Man hat es vermieden, leuchtendes Goldmosaik zu verwenden, und statt dessen ein Gemenge zahlreicher Schattierungen in gelblichen, grünlichen und Orangetönen benutzt, zum Teil, wie in der großen Vierung, in verschiedenster Musterung, auch in einfachen Linien, zum anderen Teil, wie in den Querschiffen, ohne jegliche Musterung, durch ganz willkürliche Mischung der genannten Grundtöne mit Goldsteinchen. Es ist besonders erfreulich, daß alle diese Mosaiken hinsichtlich der Hervorbringung jener einfachen harmonischen Wirkung, wie erwähnt, das Werk einer hiesigen Glasmosaikfabrik sind. Es ist an dieser Stelle nicht möglich, volle Rechenhaft zu geben von den zahlreichen Bildern von Aposteln, Kirchenvätern, Engeln und Erzvätern, die als Skulpturen, als Glasbilder, oder wie die vier gewaltigen, $6\frac{1}{2}$ m großen, auf Wolken schwebenden Erzengel oberhalb der großen Vierung, als Mosaikbilder Teile des Gotteshauses bilden; aber noch einmal muß auf die großen Fensterrosen mit ihrem funkelnden Schmuck herrlichster Glasbilder hingewiesen werden, von deren magischen Licht zumeist der zauberische Reiz dieses Kircheninnern von großer Schönheit ausgeht und bedingt ist.

Doch man darf bei einer Schilderung der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche, die, verglichen mit dem hier entfalteten Reichtum edelster Architektur und Kunst, immer nur dürftig sein kann, wenigstens jenen Teil der Kirche nicht unbeschrieben lassen, der wesentlich dem Gedächtnis an den ersten Hohenzollernkaiser gewidmet ist, die oben schon in ihrer Eingliederung in das Gesamtbild erwähnte „Gedächtnishalle“. Der farbige Mosaikboden zeigt in der Mitte den Erzengel Michael. Die Gurtbögen des Gewölbes ruhen zu beiden Seiten auf roten schwedischen Granitsäulen mit Sandsteinkapitälern. Dem mittelsten Hauptportale gegenüber befindet sich die große Tür, die in das Innere der Kirche führt. Den beiden Seitenportalen gegenüber liegen die mit Marmorreliefs bedeckten breiten Pfeiler, deren einleitend als Träger des Turmes gedacht wurde. Kennzeichnend für die eigentliche Bestimmung der Halle, das Gedächtnis an Kaiser Wilhelm I. wachzuerhalten, sind die hier in großer Fülle vertretenen Erinnerungen an ihn und sein Haus. Die gesamte untere Fläche des Gewölbes zeigt über reichornamentiertem

Fries im glänzenden Zuge Hohenzollern-Fürsten und -Fürstinnen; links beginnend mit dem ersten Kurfürsten und seiner Gemahlin, rechts endend mit dem gegenwärtigen Kaiser und seiner Gemahlin, die hohe Frau im Silberkranz ihrer am 27. Februar 1906 gefeierten silbernen Hochzeit. Unterhalb dieses Zuges der Hohenzollern befinden sich zwei große Reliefs in Carraramarmor: das linke Kaiser Wilhelm I. als jungen Leutnant in der Schlacht bei Bar sur Aube zeigend, wo er die Feuer- taufe empfangt, das rechte den greisen Herrscher, sinnend auf einem Marmorsessel sitzend, darstellend, während zu seiner Rechten die Gestalt des Kronprinzen, zur Linken die des jugendlichen Prinzen Wilhelm stehen. Im übrigen ist der Innenschmuck der Gedächtnishalle überreich an Gestalten aus der deutschen Geschichte, und nächst Karl dem Großen, Otto dem Großen und Rudolf von Habsburg wiederholen sich noch mehrfach Bilder von Kaiser Wilhelm, z. B. in Beratung mit Bismarck, Moltke und Roon.

Ein Malerschurz sei, weil er von den Besuchern gern aufgesucht, aber meist übersehen wird, erwähnt. An dem ersten Kirchenfenster, links vom Altar, befindet sich eine Arabeske unten, die den Kopf des „betrübten“ Napoleon nach der Schlacht von Belle-Alliance deutlich symbolisch darstellt, angebracht.

Selbstverständlich sind auch den deutschen Helden der Befreiungskriege 1813—1815 mancherlei Darstellungen gewidmet. Gedenkt man nun nach dankbarem Genießen dieser Fülle künstlerischen Schmuckes seines Innern der herrlichen äußeren Erscheinung des Bauwerks, wie es sich besonders schön vom Wittenbergplatz dem bewundernden Auge darbietet, so darf gehofft werden, daß die Nachwelt nicht weniger als die Mitwelt anerkennen wird, daß hier ein Werk geschaffen ist, welches gleich den großen Domen im Deutschen Reiche fernen Zeiten noch bezeugen wird, wie im 20. Jahrhundert das deutsche Volk nicht weniger idealen Sinnes gewesen ist als die Zeitgenossen eines Erwin von Steinbach!

21. (8. ordentliche) Versammlung des XXI. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 26. Februar 1913, 7 $\frac{1}{2}$ Uhr im Vortragssaal
des Märkischen Museums.

Vorsitzender: Geh. Reg.-Rat Ernst Friedel. — Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XX her.

A. Allgemeines.

I. Es wird vorgeschlagen, statt das Stiftungsfest in geschlossenen Räumen zu feiern, dafür am Sonntag den 13. April eine Wanderfahrt nach Groß-Lichterfelde zur Besichtigung der verschiedenen gemeinnützigen

und wissenschaftlichen Institute zu unternehmen. Dieser Vorschlag fand allseitige lebhaftige Zustimmung,

II. Zur Erinnerung an das historische Ereignis des Aufrufs „An mein Volk“ hat der Magistrat von Berlin der Stadtverordn.-Vers. am 13. folgenden Vortrag zugehen lassen:

„Ein Jahrhundert ist seit den Tagen der Befreiungskriege dahingegangen. So wie die Gemeindebehörden vor 30 Jahren am 10. Nov. 1883, dem Geburtstage Martin Luthers, die 400 jährige Wiederkehr der Reformationszeit ernst und würdig durch einen öffentlichen Kirchgang feierten, hat der Magistrat beschlossen, die Erinnerung an das historische Ereignis des Aufrufes „An mein Volk“ durch einen öffentlichen Kirchgang und anschließenden Gottesdienst in der Kirche zu St. Nikolai feierlich zu begehen. Da der Tag des Aufrufes, der 17. März, in diesem Jahre in die Karwoche fällt, glaubte der Magistrat diese Vorfeier der Gedenktage an die Erhebung Preußens auf einen anderen Tag verlegen zu sollen. Er glaubte keinen besseren wählen zu können als den Geburtstag der Königin Luise. Der Magistrat befindet sich hierin im Einklang mit den Staatsbehörden, welche den 10. März ebenfalls für die in den Schulen stattfindenden Feierlichkeiten festgesetzt haben.“

Die Stadtverordneten-Versammlung hat sich hiermit einverstanden erklärt. Die Bürgerschaft wird zur Beteiligung eingeladen. Auch wir laden hierzu ein.

III. Durch die patriotische Ausstellung des Märkischen Museums findet am 28. seitens des Kustos u. M. Prof. Dr. Pniower und seitens meiner eine Führung statt, zu welcher unsere Mitglieder und Gönner hiermit eingeladen werden.

Das Märkische Museum am Köllnischen Park hat am 20. Februar, genau an dem Tage, da vor hundert Jahren die auf der Verfolgung der Franzosen begriffenen Kosaken in Berlin erschienen, eine Ausstellung zur Erinnerung an die Befreiungskriege eröffnet. Bürgermeister Dr. Reicke begrüßte die recht zahlreich Erschienenen mit einer kurzen Ansprache, in der er auf Ziel und Inhalt der Ausstellung hinwies.

Als Ziel schwebte vor mit Hilfe von zeitgeschichtlichen Dokumenten wie Plakaten, Extrablättern, Schlachten- und anderen Bildern, Porträts, Denkmünzen, Broschüren und Büchern eine Vorstellung zu geben von dem herrlichen Aufschwunge jener Tage, dem hinreißenden Geiste der Vaterlandsliebe und Opferwilligkeit der Krieger und den tapfern Taten unserer Krieger.

Die Gegenstände wurden im wesentlichen chronologisch geordnet, sodaß man an der Hand dieser Dokumente den gewaltigen Ereignissen folgen kann: von dem ungeheuren Eindruck, den der Rückzug der Franzosen aus Rußland auf das der Befreiung harrende Volk machte, bis

zur endgültigen Besiegung Napoleons und seiner Verbannung nach St. Helena.

Unter den ausgelegten Stücken heben wir als besonders bemerkenswert hervor: den „Aufruf an mein Volk“ vom 17. März 1813, die Verordnungen zur Errichtung der Landwehr und des Landsturmes, sowie diejenige über die Stiftung des Eisernen Kreuzes, die von den Berliner Zeitungen und Druckern, wie Ernst Litfaß herausgegebenen Extrablätter über gewonnene Siege, die ersten Drucke der Kriegslieder von Körner, Schenkendorf, Ernst Moritz Arndt, Fouqué, Rückert und Uhland, die von der Begeisterung des Augenblicks eingegeben, den Enthusiasmus des Volkes wiederum so kräftig steigerten, Quartierbilletts, Schanzbefehle oder Bestätigungen über geleistete Schanzarbeiten u. ä. Auch andere geschichtliche Zeugnisse wie jene eisernen Ringe, die man für Schmuckgegenstände aus Edelmetall zum Besten des Vaterlandes eintauschte, oder silberne Löffel, die für den äußersten Notfall zum Einschmelzen hingegeben wurden, findet man.

Alle diese Erinnerungen werden durch Portraits der hervorragenden Männer der Zeit und bildliche Darstellungen der Ereignisse belebt.

Damit aber auch der Humor, an dem es der ersten Zeit bekanntlich keineswegs gebrach, zur Geltung komme, wurden Spottbilder jener Tage ausgelegt. Sie beschäftigen sich fast immer mit Napoleon, dessen gewaltige Persönlichkeit gerade aus diesen bescheidenen auch künstlerisch gelegentlich recht tüchtigen Blättern hervorleuchtet.

Endlich findet man eine Sammlung eigenhändiger Briefe der bedeutendsten Männer der Zeit, deren Porträts auch noch in einer größeren Anzahl Medaillen wiedergegeben sind. Eine Gruppe von Waffen und Uniformstücken vervollständigt das Bild.

Das Museum erfreute sich bei der Ausstellung reicher Unterstützung durch die Berliner Bürgerschaft. Die Numismatische Gesellschaft, vertreten durch die Herren Dr. Bahrfeldt, v. d. Heyden, Geheimrat v. Kühlewein, Ingenieur Lange und Dr. Lederer, gaben Medaillen her, Frau Oberstleutnant Jähns Autographen. Andere Gegenstände verdankt das Museum Fräulein Consentins und Herrn Tierarzt Dr. Jost.

IV. Die Erinnerung an die Schlacht von Dennewitz am 6. September 1813 wird daselbst Sonnabend, den 6. September 1913 amtlich gefeiert. Die Brandenburgia veranstaltet am Sonntag, den 7. September 1913 ihrerseits dort eine patriotische Nachfeier.

V. Fräulein Clara von Förster, unser verehrtes Mitglied, veranstaltete am 9. Februar, mittags 12 Uhr, unter dem Protektorat S. K. H. des Fürsten Wilhelm von Hohenzollern, eine zweite Aufführung ihres 4aktigen Königsdramas „Die Rose von Tilsit“ im Theater am Nollendorfplatz. In gewohnter großmütiger Liebenswürdigkeit wurde

jedem Brandenburgia-Mitglied, das darum ersuchte, ein Billet dediziert. Die anwesenden Mitglieder betrug gegen 200. Das ergreifende Drama wurde wieder ausgezeichnet gespielt. Carl Clewing als Napoleon und Vilma v. Maybach als Königin Luise vertraten aufs Neue die Glanzrollen. Der Beifall war wie bei der ersten Aufführung außerordentlich stark. —

Zusätzlich sei noch erwähnt, daß die Verfasserin, am 21. Januar 1854 geboren, leider unseren städtischen Schuldienst nach mehr als 28jähriger Dienstzeit am 1. April d. J. verläßt. Allerdings kann Fr. von Förster sich nunmehr der dramatischen Kunst ganz ungehindert von amtlichen Pflichten, zuwenden. Wir Brandenburger und Berliner erhoffen nunmehr auch eine Aufführung des durch Verlesung bereits bekannten Schauspiels „Die drei Linden“, das in der Nähe der alten Heiligen Geistkirche hierselbst bekanntlich in der Hauptsache spielt.

VI. Arnim und Blomberg, die ersten Opfer im Befreiungskriege am 18. und 20. Februar 1813.

Am 20. Februar wurde das von der hiesigen Lippischen Vereinigung gestiftete Denkmal für den Lippischen Freiherrn von Blomberg in Gegenwart des Fürsten von Lippe vor dem Königstor eingeweiht. Vorangegangen war in der Stadtverordneten-Versammlung folgende die Oertlichkeit betreffende Magistratsvorlage, welche die Zustimmung erhalten hatte.

Vorlage — zur Beschlussfassung —, betreffend die Aufstellung eines neuen und Beseitigung des alten Denkmals des Freiherrn von Blomberg am Königstor.

Die „Lippische Vereinigung zu Berlin“ beabsichtigt das am Königstor unmittelbar an der Neuen Königstraße befindliche Denkmal des Freiherrn von Blomberg, welches einen Teil einer früheren Grundstücks-umwehrungsmauer bildet, durch ein würdigeres ersetzen zu lassen. Blomberg war ein lippischer Offizier, der am 26. Februar 1813 als Erster in der Nähe des ehemaligen Königstores bei den vor den Toren Berlins stattgehabten Gefechten fiel.

Die Ausführung des neuen Denkmals soll nach dem beigefügten, von der Kunstdeputation genehmigten Entwürfe, in fränkischem Muschelkalkstein geschehen. Als Standort ist die in dem anliegenden Situationsplane ersichtliche Stelle in Aussicht genommen. Der vorliegende Entwurf hat auch die Zustimmung der Parkdeputation gefunden. Die „Lippische Vereinigung zu Berlin“ hat sich bereit erklärt, die dauernde Unterhaltung des Denkmals zu übernehmen. Von dem alten Denkmal sollen diejenigen Teile, welche der Aufbewahrung wert erachtet werden, dem Märkischen Museum oder einem anderen ähnlichen Institute überwiesen werden.

Wir sind bereit, dem an uns gerichteten Gesuch wegen Errichtung eines neuen Denkmals und Abriß des alten, wenig schön wirkenden, stattzugeben, und ersuchen die Stadtverordnetenversammlung um folgende Beschlußfassung:

Die Versammlung erklärt sich mit der Aufstellung eines neuen Denkmals für den Freiherrn von Blomberg durch die „Lippische Vereinigung“ nach dem vorgelegten Entwurfe an der in Aussicht genommenen Stelle und mit der Beseitigung des alten einverstanden.

Berlin, den 31. Januar 1913.

Magistrat der Königl. Haupt- und Residenzstadt.
Wermuth.

Im „B. L.-A.“ vom 20. findet sich folgender Bericht über den Verlauf der Weihefeier:

Das Andenken des damaligen Kapitäns in der russischen Armee und Adjutanten des Generals Tettenborn war schon früher durch eine schlichte Gedenktafel festgehalten worden. Die Lippische Vereinigung zu Berlin hatte es sich nicht nehmen lassen, Alexander von Blomberg aus Anlaß der Jahrhundertfeier durch die Weihe eines künstlerischen Denkmals zu ehren. Professor Kuhlmann hat im Schatten der hochragenden Bartholomäuskirche einen edelgeformten Block aus Muschelkalkstein errichtet, den ein antiker Helm malerisch ziert, Eichen- und lorbeerumwundene Schwerter zieren die Seitenflächen; auf der Vorderfläche steht die Inschrift: „1813 fiel das erste Opfer in den deutschen Freiheitskämpfen Freiherr Alexander von Blomberg.“ Die Rückseite ziert der Horazsche Vers: „Dulce et decorum est pro patria mori.“ Darunter: Ihrem Landsmann die Lippische Vereinigung 20. Februar 1913.

Die Denkmalsfeier spielte sich in kleinem Rahmen ab. Zwei Banner in den deutschen und lippischen Farben flankierten das würdevolle. Punkt 12 Uhr erschien der Fürst zu Lippe, begrüßt von seinem Kammerherrn Landrat z. D. v. Roëll, dem Ehrenvorsitzenden der Lippischen Vereinigung. Die Familie Blomberg, auch ihre kurländische Linie in Rußland, war durch eine Reihe von Mitgliedern vertreten, an ihrer Spitze der Senior, General der Infanterie Frhr. v. Blomberg, zuletzt Kommandierender General des 2. Armeekorps. Sie legten Kränze am Denkmal nieder; namens des Magistrats Berlin schloß sich Stadtschulrat Dr. Michaelis an. Den Reichstag vertraten die Abgeordneten Dr. Neumann-Hofer und Professor Bornhak. Da Frhr. v. Blomberg als russischer Kapitän fiel, hatte die russische Botschaft den Militärattaché Oberst Basaroff entsandt. Von der Bartholomäus-Kirche war Superintendent v. Schneidmesser mit den drei Pfarrern der Gemeinde erschienen.

Während rings am Königstor der weltstädtische Verkehr dahinbrauste, läuteten die Glocken vom Turm der Bartholomäuskirche. Die

Kapelle des Alexander-Regiments spielte „Lobe den Herren“, „Ich bin ein Preuße“ und einen Vers der russischen Nationalhymne. Hierauf hielt Kammerherr v. Roëll eine kurze, markige Ansprache, in der er den Heldentod v. Blombergs pries. Er schloß mit einem dreifachen Hurra zum Andenken an den gefallenen Offizier. Die Klänge von „Deutschland, Deutschland über alles“ erbrausten, und unter Glockengeläut schloß die Feier. Um 1 Uhr vereinigte ein Frühstück im Hotel Prinz Albrecht alle Ehrengäste, die Spitzen der Behörden und die Angehörigen der Familie Blomberg. Kammerherr von Roëll brachte ein dreifaches Hurra auf den Kaiser als Kriegsherrn aus, worauf die Kapelle „Heil dir im Siegerkranz“ spielte. Es folgte ein dreifaches Hurra auf den Kaiser von Rußland, woran sich die russische Nationalhymne schloß, und ein dreifaches Hurra auf den Fürsten zu Lippe als Landesherrn des gefallenen Offiziers. Fürst Leopold zu Lippe weihte sein Glas den Manen Alexander v. Blombergs. General v. Blomberg, das älteste Mitglied der Familie von Blomberg, die für diesen Tag ihren Familientag nach Berlin einberufen hat, sprach zum Schluß seinen Dank aus. Er schloß mit einem Hoch auf die Lippische Vereinigung zu Berlin.

Man kann mit alledem, insbesondere mit der wärmsten Ehrung des wackeren Blomberg einverstanden sein, allein das Wort, daß er das erste Opfer des Befreiungskampfes war, was auf der verfallenen, früheren, an der alten Stadtmauer befestigten Tafel stand und nachzulesen ist, hätte nicht gebraucht werden sollen.

G. v. Arnim nahm nur die Rechte seines Geschlechts mit voller Befugnis war, wenn er schlicht und einfach und ohne Bitterkeit im „Tag“ vom 18. Februar das Nachstehende mitteilte.

Heute vor 100 Jahren, am 18. Februar 1813, starb als erstes Opfer der Befreiungskriege ein Sohn der Uckermark, Leutnant Otto v. Arnim aus dem Hause Suckow, im Gefecht bei Blumenberg in der Nähe von Werneuchen den Heldentod.

Der bewährte Geschichtsschreiber der Uckermark, der Pfarrer Wagner in Flieth, berichtet in seiner äußerst gewissenhaft geführten Pfarr-Chronik darüber folgendes:

„Herr August Otto Alexander von Arnim, Sohn des Herrn Kammerherrn, 1787, d. 16. November geboren, trat, nachdem er im Ritter-Kollegio zu Brandenburg gewesen, 1800 im Kriegsdienste und stand 1806 als Cornet beim Anspach'schen Husaren-Corps von Bila, mit dem er in die französische Kriegsgefangenschaft bei Anclam verfiel. Er ging darauf mit Königs Erlaubnis im Jahre 1808 in Österreichische Dienste, wurde Leutnant beim Ulanen Regiment Fürst Schwarzenberg. In dem 1882 zwischen Frankreich und Rußland ausgebrochenen Kriege verließ er den Österreichischen Dienst und trat in Russischen. Die Russen waren im Anfang des Jahres 1813 schon bis in die Neumark vorgedrungen. In

der letzten Hälfte des Februars streiften sie schon über die Oder. Der Herr Arnim geht mit der leichten Truppe ebenfalls herüber. Bei Werneuchen stößt das Detachement, bei dem er sich befindet, auf einen starken Trupp Würzburger, den 18. Februar. Es fallen Schüsse, und ohne daß sonst jemand getroffen wird, stürzt einer davon den Herrn von Arnim vom Pferde, und nach einigen Augenblicken ist er verschieden. Seine Leiche ist in Werneuchen beerdigt. Er war ein gebildeter, braver Offizier, und sein Tod wird allgemein bedauert.“

Ferner berichtet das Kirchenbuch von Werneuchen, „N. N. von Arnim (der Vorname war anscheinend unbekannt) Russisch Kaiserlicher Offizier der Cosacken im Alter von 30 Jahren am 18. Februar 1813 früh 4 Uhr in einem Patrouillengefecht mit den Franzosen bei Blumberg erschossen und nackt, entkleidet, nach Werneuchen gebracht und auf dem dortigen Kirchhof am 20. Februar dess. Jahren beerdigt worden sei mit einer Standrede am Grabe über die Worte: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.“

Otto v. Arnim befand sich als Volontär beim Kosackenkorps des Generals v. Tettenborn.

Wenig bekannt dürfte es ferner sein, daß von den 1813—15 im Felde stehenden Söhnen des Kammerherrn Georg Leopold Vivigenz v. Arnim auf Suckow, Kreis Templin, zwei, nämlich Otto und Friedrich, ein Ritter des Ordens Pour le Mérite, den Heldentod starben, während drei, Karl, Kurt und Alexander Heinrich schwer verwundet und durch das Eisene Kreuz ausgezeichnet wurden.

Ehre ihrem Andenken!

VII. In Guben fand am 4. Februar die feierliche Einweihung des neuen Stadtmuseums statt, bei welcher mich, da ich behindert, u. A. M. Herr Robert Mielke unter Überreichung unsers Glückwunschscheibens vertreten hat. Herr Prof. Dr. Jentsch, u. E. M., dem das Museum zum großen Teil seine reichen Schätze an Altertum und Kunst verdankt, ist durch Verleihung des Direktortitels und Benennung des Platzes vor dem Museum als „Jentsch-Platz“ gebührend geehrt worden. Der erste Bürgermeister Herr Glücksmann, bis vor kurzem Stadtrat in Neukölln, bekundet dankeswerter Weise ebenfalls ein lebhaftes Interesse an dem Gedeihen dieses der Niederlausitz in erster Linie zu Gute kommenden wissenschaftlichen und gemeinnützlichen Instituts. Wir aber wünschen demselben nochmals ferneres fröhliches Gedeihen.

Wir lassen das Gubener Tageblatt vom 5. Februar umlaufen, welches eine ausführliche Schilderung der Feier enthält.

VIII. Der Bericht der Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland 1909—1912 erstattet auf dem XVIII. Deutschen Geographentag zu Innsbruck im Jahre 1912

von dem Vorsitzenden Prof. Dr. F. G. Hahn (Königsberg i. O.) wird erörtert und daraus besonders auf Folgendes hingewiesen.

Nicht unbekannt wird es Ihnen sein, daß die Geographische Anstalt von Justus Perthes in Gotha im Begriff steht, eine erneuerte und erweiterte Auflage ihrer, man darf mit Recht sagen, weltberühmt gewordenen Vogelschen Karte von Mitteleuropa, zu veranstalten. Wir freuen uns alle schon heute darauf, die Gebirgslandschaften der Schweiz und der österreichischen Alpen, welche bis jetzt zum größten Teile ausgeschlossen bleiben mußten, nun auch bald in der bekannten, vortrefflichen Gebirgsdarstellung der Vogelschen Karte bewundern zu können. Sicher ist es nun eine wichtige und lohnende Aufgabe der Zentralkommission, an der Neugestaltung dieser Karte, soweit es angeht mitzuarbeiten, und in der Tat sind wir dringend zu einer solchen Mitarbeit aufgefordert worden. Es kann sich hierbei natürlich nicht um grundsätzliche Änderungen an dem wohlwogen einmal festgestellten Plan der Karte handeln, sondern um Verbesserungen im Karteninhalt, in der Namenbezeichnung u. a., wie sie der Leitung der Karte nur durch Vermittelung der Spezialforschung bekannt werden können. Einzelne Beiträge und Verbesserungsvorschläge liegen bereits vor; es muß aber auch weiterhin unsere Aufgabe sein, alles anzubieten, um das große, grundlegende Kartenwerk auch in Einzelheiten so reichhaltig und korrekt wie möglich auszurüsten.

In nicht ferner Zeit wird an die Neuherausgabe der einst von Alfred Kirchhoff ins Leben gerufenen „Anleitung zur deutschen Landes- und Volksforschung“ heranzutreten sein. Das umfangreiche Werk hat lange Jahre nützlich gewirkt. Aber es werden sich doch bedeutende Umgestaltungen notwendig machen, für welche in einem vorläufigen Meinungs-austausch unter den Mitgliedern der Kommission schon sehr beachtenswerte Gesichtspunkte gewonnen wurden. Eine Forschungsanleitung wie diese soll kein geschlossenes Lehrgebäude bieten, sie soll auch nicht etwa dem Fachmann die ihm vertrauten Spezialwerke ersetzen wollen. Wohl aber soll sie dem Freunde der Landes- und Volkskunde raten und helfen, wenn er bei seinen Streifzügen durch deutsches Land an seinem Teile der Wissenschaft nützen möchte und sich dabei nach einer faßlichen, nicht gar zu umfangreichen Anweisung dazu umsieht. Der einsame Beobachter in entlegener Landstadt, der wissen möchte, welche meteorologischen oder biologischen Erscheinungen, die auf den großen maßgebenden Instituten weniger beachtet werden können, gerade ihm mit seinen bescheidenen Hilfsmitteln ein nützlich und ihm Freude bereitendes Feld der Tätigkeit werden könnten: auch ihm soll einst die erneuerte „Anleitung“ die gewünschte Belehrung spenden.

Aber noch eine andere, weit höhere Aufgabe winkt uns: die Sorge für eine Gesamtdarstellung Deutschlands, wie sie uns noch immer fehlt. Das zweite und letzte Zeitalter der Entdeckungen, das so viele tüchtige

Kräfte ganz in Anspruch nahm und ihnen die Aufgaben, die auch die Heimat bot, als die zunächst minder wichtigen erscheinen ließ, geht allmählich zu Ende. Auch beginnt man sich wieder viel darauf zu besinnen, daß bei aller freudigen Anerkennung der hohen Bedeutung, welche die befreundete Nachbarwissenschaft der Geologie stets für uns besitzen muß, der Erdbeschreibung doch in reichster Fülle Aufgaben winken, welche dem Forschungsgebiet der Geologie fern stehen.

Vor allem aber mußte die lange fast entschwundene Freude am Schildern und Beschreiben allmählich wiederkehren, so wie sie Strabo, Sebastian Münster und auch Carl Ritter einst besessen hatten. Es ist eine Freude, in unserer Zeit den Aufschwung der Heimatskunde, der Naturschutzbestrebungen und der Denkmälerkunde zu beobachten. Alle diese Bestrebungen können, richtig benutzt, treue und sehr wertvolle Bundesgenossen der Erdbeschreibung werden. Welche Fülle geographischen Stoffes bieten z. B., um nur in der Nähe zu bleiben, die trefflichen Denkmälerbeschreibungen, wie sie jetzt in Nieder-Österreich, in Böhmen, im bayrischen Unter-Franken und in vielen anderen Gebieten durchgeführt werden!

Auch die Kunst, die immer mehr Schönheit auch in sonst ganz mißachteten Gegenden, wie in der Lüneburger Heide, in den Bremischen Mooren und den Mooren bei München findet, sowie manchen Zweig des Sports begrüßen wir als Bundesgenossen. Allmählich wird der Blick von den Großstädten und den Eisenbahnen hinweg, hinweg aber auch von der einseitigen Bevorzugung „schöner“ oder auch „geologisch interessantere Gegenden wieder hinausgelenkt zu den Landstraßen, den Kleinstädten und Dörfern, hinaus zu den Heiden, Mooren und Wäldern. Namen wie Landshut, Jüterbog, Bautzen, Pyritz, Frauenburg klingen uns heute schon wieder vertrauter. Die Kuhrische Nehrung, das Memel-Delta, die großartige Einsamkeit der Niederschlesischen und Niederlausitzer Heiden, aber auch Lechfeld und Marchfeld finden heute Beobachter und Freunde. Jeder will wissen, wo Nauen, Bitterfeld, Lindenthal und andere Stätten der Luftschiffahrt und der drahtlosen Telegraphie liegen und wie es dort aussieht.

Zusammensetzung der Kommission

nach erfolgter Wiederwahl in Innsbruck 1912.

Hahn, F., Prof. Dr., Geh. Reg.-Rat, Vorsitzender. Königsberg i. Pr., Mittel-Tragheim 51.

Neumann, L., Prof. Dr., Stellvertreter des Vorsitzenden. Freiburg im Breisgau, Maximilianstr. 4.

Schütze, H., Dr., Oberlehrer. Posen, Colombstr. 20.

Supan, A., Prof. Dr. Geh. Reg.-Rat. Breslau, Tiergartenstr. 87.

Friederichsen, M., Prof. Dr. Greifswald, Moltkestr. 4.

- Friedel, E., Geh. Reg.-Rat. Berlin NW., Paulst. 4.
 Schlüter, O., Prof. Dr. Halle a. S., Ulestr. 3.
 Passarge, S., Prof. Dr. Wandsbek bei Hamburg, Löwenstr. 38.
 Oehlmann, E., Prof. Dr., Dir. i. R. Linden bei Hannover, Beethoven-
 straße 2.
 Sievers, W., Prof. Dr. Gießen, Gartenstr. 30.
 Meinardus, W., Prof. Dr. Münster i. Westf., Heerdestr. 28.
 Pahde, A., Prof. Dr. Crefeld, Uerdingerstr. 52.
 Günther, S., Prof. Dr., Geh. Hofrat, z. Z. Rektor d. Techn. Hoch-
 schule. München, Nikolaistr. 1.
 Regel, F., Prof. Dr. Würzburg, Uhlandstr. 12. (Auch Obmann für
 Thüringen.)
 Partsch, J., Prof. Dr. Geh. Hofrat. Leipzig, Parkstr. 11.
 Gradmann, R., Dr. Privatdozent. Tübingen.
 Weigand, B., Prof. Dr. Straßburg i. Elsaß, Schießrain 7.
 Blink, H., Dr., Privatdozent. Im Haag, Groothertoginnelaan 67.
 Früh, J., Prof. Dr. Zürich V, Freiestr. 6.
 Sieger, R., Prof. Dr. Graz, Goethestr. 43.
 Keil, O., Bankier, Schatzmeister. Leipzig, Plagwitzer Straße 26.

Diesem amtlichen Bericht des Herrn Geheimrat Dr. F. G. Hahn füge ich hinzu, daß mir die Geographische Anstalt von Perthes in Gotha die Revision der Eingangs erwähnten Vogelschen Karte von Mitteleuropa übertragen hat, soweit die Provinz Brandenburg in Frage kommt, und daß ich diese Arbeit binnen Kurzem zu erledigen hoffe.

B. Persönliches.

IX. Von Todesfällen sind wir diesmal in Gnaden verschont worden.

C. Naturkundliches.

X. U. M. Frä. Hedwig Matthiae spendet das herungereichte 36 g schwere Bernsteinstück, das bereits im Jahre 1838 beim Bau der neuen Berlin-Potsdamer-Bahn im Märkischen oberen Diluvialsand gefunden worden ist. Das Stück ist teils honigfarben, teils gelbrötlich, von schönem Glanz; es wird dankbarst angenommen.

Dabei mache ich darauf aufmerksam, daß Bernsteinfunde in und bei Berlin seit Alters her vielfach gemacht worden sind. Das Märkische Museum enthält davon viele Proben. Leider sind Stücke mit pflanzlichen oder tierischen Einschlüssen sehr selten darunter. Beim Ausschachten der Fundamente für das Reichstagsgebäude wurde ein Nest von über 1000 Stücken und Stückchen miteins gefunden und dem genannten Museum überwiesen. Als im neuen Teltow-Kanal südlich unseres Weichbildes im steinig-sandigem Diluvium ausgeschachtet

wurde, fanden die Arbeiter große Mengen Bernstein. Ich selbst habe polnische Schachtarbeiter beobachtet, die auf eigene Faust dort das Sammeln, und zwar mit Erfolg, betrieben. Viel wallnußgroße Stücke waren dabei; auch der kleine Grus wurde als Räucherpulver gern gekauft. Zur Geschichte des vorgelegten Bernsteinstücks sei noch erwähnt, daß es von dem Bauunternehmer, Gutsbesitzer Wagner auf Caputh bei Potsdam gefunden ist. Die Enkelin, Frl. Emma Cramer, hat das Stück für das M. M. bestimmt und ihre Erbin, Frau Major Protz in Elbing, hat es Frl. Hedwig Matthiae übergeben. Das Loch ist erst ganz modern durchgebohrt worden.

D. Kulturgeschichtliches.

XI. Berliner Heimatsbücher, herausgegeben von der Diesterweg-Stiftung in Berlin. (Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig.) No. 1, Gustav Kalb: Spuren der Eiszeit bei Berlin. No. 2, Otto Monke: Berliner Sagen und Erinnerungen. No. 3, Paul Strauch: Das Invalidenhausviertel in Berlin. No. 4, P. Schaeffer: Vor dem Halleschen Tore, aus Vergangenheit und Gegenwart der Tempelhofer Vorstadt. — Alle 4 Heimatbücher im besten Sinne volkstümlich und für junge wie alte Berliner als verlässliche Führer auf verschiedenen interessanten Wegen Berlins und Groß-Berlins zu empfehlen. — Herrn Rektor Monkes vortreffliche Sagensammlung habe ich schon einmal vorgelegt und gebührendermaßen warm empfohlen.

XII. Dr. Hans Brendicke überreicht No. 66 der von ihm geschickt geleiteten Zeitschrift „Die Schnur. Zeitschrift der Vereinigung ehemalig Einjährig-Freiwilliger Kampfgenosseu von 1864, 1866, 1870/71, Berlin, 3. Februar 1913. Mancherlei Patriotisches bezüglich „der großen Zeit von 1813“. Es wird im Leitartikel daran erinnert, daß der erste Aufruf des Königs am 3. Februar 1813 von Breslau aus zur Bildung freiwilliger Jägerkorps erging. Erst am 17. März erschien der Aufruf „An mein Volk!“ Aus den damaligen „Freiwilligen Jägern“ entwickelte sich nach Einführung der allgemeinen Wehrpflicht die Einrichtung der Einjährig-Freiwilligen.

XIII. Das Monatsblatt des Touristenklub für die Mark Brandenburg vom Februar 1913 beschäftigt sich ebenfalls mit einem der patriotischen Heldengeneräle: York in Mittenwalde. Auch sonst wird über denselben Allerlei mitgeteilt. Mit 3 Abbildungen.

XIV. Aus den Veröffentlichungen des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg werden vorgelegt:

a) Kurmärkische Ständeakten aus der Zeit Joachims II 1535—1550 850 S., dabei erst der I. Band. Quellenwerk herausgegeben von Walter Friedensburg.

b) Hermann Krabbo setzt die Sammlung der Regesten der Markgrafen von Brandenburg aus dem Askanischen Hause fort. 3. Lieferung 1913 für die Jahre 1247—1268.

XV. Forschungen der Brandenburgischen u. Preußischen Geschichte Band. 25 (2. Hälfte) 1913. Enthält wichtige Aufsätze: Einführung der Reformation im Kloster Heiligengrabe von Prof. Dr. Curschmann in Greifswald. Interessantes Kulturbild aus der Adels- und Ständegeschichte unserer Mark. — Prof. Dr. Rachfahl: Bernadotte und Bülow von Wittenberg. Kritische Studien zur Schlacht bei Dennewitz. — Prof. Dr. Molluo: Friedrich der Große nach der Schlacht bei Kunersdorf.

XVI. Die Entwicklung der dörflichen Siedelungen und ihre Beziehungen zum Städtebau alter und neuer Zeit. Über dies unser Heimatgebiet recht sehr angehende Thema: wie wurde das Dorf und wie wurde die Stadt? behandelt u. A. M. Herr Robert Mielke unter Beifügung vieler Lagepläne und Ansichten mit gewohnter Sachkenntnis und in klarer Entwicklung in Band VI, Heft 5 (1913) der Städtebaulichen Vorträge aus dem Seminar für Städtebau an der hiesigen K. Techn. Hochschule.

XVII. Die Mundart von Strodehne (Kreis West-Havelland) von Dr. S. Hildebrand. Diese überaus fleißige und mühevollen Arbeit steckt verborgen in der schwedischen Zeitschrift Minneskrift von 1913 und wird mir gütigst von u. M. Herrn Prof. Dr. Seelmann übermittelt. Strodehne ist ein stattliches Dorf von rund 800 Einwohner im Ländchen Rhinow. Nach der herkömmlichen Einteilung der nd. Dialekte gehört das Westhavelländische als Unterabteilung des Brandenburgischen zum Ostniederdeutschen dh. zum Niedersächsischen mit niederfränkischer Beimischung.

XVIII. Markgraf Otto mit dem Pfeil. Ein Lied der Treue von Fritz Eichberg. Selbstverlag des Verfassers, Friedrichshagen 1913. — Unsre Mitglieder werden sich dieses märkischen Heldengesangs noch von früher erinnern. Der Verfasser hat nach Jahren nunmehr eine gegen früher stark vermehrte 2. Auflage erscheinen lassen. Wenn es gestattet ist, möchten wir noch hinzufügen „stark verbesserte“. Allen Freunden Eichbergscher Dichtung sei „Markgraf Otto“ zur Lektüre empfohlen, zumal er zu den sympathischsten Herrschern anhaltinischen Hauses gehört. Bekanntlich geriet er 1278 in der Schlacht bei Frose in Folge seiner Tollkühnheit in magdeburgische Gefangenschaft. In unserer Siegesallee sehen wir ihn mit verbundenem Haupt dargestellt in Folge des Pfeilschusses, den er 1280 in der Schlacht bei Staßfurt erhielt. Der Pfeil konnte lange Zeit nicht aus der Wunde des Markgrafen entfernt werden und brachte ihm den Namen „Otto mit dem

Pfeil“ ein. Wir wünschen, daß Herrn Eichbergs erneuter vaterländischer Sang mit gleichem, womöglich mit noch größerem Beifall als sein Vorgänger aufgenommen werden möge.

E. Bildliches.

XIX. Herr Prof. Dr. Jentsch hat (vergl. Nr. 7) 3 Photographien seines neuen Gubener Stadtmuseums gespendet.

XX. Die bekannte Illustrationsfirma Richard Bong legt zwei reich illustrierte Clichés-Offerten vor, eine betreffend das 25 jährige Regierungs-Jubiläum Kaiser Wilhelm II., die andere bezüglich der großen Kriege vor 100 Jahren.

XXI. Hiernächst hielt Herr Architekt Carl Sickel den angekündigten Vortrag: Das Stadttor im Stadtbilde mit besonderer Berücksichtigung der Mark Brandenburg, unterstützt und erläutert durch zahlreiche, vortrefflich gelungene Lichtbilder. U. A. M. Herr August Foerster berichtet hierüber wie folgt.

Der Redner, Architekt Carl Sickel, hat Toranlagen, nicht nur in deutschen Landen, zum Gegenstand eingehendster Studien gemacht. Er besitzt eine große Sammlung trefflicher Photographien solcher — zum Teil eigene Aufnahmen — deren Vorführung in Begleitung und zur Erläuterung des fesselnden Vortrags erfolgte: Von jeher ist es das Bestreben der Städte gewesen, ihren zu Schutz- und Verteidigungszwecken an den die Stadt kreuzenden Land- und Wasserstraßen in die Stadtmauer eingefügten Toren neben höchster Festigkeit und Zweckdienlichkeit ein gefälliges und schönes Aussehen zu verleihen. So erklärt es sich, daß diese Bauwerke, viele Kriegsnöte überdauernd, dem Zahn der Zeit besser als manche andere Bauten widerstanden haben und noch heute an vielen Stellen mit mehr oder weniger Recht zu den bewunderten Sehenswürdigkeiten gehören. Doch nicht immer sind Tore hohen Alters und würdiger, ihre Erhaltung empfehlender Erscheinung vor der Zerstörung durch die Städte selbst verschont geblieben. Das Verkehrsinteresse, die Notwendigkeit der Erweiterung einer an Einwohnern wachsenden Stadt und viele örtliche Gründe häufig zweifelhaften Wertes haben zur Beseitigung geführt, namentlich in Zeiten, die historischen und pietätvollen Sinnes bar waren, wie es deren z. B. in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts gegeben hat, wo man auch die Freskomalereien vieler Kirchen übertünchte. Nicht in allen Fällen war indessen im Sinne der heutigen, auf Erhaltung der Zeugen ehrwürdiger Vergangenheit gerichteten Bestrebungen die Abtragung tadelnswert, vor allem natürlich dann nicht, wenn an Stelle der verschwindenden alten Bauten neue, schönere aufgeführt wurden, wie unser Brandenburger Tor und die Schinkelsche Toranlage zwischen Leipziger und Potsdamer Platz,

oder wenn es sich um Tore handelte, die in ganz junger Zeit erst nicht sowohl der Befestigung als der Akzise und Mahl- und Schlachtsteuer wegen aufgeführt worden waren und bei deren Herstellung fiskalische Rücksichten die ästhetischen hatten zu kurz kommen lassen. Als solche Bauten fielen, schwiegen die Pietätsbedenken mit Recht. Zu diesen unbedauerlich geopfertem Toren gehörten beispielsweise die als Oranienburger, Schönhauser, Prenzlauer Tor älteren Berlinern noch bekannt gewesenen Toranlagen, die wenig über 100 Jahren ihre Rolle als Verkehrshemmnisse gespielt hatten, ohne daß ihnen die Entschuldigung zur Seite stand, jemals zu Verteidigungszwecken in Anspruch genommen worden zu sein. Es war nicht schade um sie, als sie der Spitzhacke zum Opfer fielen. Wie ganz anders sah und sieht man auf die Tore, welche noch die Spuren der wechselnden Erfordernisse der Verteidigung tragen, wie der Fortschritt in der Waffentechnik und Kriegskunst sie bedingte, z. B. die nachträgliche Anbringung von Schießscharten, als Flinte und Kanone die Armbrust verdrängt hatten, oder die verschiedenartige, stetig verbesserte Herstellung von Fallgattern und Zugbrücken, ebenso geeignet zu einem Ausfall der Belagerten als im aufgezogenen Zustande zu verstärktem Schutz. Es sind in deutschen Landen und besonders in unserer Heimatprovinz immerhin noch eine beträchtliche Anzahl solcher ehrwürdigen Tore vorhanden. Die ältesten gehen bis in die römische Zeit zurück, ihrer sind indessen sehr wenige; vor allen die Porta nigra in Trier, ein Tor in Regensburg und einige, die vermuten lassen, daß sie auf den Grundmauern älterer Tore aufgeführt sind. Reich an Toren, die im frühen Mittelalter entstanden, ist vor allem Süddeutschland: neben Nürnberg und Rothenburg ob der Tauber, Iphofen und Ellingen in Mittelfranken, Amberg in der Oberpfalz, Rappoltsweiler im Oberelsaß, Nördlingen, Augsburg (das schöne Tor ist 1678 neu erbaut). Diese Tore sind, im Unterschiede von Norddeutschland, wo dieser Schmuck selten ist, zumeist auch mit Türmen versehen, was sie besonders malerisch erscheinen läßt. Wenige Tore finden sich im Westen Deutschlands erhalten. Von den früher hier vorhanden gewesenen gilt das Obengesagte, daß sie der Entwicklung haben weichen müssen. Das ist besonders bedauerlich bei schönen Toren, die Cöln besaß, und findet sein Gegenstück im Osten, in Breslau und Frankfurt a. O., wo mittelalterliche Tore nur der Erinnerung angehören. Wohlerhaltene Tore gibt es außerhalb der Mark u. a. in Bautzen (4 Tore), Halberstadt, Naumburg an der Saale, Stargard (ausgezeichnet durch ein wohlerhaltenes Vortor, wie es in alter Zeit viele Toranlagen besaßen), Neubrandenburg, Marienburg (wo in Verbindung mit dem Schloß des deutschen Ritterordens die Tore nach einheitlichem Plane angelegt sind) und Danzig. Doch nirgends sind der schönen mittelalterlichen Tore so viele wie in der Mark und Altmark: Bernau, Müncheberg, Jüterbog, Mittenwalde, Prenzlau,

Nauen, Luckau, Crossen, Brandenburg, vor allem Stendal und Tangermünde, dessen mit Turm verbundenes, 1438 erbautes Torhaus in weiten Kreisen als eine Sehenswürdigkeit gilt. Wie man ein Tor als Schmuck erhalten kann und doch unter seinem Vorhandensein den Verkehr nicht leiden läßt, beweist die vorbildliche Art, wie die Stadt Lübeck ihr Holstentor allen Abbruchgelüsten entzogen hat. In derselben Art, für die ja auch Paris in der Erhaltung seiner Porte St-Denis und Porte St-Martin die Wege gewiesen hat, wäre die Erhaltung manchen schönen Tores möglich gewesen, dessen Architektur man sich gegenwärtig höchstens im Bilde erfreut. Vom Auslande gilt, was über Zerstörung auch dort früher allgemein vorhanden gewesener Tore weniger durch Belagerung, als durch Abbruch gesagt ist. Mehr als in Deutschland scheint man in anderen Ländern an den Zeugen kriegerischer Vergangenheit und mörderischer Berennung der Städte Anstoß genommen zu haben. Nichtsdestoweniger wußte der Vortragende auch von einigen schönen Toren in Spanien zu erzählen und sie im Bilde vorzuführen. Recht interessant waren seine Darlegungen, wie ursprünglich die größte Unregelmäßigkeit bei Anlegung der Tore geherrscht hat, bis man allmählich auch in diesem Punkte zu festen Bauordnungen gelangt war. Recht interessant ist der häufige Schmuck der Tore mit Inschriften, die nicht immer gerade für den Ort geeignet erscheinen. So findet man an drei märkischen Toren: in Müncheberg, Jüterbog und Mittenwalde, die Inschrift: „Wer seinen Kindern gibt das Brot und leidet selber Not, den schlage mit dieser Keule tot“. Da war die Inschrift schon passender, welche die Spanier am Festungstor des von Franzosen belagerten Arras anbrachten: „Quand les souris mangeront les chats, les Français prendront Arras“. Als die Franzosen Arras erobert hatten, entfernten sie einfach das „p“ vor prendront. Die weiteren Ausführungen des Vortragenden über die Entwicklung der Toranlagen war von hohem Interesse, und angesichts der schönen architektonischen Wirkung, die er an zahlreichen Beispielen nachwies, werden die Zuhörer ihm beigepflichtet haben, daß mit unseren heutigen Anschauungen die Zerstörung mittelalterlicher Tore nicht mehr vereinbar ist.

Der Vortrag wurde mit großem wohl verdientem Beifall mit herzlichem Dank seitens des Vorsitzenden aufgenommen.

XXII. Hierauf freie Vereinigung im Marinehause.

Kleine Mitteilungen.

Selbstmorde in Berlin, Prov. Brandenburg und Preußen. Im Jahre 1911 haben in Preußen 8422 Personen Selbstmord verübt, gegen 8179 im Vorjahr. Von 1907 bis 1911 schwankte die Zahl zwischen 20 und 22 auf 100 000 Einwohner. In jedem Jahr waren es 3 bis 4 mal mehr Männer als Frauen. Die Durchschnittsziffer für die weibliche Bevölkerung, 9,90, ist am stärksten, mit 18,61, im Polizeibezirk Berlin übertroffen worden, die für die männliche, 31,94, in der Provinz Brandenburg mit 53,21, Schleswig-Holstein 48,44, Sachsen 47,49, Berlin 47,37, Hessen-Nassau 36,69, Schlesien 35,18 und Hannover 33,05 auf 100 000 Einwohner. Am geringsten war die Zahl der männlichen Selbstmorde in Posen mit 13,95. Mit zunehmendem Alter wächst die Neigung; das erste Jahrzehnt ist fast immun, doch ist es 1911 auch bei zwei Kindern unter 10 Jahren zum Selbstmord gekommen. Unter den Wochentagen wird der Montag für den Selbstmord bevorzugt.

Die letzten weisen Störche in Berlin und Charlottenburg. Der letzte Berliner Adebar hat nach Professor Dr. Eckstein-Eberswalde (Landeskunde der Provinz Brandenburg) mutmaßlich in einem Garten am Belle-Alliance-Platz gestanden, wo das Nest 1867 eines Neubaus wegen zerstört wurde. 1909 gab es aber in der Mark ganze Storchkolonien, z. B. in Groß-Ziethen im Kreise Angermünde und bei Reetz im Kreise Arnswalde, wo die Störche auf Bäumen nisten. In Bernau hat sich sogar auf einem der Befestigungstürme ein Storch niedergelassen, der den Stolz der Bewohner und die Hoffnung der Bewohnerinnen bildet, im übrigen aber von der ihm inwohnenden „Weißheit“ dem alten Gemäuer reichlich mitteilt. Nicht zu bezweifeln ist indessen, was an dieser Stelle kürzlich hervorgehoben wurde: die Zahl der Störche nimmt ab wie die der Kinder. Doch steht's mit dem Zusammenhang beider Erscheinungen wohl ebenso wie mit dem des Namens Storkow mit dem Storch, dem Wappentier der Stadt. Zu erwähnen ist, daß wir in der Mark an zahlreichen Stellen in Wäldern noch schwarze Störche haben, so bei Perleberg, Havelberg, Groß Schönebeck, Oranienburg (Sarnow), Alt Ruppin, Grimnitz, Lübben und Börnichen, Hagelsberg, Lietzegörcke, Reppen, Guben usw.

In Charlottenburg hatten sich aus alter Zeit noch zwei Storchnester an der Berliner Straße auf hohen Pappelbäumen erhalten, trotz des zunehmenden Straßenverkehrs und Straßenlärms bis in die 60er Jahre vorigen Jahrhunderts. Das eine Nest nahe dem Platz an welchem das Schloß steht, wurde zuerst von den menschenfreundlichen Tieren aufgegeben und stand als leere „Kinderstube“ so lange da, bis die windbrüchige alte Pappel niedergelegt werden mußte. Das andere Nest näher nach Berlin, wo jetzt das Charlottenburger Rathaus steht, erhielt sich noch länger. Beide Storchnestbäume standen an der Nordseite der Berliner Straße. Ich habe die mit Jungen besetzten Nester oftmals gesehen. Die Charlottenburger waren stolz

auf diese Storchnistbäume und betrachteten sie als eine Art Wahrzeichen ihrer Stadt. Sie hatten dazu um so mehr Anlaß, als es bekannt war, daß die mit reichem Kindersegen bedachte Kronprinzessin Viktoria, welche oftmals bei den Nestern auf ihren Fahrten von Berlin nach Charlottenburg vorüberkam, die Nester unter ihren besonderen Schutz genommen hatte. (Vgl. dazu auch Unterhaltungsbeilagen des B. L. A. vom 3. Okt. 1913.)

E. Friedel.

Ehescheidung und Konfession in Preussen. Im Jahr 1911 wurden in Preußen 9782 Ehen geschieden, gegen 9277 im Vorjahr. In 67,8 v. H. der geschiedenen Ehen waren beide Gatten evangelisch, in 13,8 katholisch und in 15,3 der eine evangelisch, der andere katholisch gewesen. Im gleichem Zeitraum waren bei 100 Eheschließungen in 59,2 Fällen beide Gatten evangelisch, in 29,5 katholisch und in 9,4 der eine evangelisch, der andere katholisch.

Bücherschau.

Die Geschichte eines Flämingsdorfes. Blönsdorf mit Mellesdorf, einst und jetzt. Nach alten Urkunden und Chroniken von Otto Böike, Pastor in Blönsdorf. Zahna 1912. Druck und Verlag von Albert Stötzner. — Die beiden Dörfer gehören nicht mehr zur Provinz Brandenburg sondern liegen erst jenseits der Grenze. Blönsdorf ist die nächste Station der Anhalter Bahn hinter Niedergörsdorf. Das Buch ist ein Band von 200 Seiten und ist mit mehreren Bildern der Kirche und einer stattlichen Anzahl von Tafeln mit Urnen und anderen vorgeschichtlichen Funden ausgestattet. Der Verf. beschränkt sich bei seiner Darstellung nicht auf die beiden Ortschaften selbst, sondern zieht auch die nähere Umgebung in Betracht. So bringt er eine große Anzahl von Dokumenten aller Art zum Abdruck, die sich nicht nur auf die eigentlichen geschichtlichen Ereignisse beziehen, sondern auch auf die wirtschaftliche Entwicklung. Es ist nun zu bedauern, daß der Verf. bei diesem Punkte nicht eingehender die jüngste Zeit in Betracht zieht. Er erwähnt die Anlage der Eisenbahnstation, die Gründung einer Molkereigenossenschaft und die Parzellierung einer Hüfnerstelle. Es wäre z. B. sehr interessant, die Größe und Verwendung der Parzellen zu erfahren. Andere derartige Punkte sind, die Zeit der Einführung der Dreschmaschine, des künstlichen Düngers u. s. w., wodurch sich beachtenswerte Parallelen mit Nachbargebieten ergeben würden. — So viel ist wohl sicher, daß dieses Buch sich den mir bekannten Dorfchroniken würdig an die Seite stellen läßt, nicht bloß inhaltlich, sondern auch mit Bezug auf die Kunst der Darstellung. Es ist daher zu wünschen, daß es einen weiteren Leserkreis finden möchte als nur unter den Kindern der Landschaft, die in die Fremde gegangen sind.

Zache.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei G. m. b. H., Berlin, Bernburgerstr. 14.

22. (14. ausserordl.) Versammlung des XXI. Vereinsjahres.

Sonntag, den 9. März 1913, 11 Uhr.

Besichtigung des neuen Zahnärztlichen Instituts der Kgl. Universität, Invalidenstr. 87-89.

Die ungewöhnlich zahlreichen Besucher wurden von dem Direktor Herrn Professor Dr. Williger in den überaus stattlichen Räumen begrüßt, handelt es sich doch um das zur Zeit größte zahnärztliche Institut der Welt, das selbst die berühmten Institute der Vereinigten Staaten übertrifft. Zur Beihülfe waren erschienen unser Mitglied Herr Oberassistent Kunzendorf, Herr Assistent Dr. Becker und Herr Inspektor Wimmer.

Die Grunderwerbskosten betragen über 400 000 Mk., die Baukosten über 800 000 Mk., die noch nicht völlig abgeschlossene innere Einrichtung bis jetzt ca. 50 000 Mk., unter Benutzung der alten von der Dorotheenstraße her übernommenen Ausstattung. Es werden noch 30 000 Mk. nachgefordert.

Im untersten Stockwerk empfing uns ein großer amphitheatralisch angeordneter Sitzungs- und Vortragssaal, in welchem Herr Williger den Zweck und die Einrichtung des Instituts in anschaulicher Weise erklärte. Dieser Raum ist mit allen erdenklichen Demonstrationsapparaten ausgestattet. Hier wurde uns ein weitverbreitetes, leider zu großem Schaden des Patienten nur zu häufig vernachlässigtes Leiden, die Zahnfistel, ihre Entstehung, sowie die von ihr unter Umständen veranlaßten beträchtlichen Verwüstungen vorgeführt, ebenso die operativen Eingriffe und der Heilungsprozeß.

Besucht wurde eingehend des weitern die Abteilung für Zahn-Chirurgie, die Füllabteilung (populär das Plombieren genannt) und die für den Zahnersatz. Ein Erholungszimmer für Narkotisierte tat sich uns auf, desgl. das Wartezimmer mit allerhand leichter, z. T. humoristischer Literatur ausgestattet. In der Nähe ein Bibliothek- und Lesesaal. Ferner vorhanden war eine ungemein reiche Präparaten-Sammlung, dabei ein prachtvoll bezahnter Elefantenkopf und ein gewaltiger Walroßkopf daran

erinnernd, daß man früher Elfenbein und Walroßzähne zur Herstellung künstlicher Zähne verwendete bis die härtere Porzellanfrittenmasse einen besseren, gleichzeitig auch billigeren Zahnersatz darzubieten begann, der jetzt auf der Höhe der Technik steht.

In den schier endlosen Räumen ist überall bestens für Licht und Ventilation gesorgt.

Die Besucher waren hochbefriedigt, was der I. Vors. Geheimrat Friedel beim Abschied mit warmen Dankesworten zum Ausdruck brachte.

23. (9. ordentl.) Versammlung des XXI. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 26. März 1913

im Vortragssaal des Märkischen Museums.

Vorsitzender Geh. Reg.-Rat Ernst Friedel.

Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XIX her.

A. Allgemeines.

I. Der Vorsitzende gedenkt der kürzlich stattgehabten patriotischen Festfeier, insbesondere des Städtischen Festgottesdienstes bei der Luisenfeier in St. Nikolai am 10. d. M.

B. Persönliches.

II. Todesfälle. Am 4. verstarb, 68 Jahre alt, unser Ehrenmitglied Exzellenz Freiherr Otto von Manteuffel, am 6. unser Ehrenmitglied, der berühmte Botaniker Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. med. et phil. Paul Ascherson, im 79. Lebensjahre. Die Versammlung ehrt das Verdienst dieser hervorragenden Mitglieder durch Erheben von den Sitzen. In beiden Fällen sind besondere Beileidschreiben an die Angehörigen entsendet worden.

III. Unser Ehrenmitglied Prof. Dr. Hugo Jentsch ist unter Verleihung des Roten Adlerordens III. Klasse mit der Schleife zu Guben in den Ruhestand getreten und hat die Stellung als Direktor des Stadtmuseums daselbst angetreten. Vgl. Februar-Protokoll.

IV. Der neue Oberbürgermeister von Berlin, Wirkl. Geheimrat, Exzellenz Wermuth wird einstimmig zum Ehrenmitglied gewählt. (Späterer Zusatz: Exz. W. hat die Wahl freundlich dankend angenommen.)

V. U. M. Herr Ernst Rönnebeck hat mit Rücksicht auf sein Befinden das Schatzmeisteramt leider niedergelegt. Die Brandenburgia dankt ihm für seine langjährige treue Arbeit verbindlichst und wählt das Ausschußmitglied Herrn Ingenieur Emil Plack einstimmig zum Vorstandsmitglied und zum Schatzmeister, sowie in die durch diese Wahl erledigte Ausschußstelle Herrn Rönnebeck. Beide Herren nehmen die Wahl dankend an.

VI. Als Revisoren der Rechnung für 1912-13 werden die Herren Dr. Bahrfeldt, Rechnungsrat Kerkow und Rektor Monke unter ihrer Zustimmung gewählt.

C. Naturkunde und Technik.

VII. Vorlagen: Heft I der Naturdenkmäler herausg. von der Staatl. Stelle für Naturdenkmalpflege behandelt die Richtlinien zur Untersuchung der Pflanzen- und Tierwelt, besonders in den Waldschutzgebieten; Heft II: M. Braess, die Raubvögel als Naturdenkmäler. Braess tritt mit Recht auch für den Schutz dieser mit Ausrottung bedrohten schönen Tiere ein.

VIII. Vorlage: Mitteilung des Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg. Darin ein interessanter Aufsatz von Dr. Wundsch: Die Bandwurmkrankheit der Plötzen und Bleie im Müggelsee, ihre Ausbreitung durch den herbstlichen Vogelzug und ihre Bekämpfung.

IX. Vorlage des Programms der Ausstellung „Das Kind in seiner körperlichen und geistigen Entwicklung.“ Auf den Besuch dieser wichtigen Darbietung in der Ausstellungshalle des Zoologischen Gartens vom 12. April bis 14. Mai d. J. wird schon heute aufmerksam gemacht.

D. Kulturgeschichtliches.

X. Vorlage: Die Praehistorische Zeitschrift. V. Bd. 1913, Heft 1 u. 2 enthält einen Aufsatz von P. Quente, der Urnenfriedhof von Techow, Ostprignitz. Späte la Tènezeit bis römische Kaiserzeit, und einen Nachruf von Dr. A. Kiekebusch betr. den um die germanische Vorzeit hochverdienten Dr. Erich Blume, der unlängst in Berlin unter tragischen Umständen sein Leben verlor.

XI. Vorlage: Max Wald: Heimatbuch der Stadt Dahme. Ein recht gut illustrierter Führer durch den Ort und seine Umgebung mit allerhand schätzbaren Beilagen, als Chronik, Sitten und Gebräuche, Mundart, Tier- und Pflanzenwelt. Der Preis für das reichhaltige Büchlein, 40 Pf., (Verlag von Robert Weber, Dahme, 1913) ist sehr billig.

XII. Vorlage: U. M. Herr Rektor K. Thürmann gibt im 40. Jahresbericht über die städtischen Schulen zu Treuenbrietzen 1912-1913 einen schätzenswerten Beitrag zur Geschichte des 1. der 3 Befreiungskriegsjahre betitelt: „1813. Mitteilung aus den städtischen Akten“ der Stadt Treuenbrietzen. Auch letztere Gemeinde hat gewaltige Opfer für das Vaterland gebracht. S. 6 heißt es: „Der Sieg von Dennewitz war errungen; aber furchtbar war das Elend auf dem Schlachtfelde. Auf Befehl des Generals von Bülow richtete sein Generalstabschef von Boyen am 7. September abends $\frac{1}{4}$ 8 Uhr folgendes Schreiben an den Magistrat von Treuenbrietzen: Auf den Dörfer des Schlachtfeldes von Jüterbog liegen soviel Blessierte, die nicht fortgeschafft werden können, hilflos liegen bleiben und auf die erbärmlichste Art umkommen müssen, wenn nicht schleunigst Rat geschaffen wird, die Unglücklichen nach den Lazaretten zu befördern. Man hat durch Kavalleriedetachements alle Wagen in der Umgegend beitreiben lassen, allein es reicht bei weitem nicht zu. Es wird daher ein Hochlöblicher Magistrat hierdurch ergebenst ersucht, soviel Wagen, als nur in der Welt möglich ist, heranzuschicken und nach Dennewitz unfern Jüterbog zu beordern. Eine Randbemerkung dazu enthält noch die Worte: Diese Leute sind auch ohne alle Nahrung, könnte man ihnen etwas Brot mitbringen, so würde es eine große Wohltat sein.“ So sah es damals in unserm engeren Vaterlande aus. Und die Treuenbrietzener taten Alles was in ihren Kräften stand.

XIII. Vorlage: Monatsblätter des Touristenklubs für die Mark Brandenburg. März 1913. Postsekretär Ehrlich behandelt „Die Postsäule in Lieberose“, auch einen jener kurfürstlich sächsischen Wegeweiser, die 1814 ins Preußische übernommen sind. Sie sind viel ansehnlicher ausgestattet und viel mehr mit Wegeangaben versehen als die preußischen derselben Zeit. Vergl. hierzu unser Monatsblatt XXII. S. 26, insbesondere die Mitteilungen unserer Mitglieder K. Reichhelm und August Foerster, sowie die dazu gehörigen hochinteressanten Abbildungen einer kursächsischen Postsäule in Buchholz bei Treuenbrietzen.

XIV. Vorlage: Robert Röss: Arno Holz und seine künstlerische, weltkulturelle Bedeutung. (Reissner-Verlag, Dresden, 1913). Das umfangreiche Werk (233 S. gr. 8°) ist: „Ein Mahn- und Weckruf an das deutsche Volk“, in den die Brandenburgia gewiß gern einstimmt. Leider ist der hochverdiente Schriftsteller nicht entfernt in seiner Bedeutung bislang gewürdigt. Arno Holz war, wie Robert Röss beiläufig ausführt, dadurch, daß er mit seinem „Buch der Zeit, Lieder eines Modernen“ die seitdem so bekannt literarntorisch gewordene „Großstadtpoesie“ begründete, schon mit jungen Jahren der erste Dichter, den die Stadt Berlin als Lyriker feierte. Und er verherrlicht dieselbe Stadt

heute, durch seinen größtangelegten Cyklus „Berlin, Die Wende einer Zeit in Dramen“, von dem die drei ersten dieser auf die Zahl zwölf berechneten Stücke bereits vorliegen, noch wichtiger und machtvoller als Dramatiker.

E. Bildliches usw.

XV. Vorlage: Bong's überreich ausgestattete Offerte von Cliché's, die sich auf die Befreiungskriege 1813-15 beziehen.

XVI. Vorlage: Eine schöne Photographie des zahnärztlichen Instituts der Universität, das die Brandenburgia am 9. besichtigte. Wird mit Dank für unsere Bildersammlung angenommen.

XVII. Vorlage: Als Geschenk von u. M. Frl. Moses, eine silberne, talerstückgroße Medaille. Vorn der Stromgott Pregel mit der Königin Luise als Borussia. Oben liest man: Preußens Erstes Königliches Jahrhundert. D. 18. Jan. sowie den Künstlernamen Stierle. Die Rückseite zeigt die Preußische Königskrone, umgeben von einer sich in den Schwanz beißenden Schlange. Darüber „Auf immer“, darunter „1801“. Es handelt sich also um die Jahrhundertfeier des Königreichs Preußen. Stierle, Johann Jakob Gottfried, Medailleur, wurde 1764 in Berlin geboren und von dem berühmten Loos unterrichtet. Er arbeitete acht Jahre in der Anstalt dieses Künstlers, bis er an der Kgl. Münze in Berlin eine Anstellung fand. Er schnitt Stempel zu kurrenten Münzen, auch Siegel und einige schöne Medaillen. Starb um 1815. Näheres war nicht bekannt.

Da diese schöne Vaterländische Medaille dem Märk. Museum noch fehlt, habe ich sie dorthin mit Zustimmung der gütigen Stifterin überwiesen.

XVIII. Vorlage: Die vaterländische Gesellschaft zur Verbreitung von Geschichtskennntnissen teilt einen Bericht über den von ihr veranstalteten großartigen Fackelzug vor dem Kaiser und der Kaiserin mit und überreicht mir die von der Gesellschaft geprägte Blücher-Gneisenau Medaille. Sie kann an einem schwarz-weiß-roten Bande tragbar zu dem höchst billigen Preise von nur 30 Pfennig bezogen werden und wir bitten von dieser Offerte im vaterländischen Interesse recht viel Gebrauch zu machen. Die bronzene Medaille hat 3 cm Durchmesser. Die Vorderseite mit den recht ähnlichen Brustbildern Blüchers und Gneisenaus lautet oben: „1813-1913“. Unten „Blücher“ „Gneisenau“. Die Rückseite zeigt in der Mitte das eiserne Kreuz von 1813 und folgende Randschrift: „Vaterländische Gesellschaft zur Verbreitung von Geschichtskennntnissen. Charlottenburg.“ (Späterer Zusatz: Wir haben das hübsche Erinnerungszeichen vielfach getragen gefunden, auch darauf gelegentlich der Dennewitz-Feier noch besonders aufmerksam gemacht.)

XIX. Familie Hummel. Herr Kommerzienrat, Richard Bialon, in Firma Maschinenfabrik C. Hummel, hatte mich zum Besuch seiner Wohnung in der Johannisstraße 2 eingeladen, die höchst sehenswert, an altberlinischen Erinnerungen überreich und seit 1804 in der Familie ist. Am 23. teilte mir Herr Bialon über die Familie Hummel folgendes mit:

„Johann Caspar Hummel, der Vater meiner Mutter Bertha Albertine Rebecca, 1774 in Cassel geboren, wurde 1804 von Berlin „zum Bürger angenommen“ und begründete in der Kirchhofstraße unter der Firma C. Hummel die von meinem Vater und von mir fortgeführte Maschinenfabrik, welche wir mit der 1868 am Südufer in Betrieb gesetzten Eisengießerei vereinigten.

Der um 5 Jahre ältere Bruder meines Großvaters ist der Maler und der Professor Johann Erdmann Hummel. Beide haben die Ihnen von mir überreichten „Gesetze des Schach-Clubs“ 1803-1805 unterzeichnet. Wie Erdmann ist auch dessen Sohn Johann Friedrich Hummel als Maler und Professor in Berlin verstorben und zwar im Jahre 1905.

Meine Frau Marie Elisabeth ist die älteste Tochter des 1892 in Berlin verstorbenen Geheimen Oberbaurats Eduard Wiebe, welcher als Erbauer der Düsseldorf-Elberfelder und der Ostbahn zuerst bekannt geworden, später den ersten Entwurf zur Entwässerung von Berlin ausgearbeitet hat und, infolge der mit Berieselung verbundenen Entwässerung von Danzig, zum Ehrenbürger dieser Stadt ernannt worden ist.“

Am 23. November 1904 feierte die Firma ihr hundertjähriges Bestehen. Das Grundstück der Maschinenfabrik und Eisengießerei, an der Ecke des Südufers und der Putlitzstraße, ist inzwischen von der Stadt Berlin zur Mitbenutzung bei Anlegung des Westhafens erworben worden, die Firma C. Hummel besteht aber noch.

Mir sind nicht weniger als fünf Maler und Zeichner namens Hummel bekannt, die aber nicht alle verwandt miteinander waren. Der hier in Frage kommende Johann Erdmann Hummel, geboren 11. Sept. 1769 in Kassel, † 26. Aug. 1852 in Berlin, Schüler des Hofmalers Böttner, setzte 1792—99 seine Studien in Italien fort und ging 1800 nach Berlin, wo er 1809 an der Akademie einen Lehrstuhl der Perspektive gründete. Er führte zuerst die Projektionslehre und die geometrische Schattenkonstruktion ein, sowie auch das architektonische Zeichnen nach besonderen Prinzipien, ferner die freie Perspektive und Optik.

Er malte Historien, Bildnisse, Genre, Landschaften und Architektur. Das Märkische [Museum hat von der Tochter meines Vormundes, Baurat Cantian, Frau Generalarzt Anna Schubert geb. Cantian, die drei Ölgemälde aus Hummels Pinsel erhalten, die sich auf die

Herstellung der großen Granit- (richtiger Gneiß-) Schale vor dem alten Museum beziehen.*)

1830 löste er eine höchst schwierige Aufgabe in seiner perspektivischen Ansicht von der Ecke der Schloßfreiheit nach dem Zeughaushin. 1832 malte er die erwähnte große Schale in drei Momenten: im Cantianschen Atelier, ferner auf dem Packhofe, endlich aufgestellt im Lustgarten. Die Schale hat in jeder der verschiedenen Ansichten eine andere Farbe, weil sie, poliert, die Farbe der sie umgebenden Gegenstände annimmt.

Herr Bialon hat nun die große Güte gehabt, mir für das Märkische Museum verschiedene Gegenstände zu verehren, die ich dem letzteren bereits überwiesen habe. Davon liegt hent zur Ansicht aus ein Ölbild auf Papier, darstellend eine mit minutiöser Genauigkeit gemalte Ansicht von dem Hause Marienstraße 5 aus auf die Hinterhäuser, die vom Schiffbauerdamm her angrenzen.**) Zwei Radierungen desselben Meisters: Die Villa Hadriana, Rom 1798 und Tivoli ebenfalls in Rom 1798 hergestellt.

Ferner lasse ich kursieren zur gef. Betrachtung eine bleierne Denkmünze, im hiesigen Schleusenkanal gefunden, etwas, anscheinend durch Sand und Wasser, abgescheuert, 4,5 cm Durchm., bezüglich auf die neue Schleuse von 1694.

Vorderseite: Frider. III. D. G. M. Brand. J. R. I. A. C. et Elect. R. Faltz.

Rückseite: Darstellung der neuen Schleuse in Berlin. Inschrift: „Ligneam inven. lapid. relinquit“, was ich also ergänze: „ligneam catarhactam invenit. lapideam relinquit“ (eine hölzerne Schleuse fand er vor, eine steinerne hinterläßt er). MDCXCIV (1694).

Das Märkische Museum besitzt ein gleich großes, viel besser erhaltenes Exemplar ebenfalls von Blei. Die Vorderseite zeigt jedoch den Kopf des Kurfürsten etwas kleiner, sodaß ein Teil des Harnisches sichtbar wird. Die Rückseite ist völlig gleichartig.

Nach Nagler, Künstlerlexikon, München 1837, wurde der berühmte Medailleur Raimond Faltz 1658 zu Stockholm geboren. Er lernte anfangs die Goldschmiedekunst, sowie Zeichnen und Wachsbossieren, hierauf besuchte er Paris, um sich unter F. Cheron in der Stempelschneidekunst zu vervollkommen. In Paris erlangte Faltz Ansehen und sogar eine königliche Pension von 1200 Liv. Er wurde vom französischen Hofe viel beschäftigt, und auch nach Schweden lieferte

*) Zwei auf denselben Gegenstand bezügliche Ölgemälde Johann Erdmann Hummel's hat Herr Bialon der Nationalgalerie geschenkt.

**) Hummel wohnte dort und konnte sich der mühsamen Arbeit mit aller Gemächlichkeit widmen. Vergl. Abbildung mit Text von Otto Pniower im „Tag“ vom 20. Oktober 1913.

er mehrere Werke. Endlich berief ihn Friedrich III. nach Berlin, wo er mehrere schöne Denkmünzen anfertigte. 1703 starb er hier im besten Mannesalter.*)

Sodann zeige ich vor eine der bekannten Messing-Tabaksdosen, der Deckel mit Bildnis Friedrichs des Großen, die Unterseite mit Ferdinand von Braunschweig und der siegreichen Schlacht bei Minden 1759. Crefelder Arbeit.

Endlich mache ich noch auf die Ihnen vorgelegten handschriftlichen „Gesetze des Berliner Schachclubs“ aufmerksam, der am 16. Okt. 1803 gestiftet und dessen Gesetze am 30. Mai 1805 revidiert wurden. Das damit verbundene Mitgliederverzeichnis enthält 139 eigenhändige Unterschriften, unter denen ich folgende, berühmten Männern angehörige, hervorhebe: Hirt (Altertumsforscher), Friedrich Nicolai (der bekannte gelehrte Buchhändler), Schleuen (Kupferstecher und Topograph), Louis Catel (Maler), Alexander von Humboldt, Eichhorn (Staatsmann und Gelehrter), Mila (Geschichtsschreiber Berlins),* Link (Dir. des Botanischen Gartens), v. Levezow (Kunst- und Altertumsforscher), Schönlein (namhafter Arzt), Gentz (Staatsmann), Genelli (Bildhauer).

Ich benutze die Gelegenheit, Herrn Bialon und seiner Gemablin für die hochherzige Stiftung auch meinerseits an dieser Stelle die wärmste Anerkennung auszusprechen.

XX. Hierauf sprach u. Schriftwart Herr Museumskustos Professor Dr. Otto Pniower über Berlins Gartenkunst im 17. und 18. Jahrhundert. Der mit großem Beifall aufgenommene Vortrag, der in der Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für Gartenkunst erscheinen wird, war durch viele charakteristische Lichtbilder trefflich illustriert.

XXI. Nach Schluß freie Vereinigung im Berliner Ratskeller.

24 (15. ausserordl.) Versammlung des XXI. Vereinsjahres.

Sonntag, den 30. März 1913.

Wanderfahrt nach Nauen und Markau.

Ab Lehrter Hauptbahnhof 12³⁰, Ankunft Nauen 1²⁶. Zu Fuß nach Markau. Besichtigung des Dorfes und der mittelalterlichen Kirche. Zurück nach Nauen mit der Kleinbahn um 3³², an Nauen 4¹⁰, Kaffeepause. Rückfahrt von Nauen 6⁵⁹.

*) Vergl. den Aufsatz von Chr. Voigt: „Unsere Spree und die Hohenzollern“ in dem von mir herausgegebenen Groß-Berliner Kalender, illustriertes Jahrbuch 1914 (Verleger unser Mitglied Kommerzienrat Karl Siegismund) S. 115 flg., insbesondere die zwei Abbildungen S. 119.

U. M. Herr Rektor O. Monke stellt uns folgenden Bericht zur Verfügung:

Das alte Gotteshaus hat man früher oft als „Wehrkirche“ aus der Zeit der Wendenkämpfe bezeichnet, weil der schmale Aufgang zum Glockenturme, der zu ebener Erde mit dem Kirchenschiff in keiner Verbindung steht, schmale, schießchartenähnliche Fensteröffnungen besitzt; doch läßt die Berechtigung dieser Bezeichnung sich nicht beweisen, zumal von dem ursprünglichen Bau außer dem erwähnten, teilweise aus unbehauenen Feldsteinen aufgeführten Westturme nur die Grundmauern erhalten sind. Über die Geschichte der Kirche hielt P. Kläber einen kurzen Vortrag. Danach findet sich die erste Erwähnung des Gotteshauses in einer Urkunde vom Jahre 1197. Markgraf Otto II. schenkte damals dem Domkapitel zu Brandenburg die von den Prämonstratensern gegründete und dem h. Nikolaus geweihte Kirche zu Markowe mit ihrem Zubehör und ihren Rechten. Obwohl sie seit 1659 unter Privatpatronat steht, erinnert doch ein noch heute jährlich zu entrichtender Kanon von 16 M. an das ehemalige Verhältnis zum Domkapitel. Ehrenreich von Bredow, Erbherr auf Bredow, kaufte die Kirche 1659. Sein Sohn Kaspar von Bredow erbaute 1712 die Kirche in ihrer heutigen Gestalt. Die innere Einrichtung, die jeden Besucher durch den Reichtum der Formen, wie durch die Einfachheit der Farben entzückt, stammt aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, die Orgel aus dem Jahre 1753, die Kanzel im Barockstil aus dem Jahre 1758. Nur das Orgelgehäuse fällt mit seinen gotischen Formen völlig aus dem Rahmen des Ganzen heraus. Die Kanzel mit ihrem prächtigen geschnitzten Schalldeckel ist ein Glanzstück märkischer Bildhauerkunst. Der untere Teil des Altarbaues zeigt die Wappen des Erbauers und seiner Gemahlin, der mittlere die vier Evangelisten, von denen besonders Johannes trefflich dargestellt ist, und der oberste die heilige Dreieinigkeit. Im Besitz der Kirche befindet sich ein schöner vergoldeter gotischer Abendmahlskelch von 1501 und eine Patene mit den Darstellungen der Hände und Füße des Gekreuzigten. In einem Nebenraum werden zwei Fahnenstangen aus der Zeit des 30jährigen Krieges aufbewahrt. Nach Geheimrat Friedels Gutachten stammen sie von Regimentsbannern her, die um die Mitte des 17. Jahrhunderts üblich waren. Die adligen Regimentsführer, nach denen die Truppenteile auch benannt wurden, nahmen derartige Fahnen bei ihrer Verabschiedung häufig als Erinnerungszeichen mit und bewahrten sie auf. Bei den Erneuerungsarbeiten im Innern der Kirche hat man es verstanden, die ursprünglichen Farben genau so zu erhalten, wie sie waren. In der Gruft unter der Kirche fand man die Überreste mehrerer Mitglieder der Familie von Bredow. Markau ist im Besitz einer sehr alten Glocke; sie stammt aus dem Jahre 1460. Auf dem Heimwege über Nauen besichtigte die Brandenburgia dort die recht bemerkenswerte

Jahrhundertausstellung im Rathause, die der Museumsleiter G. Eckler veranstaltet hat. In übersichtlicher Anordnung sind dort Schriften, Urkunden, Bildnisse, Waffen und solche Geräte, die auf die Erhebung im Jahre 1813 Bezug haben, ausgelegt, z. B. eiserne Ringe mit der Umschrift: „Gold gab ich für Eisen“, das Schwert des Dichters Fouqué aus Nennhausen bei Rathenow, das Seitengewehr des letzten Nauener Veteranen von 1813, des alten Techow, der die erste Fahne des 24. Infanterieregiments 1814 beim Einzuge in Paris trug usw. Zum Schluß besichtigte die Brandenburgia die Jacobikirche in Nauen, die in ihrem kunstvoll gearbeiteten Barocktaufstein eine besondere Sehenswürdigkeit besitzt.

1. (1. ausserordl.) Versammlung des XXII. Vereinsjahres.

Dienstag, den 1. April 1913, abends 8 Uhr im Bürgersaal des Berlinischen Rathauses.

Das Steinkohlengas in seiner Verwendung für die Küche lautete der Vortrag, zu welchem die Deputation der Städtischen Gaswerke vertreten durch ihren Vorsitzenden Herrn Stadtrat Rast freundlichst eingeladen hatte. Anwesend waren u. a. noch Herr Stadtrat Venzcy, mehrere Herren Stadtverordnete, Herr Verwaltungsdirektor Fürst, Herr Betriebsdirektor Schimming, Herr Subdirektor Magistratsrat Krause, der Dirigent der Privatbeleuchtung Herr Steinke, sowie dessen Assistent Herr Revierinspektor Kohl, welcher letzterer besonders bei der Leitung der Geschäfte am heutigen Abend sorglich tätig war.

Herr Stadtrat Rast begrüßte die Erschienenen, deren Zahl so groß war, daß der auf viele Hundert berechnete Vortragssaal kaum die Menge faßte und manche Besucher sich mit einem Stehplatz begnügen mußten.

Der Kampf, welcher zwischen Steinkohlengas und Elektrizität in den Großstädten bezüglich der Straßenbeleuchtung und der Beleuchtung der Häuser geführt wird und die Gasanstalten zu solchen technischen Anstrengungen angespornt hat, daß das Gas bezüglich der Helligkeit und der Billigkeit noch nicht übertroffen ist, spielt sich auch ab bei der Verwendung des Gases bzw. der Elektrizität in der Küche. Es wurde uns nun durch ganz vorzüglich geleitete Versuche überzeugend dargetan, welche großen Vorzüge das bequem zur Verfügung stehende Steinkohlengas gegenüber seiner Konkurrentin im bürgerlichen Haushalt besitzt. Herr Inspektor Kohl führte uns technisch die Entstehung und Verwendung des Steinkohlengases in einem im eigentlichen Sinne „lichtvollen“ Vortrag vor, um demnächst von dem Direktor der Karlsruher

Gaswerke, Herrn E. Ehrensberger, in Bezug auf die praktische Anwendung des Leuchtgases für Haus und Küche abgelöst zu werden. Eine informierende Schrift dieses Herrn: Die „Gasküche“ herausg. von Junker und Ruh in Karlsruhe wurde verteilt, ebenso Propagandaschriften der hiesigen Städt. Gasanstalt mit der Devise „Koche mit Gas!“ Die Vorzüge sing in recht überzeugender Weise folgende:

1. **Reinlichkeit.** Keine Asche, kein Ruß, kein Rauch; die Kochgeschirre bleiben stets blank und nutzen sich daher auch sehr wenig ab.
2. **Bequemlichkeit.** Ein Gasapparat braucht nicht stundenlang vorher angefeuert und unnütz in Brand gehalten zu werden. Kein Nachschüren des Feuers und kein Nachlegen nötig. Eine Drehung des Hahnes genügt, um den Apparat sofort in und außer Betrieb zu setzen. Die Bedienung ist die denkbar einfachste.
3. **Regulierung der Wärme.** Jeder gewünschte Wärmegrad kann durch einfache Drehung des Hahnes sofort erreicht werden, was z. B. für das langsame Weiterkochen sämtlicher Speisen von unschätzbarem Werte ist. Mit keinem anderen Brennstoff läßt sich eine so andauernd gleichmäßig gelinde Hitze erzielen wie mit Gas.
4. **Zeitersparnis.** Der Kaffee ist in 5—10 Minuten, ein gutes bürgerliches Mittagbrot in einer Stunde hergerichtet. Es werden täglich 3—4 Stunden Zeit erspart.
5. Ganz besonders empfiehlt sich außerdem das **Plätten mit Gas**, da dies die billigste, bequemste und reinlichste Feuerung ist, und der Plättraum kühl bleibt. Eine Stunde zu plätten kostet 2—3 Pfennige. Hierbei fällt die lästige Umwechslung sowie Erneuerung der Bolzen fort. Die **Gas-Plätteisen** nutzen sich fast garnicht ab.

Hierauf ging es an die praktischen Versuche mit Gas-Kochen, -Backen und -Braten, die Direktor Ehrensberger als Koch gekleidet, so meisterhaft ausführte, daß er, namentlich von den mehreren Hunderten anwesender Damen, laute Beifallsstürme auslöste.

Von der Theorie ging es zur Praxis über und zwar unter Beihilfe vieler junger kochkunstbeflissener Damen so flott und fleißig, so ausgiebig und schmackhaft, daß alle, alle befriedigt wurden und die ältesten Kenner versicherten, so schmackhaften Braten selten genossen zu haben.

Der Vors. Geheimrat Friedel sprach den Herren von den Gaswerken, Herrn Inspektor Kohl und dem unermüdlichen Herrn Ehrensberger den wärmsten Dank der Brandenburgia aus.

2. (2. ausserordl.) Versammlung des XXII. Vereinsjahres.

Sonntag, den 6. April 1913.

Wanderung durch Berlin-Lichterfelde.

Abfahrt vom Wannseebahnhof in Berlin um 9²⁰ nach Groß-Lichterfelde-West. Auf dem Bahnhof nahm u. M. Herr Rechnungsrat Kerkow mit seiner Frau Gemahlin die Erschienenen in Empfang. Der Weg führte durch die anmutigen Straßen dieses Vorortes zunächst nach dem Rother-Stift, wo die Oberin, Fräulein Else Rau, die Führung übernahm. Dieses Gebäude ist in roten Backsteinen aufgeführt. Das Stift hat hier seit kurzem ein neues Heim erhalten; es war 1841 von König Friedrich Wilhelm IV. gestiftet worden, und die ersten Gebäude standen vor dem Hallischen Tor. In ihm finden Töchter von Offizieren und Beamten, die mittellos sind, Unterkunft; sie haben freie Wohnung und Heizung und freie ärztliche Behandlung, während sie für die Verpflegung und für die Ausstattung ihrer Wohnung selbst sorgen müssen. Die Wohnungen bestehen aus einem Wohnzimmer, einem Schlafzimmer und einer Küche. Daneben gibt es noch Räume für die Geselligkeit, z. B. die hängenden Gärten, die Wintergärten, u. a. An die Besichtigung der Gebäude schloß sich eine Wanderung durch den ausgedehnten Garten mit dem Rosarium und den Obstspalieren. Bei der Führung beteiligte sich auch der Schöpfer des Stiftes Herr Baurat Körner. Mit Dank schied die Gesellschaft von dem freundlichen Führer.

Nach einer kurzen Wanderung wurde das zweite Ziel des heutigen Ausfluges erreicht, das neue Realgymnasium. Herr Direktor Professor Dr. Lehmgrübner hatte die Führung selbst übernommen und wurde dabei unterstützt von den Herrn Professor Dr. Schulze und Oberlehrer Naumann. Es fehlt nichts, was zur Einrichtung nur irgend nötig sein könnte, wie die Arbeitsräume für die Schüler der oberen Klassen für Chemie, Biologie und Physik, der Zeichensaal, der Gesangsaal, die Aula, die Turnhalle usw. Vielfach sind sehr zweckmäßige Einrichtungen getroffen, z. B. kann der Gesangsaal mit der Aula durch Zurückschieben der Türen verbunden werden, und die Turnhalle besitzt eine Empore für die Zuschauer. In der Aula wurde von einem Schüler die Orgel in meisterhafter Weise gespielt und zwar nicht bloß mit den Händen sondern auch mit den Füßen. Im Keller befindet sich ein Ruderkasten für 4000 M., und Herr Oberlehrer Naumann zeigte, wie die Schüler hier im Winter für die Sommerarbeit vorbereitet werden.

Nachdem wir uns auch hier mit herzlichem Danke verabschiedet hatten, war die Zeit zur Mittagspause herangekommen. In den Lichterfelder Festsälen, Zehlendorfer Straße 5, war die Tafel schon gedeckt. Herr Geheimrat Friedel toastete hier auf den Führer des heutigen Tages Herrn Rechnungsrat Kerkow und seine Familie.

Nach dieser kurzen Pause wurde nun die Hauptkadettenanstalt aufgesucht. Ihr Kommandeur, Herr Oberst von Zaborowski hatte die Erlaubnis erteilt, und der Adjudant, Herr Oberleutnant Schaefer, empfing am Hauptportal die Brandenburgia. Die Anstalt wurde im Jahre 1878 nach hierher verlegt. Wir betraten zuerst die Kirche, in welcher an jedem Tage eine Frühandacht und am Sonntag Gottesdienst abgehalten wird. Die Gebäude umgeben einen geräumigen Hof, der zur Hälfte als Paradeplatz dient. Der große bronzene Flensburger Löwe bildet den Schmuck. Er war nach dem Siege der Dänen bei Idstedt über die Schleswig-Holsteiner am 25. Juli 1850 auf dem alten Friedhof in Flensburg errichtet worden und wurde 1864 als Siegesbeute mitgebracht. Darauf wurden die inneren Räumlichkeiten besichtigt, z. B. eine Stube, ein Unterrichtszimmer, der Turnsaal, das Unteroffizierkasino usw. Der interessanteste Raum ist der große Feldmarschallsaal; hier hängen die Bilder der preußischen Feldmarschälle von Sparr bis Waldersee, und auch Wellington ist darunter. Außerdem werden hier zwei Degen aufbewahrt. Der eine gehörte dem großen Kaiser und wurde laut einer eigenhändigen Notiz von ihm vom Jahre 1832 bis zum 3. Juli 1866 getragen. Der zweite ist der Napoleons, welcher nach der Schlacht bei Belle-Alliance erbeutet wurde. Interessant sind die Einrichtungen für die Verpflegung; der große Speisesaal, wo täglich 1000 Kadetten dreimal ihre Mahlzeiten einnehmen; hier hängen die Porträts der ehemaligen Kommandeure, darunter auch das des Generals von Steinmetz. Die Ökonomie besitzt 9 Kühe und 16 Schweine, und das Gebäck wird in einer eigenen Bäckerei hergestellt. Auch hier bedankten wir uns für die eingehende Führung.

Hieran schloß sich die Kaffeepause im Ratskeller, worauf endlich der letzte Punkt des Programms, der Besch der Giesendorfer Kirche erledigt wurde. Hier hatte Herr Pfarrer Much die Führung übernommen. Er schilderte in seinen Ausführungen die geschichtlichen Begebenheiten des kleinen Ortes. Giesendorf wurde zuerst 1299 in einer Urkunde des Markgrafen Hermann, das wahrscheinlich von niederländischen Siedlern gegründete Lichterfelde bereits 1289 in einer Spandauer Urkunde genannt. Schon das Landbuch Karls IV. meldet 1375, daß Mühle und Krug wüst seien. Die Schoßregister von 1480 berichten ähnliches, und ein 1602 angelegtes Rechnungsbuch enthält zahlreiche Angaben über die Zeit des 30jährigen Krieges, wonach auch das Giesendorfer Kirchenbuch 1642 von den „Krabaten“ (Kroaten) geraubt wurde. 1634 konnte der

Kirchenacker im „Bullenwinkel“ und seit 1632 der „Upstall“ nicht mehr besäet werden, weil es an Korn fehlte; 1635 raubten die „Krabaten“ 23 Groschen Lichtgeld, 1637 fehlte es an Pferden für die Ackerbestellung; 1640 hatten die Soldaten das große Fenster in der Kirche zerschlagen und 1642 das Kirchenbuch geraubt. Von Raub und Plünderung spricht fast jede Seite des Buches; darum waren nach dem 30jährigen Kriege von den 11 Bauernstellen 8 wüst. 100 Jahre später suchten die Landsleute jener „Krabaten“, die Österreicher, die im 7jährigen Kriege die Charlottenburger Pulvermühle zerstören sollten, sowie die Russen die Dörfer heim und plünderten sie so aus, daß selbst der zerrissene Klingelbeutel der Kirche erst 1763 durch einen neuen ersetzt werden konnte. Am schlimmsten erging's aber den Bewohnern in der Franzosenzeit von 1806-1808 und 1813, als bei dem nahen Großbeeren der Kampf entbrannte. Beim ersten Anmarsch der Franzosen wurden den Bewohnern 7809 Taler und 14 Groschen abgepreßt, wobei die Soldaten den Bauern die Säbelspitze auf die Brust setzten, wenn sie nicht sofort alles heraus gaben. Als am 22. Dezember 1806 der Landrat v. Hacke gefragt wurde, wieviel Franzosen die einzelnen Ortschaften aufnehmen könnten, antwortete er, die Dörfer hätten zwar alle schwer gelitten, keins aber mehr als Giesensdorf und Wilmersdorf; man möchte sie daher verschonen. Und doch wurden den Bauern je 15 Mann ins Haus gelegt, denen täglich 1 $\frac{1}{2}$ Pfund Brot, 1 Pfund Fleisch, Vorkost, Bier und alle 3 Tage 1 Quart Branntwein zu liefern waren. Man erfuhr, was es heißt, den Feind im Lande haben, und endlich wandten sich die gequälten Giesensdorfer an den König und flehten ihn an, sie von Lieferungen zu befreien. „Wir sind ohne Brot und ohne Saat und bitten, auf unsern Kornböden nachsehen zu lassen!“ Auch Blutsteuer hatten die Giesensdorfer zu zahlen. Nach einer Bemerkung im Kirchenbuch (1814) war der Sohn des Gottfried Haupt als Soldat 1812 mit nach Rußland gezogen und dort gefallen. 1813 trieben es die uns verbündeten Russen in Giesensdorf schlimmer als die Franzosen. Das Jahr 1813 forderte neue Opfer; der Pfarrer Mulzer gab den goldenen Trauring für einen eisernen hin, der Lehrer Stachert rüstete seine beiden Söhne als Freiwillige aus, und das Dorf stellte einen dritten. Die Not hat das Dorf also oft schwer gedrückt, so schwer, daß es sich nie recht erholen konnte; es ist ein ärmlicher Ort bis zu unsern Tagen geblieben. Bezeichnend ist eine Bestimmung vor 1875 über die Ausbesserung des Schulhauses, dessen Fenster bis auf eines zur Lüftung vernagelt werden sollten, weil die verrosteten Haspen in dem verfaulten Holz der Rahmen nicht mehr befestigt werden konnten. Wo die Bretter am Giebel mit altem Holz nicht mehr ausgebessert werden konnten, sollten die Löcher mit Moos verstopft werden. Die alte Lichterfelder Kirche wurde im 30jährigen Krieg wüst; 1701 erfolgte ein Neubau, der wenig sorgfältig ausgeführt wurde; denn bereits

1734—1735 mußte der Turm abgetragen und erneuert werden. An Erinnerungszeichen finden sich in der Giesensdorfer Kirche noch die Gedächtnistafel für die 1813 Gefallenen und 2 Totenkronen. Die jetzige Sakristei war vor der Reformation ein Beinhaus, worin die bei Aushebung der Gräber gefundenen Knochen aufbewahrt wurden.

Ein Bild des Pfarrers Stephani (1838—1893) schmückt die eine Wand der Kirche und ein alter Grabstein aus dem Jahre 1606 meldet von einem jungen Gröben. Dieses Geschlecht war hier ansässig, und 1806 erschob sich der letzte. Herr Geheimrat Friedel sprach beim Abschied Herrn Pfarrer Much den Dank für die gütige Führung aus.

Mit dem Zuge um 6³⁰ Uhr kehrte wohl der größte Teil der Gesellschaft nach Berlin zurück.

Kleine Mitteilungen.

Neue Städtische Kunstwerke in Berlin. Im Bericht der Städtischen Kunstdeputation vom 22. August 1913 sind nachstehende Angaben enthalten.

Zierbrunnen auf dem Pappelplatz.

Die im Vorjahre begonnenen technischen Arbeiten an der Brunnenanlage und ihrer Umgebung sind bis zu Anfang des Monats Oktober im Berichtsjahre vollendet worden, ebenso die an Ort und Stelle auszuführenden künstlerischen Arbeiten an der Steinausführung der Brunnenfigur.

Am 15. Oktober 1912 erfolgte die Abnahme der nach dem Entwurf und den Modellen des Bildhauers Ernst Wenck ausgeführten Gesamtanlage und deren Übergabe an die für die Unterhaltung des Kunstwerks zuständigen städtischen Dienststellen.

Ausmalung der Aula des Königstädtischen Gymnasiums.

Nachdem die Stadtverordneten-Versammlung durch Beschluß vom 11. April 1912 sich mit der Hergabe der Aula des Königstädtischen Gymnasiums, Elisabethstraße 57/58, für eine künstlerische Ausmalung auf Grund des vorausgegangenen Wettbewerbes nach dem Entwurf des Malers und Radieres Professor Karl Köpping einverstanden erklärt hatte, sind die erforderlichen Verhandlungen mit dem genannten Künstler zum Abschluß gebracht worden.

Demgemäß soll, nach Beendigung der vorweg erforderlichen Atelierarbeiten an den Ausführungskartons und nach Vollendung der anderweit auszuführenden Vorarbeiten am Malgrund der Aulawände, Anfang Mai 1914 die Ausmalung an Ort und Stelle begonnen werden.

Beschaffung von Gobelins für die Magistratsbibliothek.

Gegen Ende des Vorjahres hatte die Deputation den Maler Professor Max Koch — einen der 4 Künstler, von denen Entwürfe für die Gobelins gefertigt worden waren — ersucht, einen weiteren Entwurf herzustellen, der sich der Gobelintechnik noch enger anschliesse.

Die Deputation wählte hiernach in ihrer Sitzung vom 22. September 1912 die Darstellung des Gendarmenmarktes und — für die Lünette der neben der betreffenden Wandfläche liegenden Türöffnung — das Porträt Gontards.

Hiernach wurden zunächst die Verhandlungen mit dem genannten Künstler zwecks Herstellung der Kartons zum Abschluß gebracht.

Die Herstellung dieser Kartons ist in Arbeit.

Gruppe „Mutter, ihr Kind unterrichtend“, von Calandrelli.

Der im Vorjahre bereits fertiggestellte Bronzeguß dieser Gruppe ist im Sommer des Berichtsjahres bestimmungsgemäß in den Gartenanlagen des Kaiser und Kaiserin Friedrich-Kinderkrankenhauses in der Reinickendorfer Straße zur Aufstellung gelangt.

Das beim Abformen gut erhaltene Gipsmodell der Gruppe wurde an seinem früheren Platze, einer halbrunden Nische am Haupttreppenhaus des Rathauses, wieder aufgestellt.

Mischehen in Berlin, Prov. Brandenburg und Preußen. Zufolge Feststellungen der Volkszählung 1910, ist nach dem Statistischen Jahrbuch für den Preußischen Staat, ermittelt, daß in Preußen 57,05 v. H. der Kinder aus Mischehen zwischen Evangelischen und Katholiken evangelisch erzogen werden. Im einzelnen beträgt der Anteil der Evangelischen in Ostpreußen 51,5, Westpreußen 45,4, Berlin 73,5, Brandenburg 75,0, Pommern 70,0, Posen 52,7, Schlesien 54,8, Sachsen 71,6, Schleswig-Holstein 77,5, Hannover 58,8, Westfalen 46,6, Hessen-Nassau 57,8, Rheinland 48,0, Sigmaringen 16,1. Der Prozentsatz des evangelischen Gesamtanteils hat sich seit 1885 von 5 zu 5 Jahren folgendermaßen gestaltet: 54,4, 55,0, 55,7, 56,5, 56,8 und 57,05.

Fragekasten.

C. V. Die neue Berliner Stadtflagge. Über die Lage der ganzen Sache habe ich in dem neuen Groß-Berliner Kalender, illustriertes Jahrbuch Jahrg. II. 1914 (Verlag von Siegismund, Dessauerstr. 13), ausführlich berichtet. Über die künstlerische Ausgestaltung teilt der Bericht der Städtischen Kunstdeputation vom 22. August 1913, unterzeichnet Dr. Reicke, wörtlich Folgendes mit. „Im weiteren Verfolg des im Vorjahre seitens des Magistrats an die Kunstdeputation ergangenen Ersuchens um gutachtliche Äußerung über den vorliegenden Entwurf für eine neue Flagge der Stadt Berlin hat die Deputation die Ausführung der Flagge nach diesem — von dem Kunstmaler, Professor Döpler d. J. herrührenden — Entwurf empfohlen.

Dementsprechend wurde dieser Künstler beauftragt, die naturgroßen farbigen Entwürfe für die Ausführung herzustellen. Die ersten neuen Flaggen für das Rathaus sind hiernach im Laufe des Berichtsjahres angefertigt worden.“

E. Friedel.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei G. m. b. H., Berlin, Bernburgerstr. 14.

3. (3. ausserordentl.) Versammlung des XXII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 16. April 1913.

Wanderfahrt nach Werder a. d. Havel.

Wir verließen mit dem Zuge 2¹⁵ nachmittags Berlin und langten kurz nach 3 Uhr in Werder an. Prof. Dr. Zache übernahm die Führung. Wir wanderten in Begleitung der Herrn aus Werder und Glindow, (Rektor Albrecht, Petzold, Vorsitzender des Bürgervereins, Hauptlehrer Andrich, Lehrer Schmidt usw.), über den Kesselberg zum Westabhang des Höhenzuges und genossen den schönen Blick auf den Plessower See. Angenehm fiel auf, daß der rührige Bürgerverein jetzt überall Wegweiser aufgestellt hat, die ein leichtes Zurechtfinden ermöglichen. Beim Restaurant Bismarckhöhe, wo der Kaffee eingenommen wurde, erreichten wir den Rücken des Höhenzuges und überschauten von hier aus die Havelniederung als Gegenstück zu dem vorhin betrachteten Landschaftsbilde. Nach der Kaffeepause gab Prof. Zache in der Begrüßungsansprache seinem lebhaften Bedauern über die argen Frostschäden Ausdruck, die namentlich die Blüten der Süßkirschen vollkommen vernichtet haben, und sprach die Hoffnung aus, es möge sich manches noch wieder erholen. In seiner Erwiderung darauf äußerte der Vorsitzende des Bürgervereins, Petzold, der die Brandenburgia im Namen der Stadt Werder begrüßte, es sei dazu leider keine Aussicht vorhanden; die Brandenburgia müsse sich diesmal mit dem Landschaftsbilde, das ja aber auch sehr schön sei, begnügen und möge deshalb noch oft nach Werder kommen.

Sodann hielt Rektor Albrecht einen fesselnden Vortrag über „Die Geschichte der Stadt Werder und die Entwicklung ihrer wichtigsten Erwerbszweige mit Ausnahme der Fischerei.“ Als Quellen führte er an: 1. Riedel; 2. Schönemann, diplomatische und topographische Geschichtsbeschreibung der Churmärkischen Mediatstadt Werder, Potsdam 1784; 3. Festschrift zur Feier des 200 jährigen Bestehens der Schützengilde zu Werder am 31. 7. 1904; 4. Stadtberichte des Bürgermeisters Dümichen; 5. Eine alte Schrift eines Ungenannten: „Praktische Beyträge zur Bildung

eines allgemeinen Lehrbegriffs für die Unterämter Frankfurt und Leipzig 1787“; 6. „Führer durch die vom 25. April bis 21. Mai 1907 in Werder stattfindende Allgemeine Ausstellung“; 7. Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Potsdams.

Es ist das Jahr 1736. König Friedrich Wilhelm I. kommt auf einem mit 2 Pferden bespannten Wagen nach Werder, um seine lieben blauen Kinder zu besuchen; hat er ihnen doch eine besondere Wohltat gewährt: ein Kommando ist zur Erholung nach Werder geschickt worden, weil dort eine stärkende Luft zu finden ist. Er fährt gerade die Fischerstraße hinab; da bleibt der Wagen in einem Morast stecken, und der gestrenge Herr befiehlt nun die sofortige Pflasterung der Stadt, wofür die Kämmererkasse 673 Taler hergeben muß. Die Zustände spotteten ehemals aber auch jeder Beschreibung: fuhr man doch in der nassen Jahreszeit in der Fischerstraße und beim Pfarrgarten im Kahn von einem Haus zum andern, wie alte Leute noch 50 Jahre später und Bürgermeister Schönemann erzählten.

An die alten Straßennamen knüpfen sich allerlei Erinnerungen. Die Brüderstraße z. B. erhielt ihren Namen nach den 7 Gebrüdern Fritze, die dort wohnten, die Baderstraße nach den Badern und Barbieren, die 1784 seit mehr als 200 Jahren hier ansässig waren, und die Michaelgasse, wo zu Schönemanns Zeiten nur 4 Häuser standen, nach dem in einer Erdhöhle hausenden Schuster Michel; er wurde „über ertappte Näschereien“ in der Küche des verstorbenen Ratmanns Leßling, von dem Koch unvorsichtigerweise mit einer Feuerzange erschlagen, die Höhle aber zugeworfen und ein Haus darauf erbaut.“

Auf der Insel sollen aber der Überlieferung nach nicht die Anfänge Werders zu suchen sein. Schönemann berichtet, daß man auf der „alten Dorfstelle“ noch Überreste einer ehemaligen Ansiedlung gefunden habe. Die erste urkundlich feststehende Jahreszahl ist 1317. Damals wurde vom Truchseß Waldemars, dem Ritter Slotke, nach einer in Soldin ausgestellten Urkunde Werder für 244 Mark Brandenburgischen Silbers an Lehmin verkauft und der Ort als Bleckeken bezeichnet. 1458 wurde er durch Friedrich II. zur Stadt mit dem Marktrecht erhoben. An die Zugehörigkeit zu Lehnin erinnern noch die ausgedehnte Fischereigerechtigkeit und der früher bedeutende Weinbau. 1542 wurde Werder kurfürstliche Domäne; die Klosterabgaben fielen dem Domänenamt zu, das die Jurisdiktion über Werder übte; Verwaltung und Rechtspflege wurden durch Friedrich den Großen getrennt.

Der Schutz der natürlichen Lage bewirkte, daß Werder von den großen geschichtlichen Ereignissen wenig berührt wurde. Während Potsdam im 30jährigen Kriege viel zu leiden hatte, wie der damalige Pfarrer Franke an St. Nikolai berichtete, fanden die Schweden um 1637 und Pfingsten 1641 wegen einer Unvorsichtigkeit der Bewohner, die sonst sogar

im Winter die Havel zum Schutze aufeisten, den Weg zur Stadt, die sie nun plünderten. Auch in 7 jährigen Kriege blieb Werder nicht verschont. Doch war einst in der Lehniner Fehde im Jahre 1400 Gans von Putlitz, der mit Hans von Quitzow, Henning von Ziesar und Henning von Groeben in Werder eingedrungen war, von den Bürgern gefangen und gebunden worden, während 2 seiner Knechte erschlagen wurden, wie der Abt von Lehnin berichtet. Aber die Spuren jener verwilderten Zeit machten sich auch in Werder bemerkbar. Der Stadtrichter Irmisch schreibt: „Die Insel Wehrder heißet im gemeinen Sprichworte die Insel der Einigkeit, sie könnte aber füglich die Insel der Uneinigkeit genannt werden; denn die Unverträglichkeit ist eingerissen, daß kein Ermahnen und Züchtigen helfen will. Auch gilt das Faustrecht zu viel — denn alle Händel werden damit abgetan und enden sich gewöhnlicherweise mit blutigen Köpfen. Die Menschen sind zum Umgange wenig geschickt, garnicht aufgelegt, vertrauliche Freundschaften zu unterhalten. Geheimnisse können sie nicht bewahren. Im Versprechen sind sie geschwind, aber langsam, wenn es auf Erfüllung der gegebenen Zusage ankommt. Vor den Augen stellen sie sich sehr treuherzig, hinterm Rücken sind sie hinterlistig und falsch. Von aussen gleissen sie zwar; aber von inwendig sind sie reiße Wölfe. — Sie sind sehr abergläubig — glauben Fantomen und Hirngespinnste — im Gespenstersehen besonders erfahren. Gegen die Obrigkeit tückisch, widerspenstig und halsstarrig. Gegen die Prediger bezeigen sie sehr viel Ehrfurcht. Zum Betrug haben sie Neigung — solchen aber zu verdecken, bereit falsch zu schwören, wofür sie hinwiederum fleißig zur Communion gehen, sonst aber den Sabbath gerne entheiligen. Arbeitssamkeit, kümmerliches und sparsames Leben, ist ihnen nicht abzusprechen. Sie hassen alle Fremde die sich unter ihnen niederlassen, und suchen sie gerne zu verdrängen, haben eine kauderwelsche Sprache, üble Kinderzucht, schlechte Sitten, halten nicht viel auf Künste und Wissenschaften, werden selten krank und bei ihrer Lebensart sehr alt.“ Aus den Schützenakten geht hervor, daß Friedrich der Große, um Werder vor Einfällen, Raub und Plünderung während seiner Abwesenheit in den Kriegszeiten zu schützen, verordnet habe, Bürger und Bauern möchten sich in bestmöglichen „Devensions-Stand“ setzen. Das habe sie veranlaßt, eine „Schützengilde aufs neue zu errichten.“ In denselben Akten lesen wir „16. Aug. 1760. Rieken, die Kanonen zu lösen, weil gesungen ward „Herr Gott dich loben wir,“ zum Dankfest 2 Groschen; am 15. August war der Sieg über die Österreicher bei Liegnitz erfochten worden. 1762 heißt es: „Unseres glückliches Friedens- und Dankfest mit dem Russischen Kaiser zu befeuern, wozu 1 Pfd. Pulver gebraucht. 12 Groschen.“ Über das Steigen der Pulverpreise im Kriege geben die Berichte der Gilde folgende Nachricht: das Pfund kostete 1739: 5 Groschen, 1760: 6 Gr., 1761: 8 Gr., 1762/63: 12 Gr. und 1764: 6 Gr.

Über das Münzwesen gibt folgende Bemerkung aus dem Jahre 1764 Nachricht: „Annoch sint vorhanden gewesen an sächsische 1 gr. Stück — — 2 Tlr. 22 G. 10 Pf. Von diese und 6 Thaler leichte Brandenburgische 1 Gr. Stücke haben eingewechselt an leichte 1 Drittel Stück von den Jude Benjamin vor unsere erbauten Doppelhacken, so von uns vor das genauste verraccordiret 5 Tal. 12 Gr.“ — 1766: „Ferner haben empfangen vor die vorhandenen Rothe 6 Pf. Stücke 19 Gr., wie angezeichnet ist dafür an gutem Gelde bekommen 7 Gr.“ 1806 mußte die Gilde 3 Taler Kontribution zahlen. Der Glaser erhielt für reparierte Fenster im Schützenhause 5 Taler 9 Gr. 6 Pf. Die Franzosen hatten also wohl alle zerschlagen.

Die Zahl der Feuerstellen auf der Insel und in der Vorstadt betrug 1713: 169 und 9 wüste Baustellen, 1784: 234, worunter 7 ganz massive Häuser, 23 mit massiven Fronten, 203 von Fachwerk und Holz; 118 hatten nur eine Etage, 85 nur 2 Etagen, 139 massive Schornsteine, 174 hölzerne Schornsteine; 4 waren mit Stroh gedeckt, die andern mit Ziegeln. Es gab 36 Weinpressen, deren Hütten mit Stroh gedeckt waren, und 3 Windmühlen. Über die Bauart wird gesagt: Viele Häuser sind zwey, dreyhundert Jahre alt, und solche bestehen bloß aus vielem Holz, Lehm und gestakten Wänden, hölzernen Schornsteinen von großem Umfange. Statt einer geraden Front haben sie drey und viergeschössige Giebelfronten. Der Umfang solcher Häuser ist ziemlich weitläufig; man trifft aber selten mehr als eine Stube darinnen an, welche indessen so geräumlich ist, daß 30 Personen Platz finden können. Der übrige Raum des Hauses besteht aus unbrauchbaren Winkeln und Kammern, großen Böden, unausgebauten Etagen.“

Die Bewohner waren sehr arm; die Strafen der Fischer mußten deshalb oft gemildert werden, wenn die Leute gegen die Verordnungen verstoßen und am Sonntag oder in verbotener Weise mit 2 Kähnen, an verbotenen Stellen oder mit verbotenen Netzen gefischt hatten. Einmal taten sie sich bei einer Zusammenkunft auf Kosten der Innung an Semmeln gütlich, mußten aber ihre Schwelgerei büßen und das Geld erstatten. Als Friedrich Wilhelm I. die von seinem Vater der Schützeninnung gewährte Unterstützung zurückzog, war es mit ihr aus, und sie lebte erst wieder auf, als Friedrich II. ihr 30 Taler schenkte.

Ihrem Boten, dem „Landpassaten“, zahlten sie jährlich nur 1 Taler 16 Gr. Gehalt, und der Stadtmusikus Bohnstedt mußte der Gilde für 3 Taler jährlich den Marsch blasen; 1758 finden wir notiert: „Nach Nota des Sekretairs restieren an Strafen:

Der Bohnstedt vor Fluchen in der Schießstube	. 2 Groschen,
der Neumann „ „ „ „ „	. 2 Groschen.

Die Kinder Werders wurden bis zum 8. oder 9. Jahre in die Schule geschickt, lernten etwas lesen, wenig schreiben und noch weniger

rechnen. Dann wurden sie angetrieben, ihr Brot selber zu verdienen: So wuchs aber ein hartes, kerniges Geschlecht heran. „Sie gehen an ihre Arbeit im Sommer schon um 2 Uhr morgens, erreichen 70, 80 und mehre Jahre, bleiben bei guten Kräften in diesem Alter, noch ihre gewöhnlichen Geschäfte versehen zu können“ (1784). So kommt es auch, daß sich die Familien lange erhalten. Die jetzigen Namen Hagendorf, Kagel, Kuhlbrodt, Rietz und Schmidt kommen schon in den ältesten Zeiten vor. 1784 gab es mehrere Familien Baumgarten (3), Fritze (6) Hagendorf (5), Hintze (9), Kagel (8), Krüger (6), Kuhlmei (5), Kuhlbrodt (6), Lendel (4), Mai (6) und Schmidt (12) bei 1119 Seelen. Als der Kreisarzt vor kurzem die Schülerinnen der I. Klasse der Volksschule in Werder zu Gesicht bekam, rief er aus: „Werder ist wirklich ein Pfeiler der Monarchie.“ Die Frauen müssen hier besonders schwer arbeiten, z. B. beim Obsttransport. Das erste Transportmittel war die Kiepe, in der das Obst nach Potsdam und selbst bis nach Berlin getragen wurde. Dann benutzte man den Wasserweg und die Frauen ruderten die großen Schuten havel- und spreeaufwärts. Bei günstigem Wetter wurde auch gesegelt. Auf der „Langen Brücke“ in Potsdam versammelte sich das Publikum, wenn „die Werderschen“ fröhlich singend heranruderten. Auf halber Strecke zwischen Wannsee und Schildhorn fand die Ablösung statt. Die von Werder Kommenden nahmen die leeren Schuten in Empfang, die andern brachten die vollen nach Berlin. Fontane gedenkt des Betriebs in seinen Wanderungen.

Allerlei Sitten und Gebräuche bestanden schon 1780 in Werder. Als Hochzeitstag galt der Donnerstag. Die Braut trug eine Myrtenkrone. War das Wetter gut, so bedeutete das Glück für die junge Ehe. Bei der Mahlzeit gab es zuerst Suppe und Fleisch; dann folgte das „Ehstandsgericht“, ein zubereiteter Kalbskopf oder Reisbrei, dann gab's verschiedene Fische und endlich Braten von „zahmen Tieren“. Dazu wurde einheimischer Wein getrunken und zwar nicht wenig. Auch Nachbarn und Freunde bekamen „Kosthappen“, wer übersehen wurde oder nicht genug bekam, forderte seinen Anteil und beleidigte nicht selten die Gäste, hob auch wohl Tür und Fenster aus, sodaß zuweilen die Polizei einschreiten mußte. „Springende Tänze“ waren beliebt, wobei den Männern das lange, ungeschnittene Haar um das Haupt flatterte. Gegen Mitternacht wurde der Kranz abgetanzt, und die Braut nahm dann in einem besonders dazu erfundenen Tanz Abschied von den Gästen. Die Gesellschaft ging selten vor 5 oder 6 Uhr auseinander. Am folgenden Tage sangen die Schüler dem neuen Paare ein Lied und erhielten dafür eine Suppe, von Wohlhabenden auch wohl einen Groschen. 1782 wurde diese Sitte vom Rektor abgeschafft.

Die Toten wurden in ein weißes leinenes oder kattunenes Sterbekleid gewickelt, in die Bahrkappe, die einige Ellen zum Sarge hinaus-

hängen muß. Jünglinge und Mädchen werden mit Bändern, Blumen und Kronen geschmückt, Frauen, die in den Wochen starben, in schwarzer Kleidung begraben, Leichen 24, auch 48 Stunden zur Schau gestellt. Am Beerdigungstage wurden von 11—12 Uhr sämtliche Glocken geläutet. Die Prediger trugen während des Gottesdienstes weiße Chorröcke. Beim Abendmahl brannten Wachskerzen; 2 Knaben in weißen Hemden standen hinter den Geistlichen.

Nach den Aufzeichnungen der Schützengilde wurden 1787 als der Fischer und Schützengenosse Riez den besten Schuß nach der Königs-scheibe getan hatte, 2 Schützen nach Berlin gesandt; sie erhielten von der Königin 20 Friedrichsdor zum Geschenk. Die Folge dieses Geldregens war, daß man früher einen nie gekannten Überschuß — 96 Taler 21 Gr. 3 Pf. zu buchen hatte, wozu der Schützenchronist bemerkt „Was zu viel ist, ist zu viel!“ Er berichtet, daß 12 Tage nach dem Königsschuß am 22. VII. 1787 eine Nachfeier veranstaltet wurde, wobei man ausgab: für Wein, Gewürze, Kaffee, Taback, Branntwein, Salz, Sirup, Öl, Essig und Weißbier laut Quittung des Materialisten Hintze 22 Taler 9 Gr. 11 Pf., an den Schlächter Hoffmann für Fleisch 6 Taler 16 Gr., für Fische aus Nahmitz 5 Taler 5 Gr., dem Schönefeldt für Brot und Semmel 2 Taler 15 Gr., dem Rasenack für Bier 3 Taler 18 Gr., dem Riez Auslagen für Kleinigkeiten, als Butter, Pflaumen, Salz 3 Taler 6 Gr., der Frau so die Küche besorgt incl. Aufwartung in der Küche 18 Gr., den beyden Fouriers und Kieken für die Aufwartung 1 Taler 8 Gr., dem Lobstedt für die musikalische Aufwartung 8 Taler, die Kanone herauszubringen 2 Gr. vor Schießpulver 8 Gr., 2 Quart Branntwein 10 Gr., für 12 Stück vermißte Teller und 9 Bontailen 15 Gr. Zusammen 55 Taler 10 Gr. 11 Pf.

Über die wirtschaftlichen Verhältnisse finden sich mancherlei Angaben:

I. Im Jahre 1724 wurde die Überfahrt nach Wildpark, Potsdam und Geltow eingerichtet; vordem hatte jeder Fischer das Recht, Fremde überzusetzen. Es kam aber dabei oft zu Unzuträglichkeiten, an Markttagen sogar zu Schlägereien. Die Stadt erzielte nun folgende Erträge: 1725—28 jährlich 8 Taler, 1736—39: 115 Taler, 1739—45: 165, 1751: 175, 1757: 219, 1763: 180, 1769: 163 $\frac{1}{4}$, 1776: 225, 1782: 253, 1788: 258, 1866: 550 Taler. Seit 1848 besteht die Eisenbahn. Das Fährgeld betrug für den Fremden 8 Pf., für den Einheimischen 4 Pf. Die Zahl der Passagiere mußte 1866 schätzungsweise 33 000 betragen, um die Pachtsumme zu decken; man schließt, daß weitere 6 000 Passagiere nötig waren, um das Einkommen des Pächters aufzubringen. Die Pacht betrug 1872—75: 700 M, 1876—78: 310 M, bis 1885: 663 M, bis 1889: 665 M, bis 1895: 410 M, bis 1897: 603 M, bis 1902: 500 M, 1902—04: frei, keine Überfahrt; bis 1910: 400 M, bis 1915: 1250 M. Der Verkehr hat sich vermehrt; doch klagt der Pächter über die Höhe der Pachtsumme.

Die Seelenzahl in Werder betrug 1740: 1011, 1784: 1119, 1831: 1510, 1855: 2601, 1864: 3513, 1895: 6280, 1900: 6549, 1905: 6937. Augenblicklich ist Stillstand eingetreten.

II. Die Ziegeleien stehen jetzt still. 1784 zählt Schönemann 3 Ziegelbrenner. Für die Zeit 1884–87 war der Preis für 1000 Mauersteine 26 M, 1890: 32–33 M, 1891 trat ein Rückschlag ein; 1893 wurden nur 16 M für das Tausend Steine erzielt; die Folge war eine Einschränkung des Betriebs; die Ziegeleien arbeiteten mit Verlust. Der Dampfbetrieb wurde eingeführt. Der Fabrikbesitzer Paul Lüdicke in Werder erfand die Dampfwalzenschlemme. 1897 wurde zur Erhöhung der Preise ein Ring gebildet, der den Betrieb einschränkte und den Preis von 15 auf 20 Mark für 1000 Steine steigerte. Die 9 Ziegeleien fertigten: 1895: 30 Mill. Steine, 1896: 30 Mill., 1897: 32 Mill., 1898: 26 Mill., 1899: 25 Mill. Die Zahl der Arbeiter betrug 300, die im Sommer je 3 M täglich erhielten, während die Streicher und Aufkarrer 4 bis 5 M bezogen. 1902 nahm die Bautätigkeit in Berlin einen Aufschwung; der Preis der Steine stieg auf 26 M, 1903 auf 33 M; dann 21 M, schließlich 28–30 M. Die Zahl der Arbeiter betrug 1900–1903: 173, 370, 84 und 378. In der Zeit von 1903–08 macht sich die Konkurrenz der Kalksandsteine (Einfuhr in Berlin 1906: 500 M.) geltend; die Bautätigkeit stockt; Baugeld bedingt 7%, und der Preis der Steine fällt daher auf 18 M bei erhöhten Betriebskosten für Kohlen und Lohu. Das Jahr 1904 brachte 1 Konkurs und 11 Zwangsversteigerungen, 1905: 0 und 4, 1906: 6 und 11, 1907: 1 und 21, 1908: 4 und 30, 1809: 0 und 21.

Außer den 3 Ziegelbrennern gab es 1784 in Werder 6 Ackerleute, darunter einen Lehnschulzen, 40 Branntweinbrenner (von denen 8 „Nahrung treiben“) 21 Brauer, 39 Fischer, 11 Leinweber, 2 Schiffbauer, 16 Knechte, 10 Stauerleute, 30 Tagelöhner, 30 Weinmeister.

III. 1884 bestanden 4 Brauereien; sie zahlten 42300 M Brausteuer; 1885 40503 M, 1886: 45104 M. Im einzelnen zahlten sie vom Oktober 1890–91: 29568, 11210, 12854 und 11603 M; 1891–92: 24704, 11210, 13034, 11283 M, 1892–93: 24934, 10716, 13297, 11531 M, 1893–94: 30065, 10713, 14497, 12666 M. Durch Vertrag vom 22. 11. 96 wurden die 4 Brauereien zu einer Aktiengesellschaft unter der Firma: „Vereinigte Werdersche Brauereien“ zusammengeschlossen, deren Aktien gelegentlich bis auf 7 heruntergingen. Die Brausteuer betrug 1896: 61834 M, 1897: 60121, 1898: 57831, 1899: 66652, 1900: 59576.15, 1901: 40904.86, 1902: 45405.50, 1903: 43994.55 M. 1904: 40003, 1905: 25949, 1906: 39642, 1907: 36011, 1908: 28029, 1909: bis 31. Dezember 28776 M. Der Wettbewerb der großen Berliner Brauereien beeinflusste den Umsatz. Dann folgte der Zusammenbruch.

IV. Ackerbau und Viehzucht wichen vor dem Obstbau mehr und mehr zurück, der mehr Menschen ernährt. 1787 besaß Werder 616

Morgen Kämmereiwald und 250 Morgen Bürgerwald, 200 Morgen Weide und Grasplätze (ohne Wiesen) 1 Freigut und 6 Ackerwirtschaften. 1783 ließ Friedrich II. auf dem Gelände der Kämmereiforst 2964 Maulbeerbäume auf eigene Kosten anpflanzen und 2 Seidenbau- und Seidenmeisterhäuser bauen, sodaß jährlich 80 Pfund reine Seide gewonnen wurde. Der Viehbestand belief sich 1783 auf 63 Pferde, 8 Ochsen, 120 Milchkühe, 19 Stück Jungvieh, 398 Schafe, 277 Schweine und 300 Gänse, 1884 auf 234 Pferde, 32 Esel, 23 Rinder; 1885: 275 Pferde, 25 Esel, 21 Rinder, 1888: 323 Pferde, 2 Esel, 28 Rinder; 1892: 2 Schafe, 303 Schweine, 532 Ziegen, 84 Bienenstöcke, 1899: 323 Pferde, 3 Esel, 7 Rinder, 1900: 351 Pferde, 1 Esel, 7 Rinder, 1909: 356 Pferde, 4 Schafe, 1 Rind, 715 Schweine. Ochs, Esel, Rind und Schaf sind nun verschwunden. Der Rückgang in der Zucht der Haustiere entspricht dem Vorwärtsschreiten der Obstzucht. 1900 wurden 292819 Obstbäume gezählt.

V. Der Weinbau bei Werder ist uralte. Albrecht der Bär rief Weinbauer aus Franken und dem Rheingebiet herbei. Ob Fidicins Bemerkung, daß Albrecht die Schlacht gegen Pribislaw hinter den Potsdamschen Weinbergen schlug, besagen will, daß damals schon Weinberge bestanden, mag dahingestellt bleiben. Doch besaßen bereits die Cistercienser in Werder einen Weinkeller. Nach Möhser legten die beiden ersten Hohenzollern bei Potsdam und andern Städten Weinberge an und ließen fränkische Reben pflanzen. Unter Johann Georg blühte der Weinbau; er gab eine musterhafte Weinmeisterordnung. Der Versand ging bis Preußen, Polen, Rußland. Einen Aufschwung erlebte der märkische Weinbau unter dem Großen Kurfürsten; die bestehenden Weinberge bei Caputh und Bornim wurden erweitert; neue Winzereien wurden bei Geltow, Golm, am Brauhausberge, bei der Pirscheide, Bornstedt, Neu-Langerwisch, Gütergotz, Saarmund angelegt. Die Weinberge bei Werder wurden erweitert. 1782 hatte Werder nach Hansen 380 Morgen Weinberge. Der Gewinn betrug 239 Faß zu 180—200 Quart für 14 Taler für das Faß; die Nachbarorte erzielten 9—12 Taler. Potsdam hatte 372 Morgen Weinland, erzielte 407 Faß und 18 Taler für das Faß. Wahrscheinlich besaß man hier Treibhäuser.

VI. Der Obstbau erzielte in der Neuzeit folgende Erträge. Auf Dampfern wurden befördert. 1885: 604020 Tienen, 1886: 502040 T, 1887: 506050 T, 1891: kleine Tienen (netto 4 kg): 661207, Himbeertienen (20 kg): 8852, Kiepen zu 5—6 T: 16187, Kiepen zu 4 T: 1475.

1892: kl. T: 455608, Himbeer-T: 4262, Kiepen (5—6): 2255; Kiepen (4) 1138. 1893: kl. T. 406272, Himbeer-T: 53475, Kiepen (5—6): 15392, Kiepen (4): 1849. 1894: kl. T: 720297, Himbeer-T: 9799, Kiepen (5—6): 13292, Kiepen (4): 1344; oder: 1895: 60000 Zentner, 1896: 80000 Z., 1897: 59000 Z., 1898: 50000 Z., 1899: 35000 Z., 1900: 60000 Z., 1901: 66000 Z., 1902: 34500 Z., 1903: 50000 Z., 1904: 9887 Scheffel,

1905: 3780 Sch., 1906: 7316 Sch., 1907: 8234 Sch., 1908: 4617 Sch., 1909: 14010 Sch. Der Verkaufplatz in Berlin kostet 20 000 M. Miete.

Die Preise im Jahre 1904 betragen für den Zentner: bei süßen Kirschen 10—15 M, bei sauren 8—12 M, Pflaumen 6—10 M, Natten 20—30 M, Frühbirnen 5—10 M, Erdbeeren 20—30 M, Frühäpfel 4—6 M, Himbeeren 25—30 M, Johannisbeeren 4—8 M, Stachelbeeren 3—6 M. Doch ist Werder heut nicht mehr die einzige Obstkammer Berlins; die Eisenbahnen bringen von allen Seiten Frischobst dorthin; die Preise sinken daher, und Werder muß sich neue Absatzgebiete verschaffen. Die bebaute Bodenfläche in der Umgegend umfaßt 5 000 ha = 20 000 Morgen; sie vergrößert sich von Jahr zu Jahr durch Abpachtungen; die benachbarten Rittergüter geben Hunderte von Morgen für je 30—100 M in Erbpacht auf 30—40 Jahre. Die Pachtsumme erfordert eine sehr gründliche Bewirtschaftung. Die Obstzuchtgenossenschaft in Werder befördert auf dem Wasserwege jährlich 400 000 bis 700 000 Tienen mit etwa 4 kg Inhalt und 15 000 bis 25 000 Himbeertienen und Kiepen mit 20 kg Inhalt, nach dem Gewicht etwa 2—3 Millionen kg. Der Bahntransport hat eine gewaltige Zunahme erfahren. 1888 wurden 2 326 675 kg Obst versandt, 1004: 5½ Million, 1905: 6 Mill., wobei das von Händlern aus anderen Orten bezogene Obst nicht mitberechnet ist.

Für die Obstverwertung kommen folgende Zahlen in Betracht: 15 000 Zentner Himbeeren, 10 000 Z. Kirschen, 6 000 Z. Pflaumen, 6 000 Z. Äpfel, 5 800 Z. Johannisbeeren, 2 500 Z. Birnen, 2 000 Z. Stachelbeeren, 1 500 Z. Erdbeeren, 600 Z. Aprikosen, 600 Z. Pfirsiche, zusammen ca. 50 000 Zentner, wozu 20 000 Zentner Zucker verbraucht wurden. Hierbei handelt es sich jedoch um eingeführtes Obst. Das versandte Obst geht nach Hamburg, England, Skandinavien, Rußland.

Die süßen Früchte, die Werder erzeugt, erfordern sauren Schweiß; auch in Werder wohnen Söhne der Mark, die Tag um Tag, Jahr für Jahr um ihre Existenz ringen, denen wir ein frohes Erntejahr wünschen. — Im Anschluß an den mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrag wies Herr Petzold darauf hin, daß Werder als Obststadt den Höhepunkt seiner Entwicklung erreicht, vielleicht schon überschritten hat. Es hat aber noch mehr zu geben als die Erträge seiner Bäume und Sträucher. Seine reizvolle, gesunde Lage befähigen es, eine Wohnstadt ersten Ranges zu werden. — Offenbar gehört Werder zu den schönsten Städten der Mark, und Herr Petzold hat es verstanden, bei seiner meisterhaften Führung die landschaftlichen Reize der Umgebung in vorteilhafter Weise den Mitgliedern der Brandenburgia vor Augen zu führen. O. Monke

4. (1. ordentl.) Versammlung des XXII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 23. April 1913 abends 7¹/₂ Uhr.

Vorsitzender: Herr Professor Zache.

I. Herr Dr. W. Hoppe: Kloster Zinna und die Reformation. Der gelehrte Vortrag fand den lebhaften Beifall der Versammlung. Er wird an anderer Stelle veröffentlicht werden.

II. Geschäftsbericht des Schatzmeisters Herrn Rönnebeck.

Kassenbericht für das Jahr 1912/13.

Anscheinend in der unbegründeten Furcht vor Inanspruchnahme für Schulden, die der Brandenburgia aus dem Festspielunternehmen 1911 erwachsen sind, hat die Zahl der ordentlichen Mitglieder im letzten Jahre abgenommen, sodaß wir nur deren 321 zählten. Indessen hat die Brandenburgia trotzdem ihre Anziehungskraft bewiesen durch den Beitritt neuer Mitglieder, und der Verlust wird jetzt wieder eingeholt werden.

In der Finanzlage hat sich im Laufe des Jahres eine wesentliche Besserung gezeigt und in absehbarer Zeit werden wir von allen Sorgen befreit sein. Von den Forderungen wird ein wesentlicher Teil als unberechtigt bestritten. Getilgt wurden Schulden in der Höhe von 1495,97 M. und es verbleibt ein Barbestand einschließlich des Bankguthabens von 1122,11 M., die gleichfalls zur Schuldentilgung herangezogen werden können, trotzdem laut vorjährigem Beschluß eine Rücklage von 200 M. für den Archivband zum 25jährigen Stiftungsfeste gemacht ist. Von dem Bestande muß jedoch noch eine Rechnung für Druckkosten von etwa 350 M. beglichen werden.

Zu besonderem Danke sind wir denjenigen verpflichtet, die der Brandenburgia im kritischen Moment beisprangen, und ihr weiter halfen und die für das letzte Jahr auf Verzinsung ihrer Darlehne verzichteten. Die Hilfsbereitschaft unserer beiden Herren Vorsitzenden, des Geheimrats Friedel und Geheimen Oberjustizrats Uhles, sowie Herrn Prof. Zaches hat uns über den schlimmsten Punkt hinweggeholfen. Dessen müssen wir eingedenk bleiben. Eine ansehnliche Spende Ihrer Kgl. Hoheit der Frau Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz war gleichfalls eine willkommene Hilfe in der Not.

Die Einnahmen des verflossenen Jahres überschritten bei den Mitgliederbeiträgen den Anschlag um 48 M., die außergewöhnlichen Einnahmen infolge der Zuwendung der Frau Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz um 448,90 M. Im ganzen haben die Einnahmen 507,55 M. mehr

als veranschlagt betragen. Die Ausgaben sind nicht erheblich vom Etat abgewichen, die Summe ist aber um 199,59 M. kleiner geblieben.

Nach der stattgefundenen Revision hat sich folgender Kassenausweis ergeben:

Kassenausweis für 1912/13

Einnahmen		ℳ	Ausgaben		ℳ
1. Barbestand		14.59	1. Lokal		63.—
Bankguthaben		31.35	2. Druckkosten		2066.05
2. Mitgliederbeiträge			3. Porti		147.21
rückständig		144.—	4. Bureauaterial		40.—
laufende		3744.—	5. Remunerationen		170.—
3. Spende Ihrer Kgl. Hoheit der			6. Bibliothek		—.—
Frau Großherzogin v. Meckl.-			7. Außergewönl. Ausg., Wander-		
Strelitz		500.—	versicherung, Projektion		89.15
Zuschuß der Prov. Brandenburg		500.—	8. Sonstige Ausgabe (Diener)		60.—
" " Stadt Berlin		500.—	9. Reservefonds		
Verkauftes Bureauaterial		1.10	Schuldentilgung		1095.97
4. Bankzinsen		8.45	Geh. R. Friedel		200.—
			Prof. Zache		200.—
			Rücklage f. Archiv		200.—
			Sonst. Bankguthaben		1040.75
			Barbestand		71.36
					2808.08
					ℳ 5443.49
		ℳ 5443.49			

In der Sitzung des Vorstandes und Ausschusses ist folgender Etat für das Jahr 1913/1914 beschlossen worden.

Einnahmen		ℳ	Ausgaben		ℳ
1. Barbestand		71.36	1. Lokal		100.—
Rücklage f. Archiv		200.—	2. Druckkosten		2600.—
Sonst. Bankguthaben		1040.75	3. Porti		180.—
2. Mitgliederbeiträge 310 à 12.00		3720.—	4. Bureauaterial		50.—
3. Außergew. Einnahmen			5. Remuneration, Berichte		150.—
Zuschuß d. Stadt Berlin		500.—	Bureauarbeiten		120.—
" d. Prov. Brdbg.		500.—	6. Bibliothek (Buchbinder)		150.—
Verkaufte Hefte		50.—	7. Außergewönl. Ausg., Wander-		
		1050.—	versicherung, Projektion		150.—
			8. Sonst. Ausgabe (Diener)		60.—
			Kränze, Ehrungen		30.—
			9. Schuldentilgung		
			Geh. R. Friedel		200.—
			Geh. R. Uhles		200.—
			Prof. Zache		200.—
			2jähr. Rückl. f. Arch.		400.—
			z. weiter. Tilg. verfügb.		1492.11
					2492.11
					ℳ 6082.11
		ℳ 6082.11			

Ich bitte um Ihre Zustimmung zu diesem Anschlage.

E. Rönnebeck.

Herr Rechnungsrat Kerkow und Herr Dr. Bahrfeld haben die Belege geprüft und die Angaben für richtig befunden, es wird daher dem Herrn Schatzmeister Entlastung erteilt.

Der Vorsitzende widmet dem scheidenden Schatzmeister warme Worte des Dankes für seine tätige Beihülfe zum Wohle der Gesellschaft.

III. Nach der Sitzung zwaugloses Beisammensein im Rathauskeller.

5. (4. ausserordl.) Versammlung des XXII. Vereinsjahres.

Sonntag, den 25. Mai 1913.

Wanderfahrt nach Lenzen a. Elbe.

Die Abreise erfolgte 9¹⁰ Uhr vorm. vom Lehrter Hauptbahnhof. Es hatte sich allerdings nur eine bescheidene Zahl von 15 Teilnehmern eingefunden. Die Ankunft in Wittenberge geschah 10⁵². Auf dem Bahnhof empfing uns unser freundlicher Führer Herr Herbert Eckhardt jun. aus Lenzen und die städtische Lehrerin Fräulein Elsbeth Polenz aus Wittenberge. Die Stadt ist eine ganz moderne Anlage, die ihren Aufschwung dem Ausbau des Eisenbahnnetzes verdankt. Am Bahnhof waren noch die Einrichtungen einer eben abgehaltenen großen Tierschau der Prignitzer Landschaft zu sehen. Die Straßen sind mit Bäumen eingefasst, und die Häuser und Geschäfte machen einen großstädtischen Eindruck. Dicht an der Elbe liegt die Altstadt mit ihren Fachwerkhäusern. Von dem Deich hat man einen Blick auf den Hafen und die Elbe und weiterhin auf die mächtige Elbbrücke. Der Rückweg führte an einen alten Turm vorüber, weiter an die Kirche und dann in den neuesten Teil der Stadt, wo daß neue Rathaus soeben fertig gestellt war. Es macht einen sehr freundlichen Eindruck mit seinem zierlichen Turm, der einen sehr originellen Platz erhalten hat. Die Anlagen liegen etwas erhöht und bieten einen Blick auf das Rathaus und einen Schmuckplatz. Neben den Anlagen liegt auch das neue Realgymnasium. An den Rundgang schloß sich das Mittagessen in der Bahnhofswirtschaft.

Um 1²⁵ wurde die Weiterfahrt nach Lenzen angetreten, wo nach einer halben Stunde die Ankunft erfolgte. Hier empfingen uns noch einige Herren und Damen aus Lenzen, darunter Herr Eckhardt sen. und Herr Architekt Düwerth, der Vorsitzende des Lenzener Verkehrsvereins.

Nach der gegenseitigen Vorstellung führte uns der Weg durch die neue Eisenbahnstraße mit den schmucken Villen und Vorgärten in die Stadt, wo noch zahlreiche, alte Häuser mit Fachwerkfassaden sich finden, die entschieden gewinnen würden, wenn die Balken einen farbigen

Anstrich hätten. Auf dem Marktplatz steht die Kirche und im Hintergrunde ein alter Rundturm neben einem Stück der Stadtmauer. Die Hauptstraße besitzt ein schönes Pflaster aus Schlackensteinen.

Vor dem Südausgang der Stadt fließt die Löcknitz vorüber, und von der Brücke hat man einen schönen Blick auf das Schloß, das sich auf einem künstlichen Hügel stattlich erhebt. Nur der runde Turm aus Ziegelsteinen stammt noch aus alter Zeit. Über die Brücke wanderten wir weiter nun der Elbe zu. Links und rechts breiten sich saftige Wiesen und fruchtbare Felder mit stattlichem Getreide aus.

Nach einem Marsch von einer halben Stunde war der Elbdeich erreicht; von ihm aus hat man einen prächtigen Blick stromauf und -ab über die stattlichen schnellfließenden breiten Wasserflächen, die grünen Wiesen, die ausgedehnten Buschwälder in der Niederung und vor allem gegenüber auf den schroffen Abhang des bewaldeten Hühbecks. Auf dem Strom herrscht lebhafter Verkehr, und die langen Schleppzüge, bezw. die großen Einzeldampfer folgen in kurzen Abständen nach beiden Richtungen.

Hier bestiegen wir das bereitliegende Motorboot und fuhren mit ihm mehrere Kilometer stromabwärts bis wir gegenüber vor dem Dorfe Mödlich an einer Buhne anlegten und ausstiegen. Wir mußten nun noch auf einem schmalen Pfad durch Busch und Röhricht hindurch wandern, bis wir den Deich erreichten, hinter welchem sich das Dorf angesiedelt hat. Wir kehrten hier in dem Gasthause von Löther ein, um den Kaffee zu trinken. Dieses Gasthaus ist ein umgebautes sächsisches Bauernhaus. Die Wohnzimmer und die Küche sind unverändert gelassen, während man einen Teil der Diele und Ställe zur Gaststube eingerichtet hat.

Herr Löther jun. führte uns dann in ein sog. Rauchhaus mit dem Schwiebbogen zum Kochen und zum Erzeugen des Rauches, der sich durch das ganze Haus zieht und die Würste und Schinken, welche von dem Dach herabhängen, räuchert. Dann besuchten wir auch noch ein Bauernhaus, gingen die Diele entlang und sahen in die Viehstände zu beiden Seiten und hoch oben in das Dach hinein mit den Vorräten an Heu und Stroh. Auf dem Hofe wurde noch ein Püttbrunnen mit hohem Schwengel bewundert.

Auf der Wanderung den Deich entlang hatten wir Gelegenheit, mehrere stattliche Bauernhäuser zu sehen, die ihre hohen Giebel mit drei Reihen von Fenstern dem Deich zukehren. Gewöhnlich findet sich neben dem großen Haus noch ein kleineres für den Altsitzer und hinter dem Hause noch ein Stall und eine Scheune. Die Gehöfte liegen in einem dichten Bestand aus hohen Bäumen, die z. T. Obstbäume, z. T. Erlen, Eichen und Weiden sind. Vor dem Giebel jeden Hauses ist ein freundlicher Blumengarten angelegt. An einer Stelle des Deiches steht

eine stattliche Stechpalme, die offenbar hier wild gewachsen ist und wahrscheinlich der östlichste Vorposten dieser Art ist. Die meisten Bauernhäuser sind noch mit Rohr gedeckt, das ja bei Neubauten nicht mehr verwertet wird, so daß auch schon Ziegel- und Schieferdächer sich finden. Die Anhänglichkeit an die alte Bauart aber zeigt sich darin, daß auch bei Neubauten der alte Stil beibehalten wird, obwohl er doch so manche Unbequemlichkeit hat. Auf dem Kirchhofe besuchten wir noch die Grabstätte des Admirals Gysels van Lier. Man hat ihm ein ordentliches Grab bereitet mit einem Hügel, der jedoch noch nicht begrünt ist und den auch noch kein Denkstein ziert. Bisher stand er in seinem Sarge in einem kleinen Anbau der Kirche, dessen Stelle man noch an dem frischen Putz erkennt.

Wir wanderten nun zurück zur Anlegestelle unseres Motorbootes, ließen uns damit übersetzen und legten am Fuße des Höhbecks an, dort, wo die Schlucht von der Talmühle herunter kommt. Diese Schlucht wanderten wir in die Höhe und hielten unter den Bäumen vor dem Hause eine kurze Rast, bevor wir die Schanze Karls des Großen aufsuchten. Sie liegt kurz unterhalb der Mühle und besteht aus einer ebenen Fläche von der Größe eines Morgens, die dicht an der Kante liegt. Aus Funden, die hier gemacht wurden, hat man geschlossen, daß hier unter dem Missus Odo zur Zeit Karls des Großen ein Kastell gestanden habe. Der scharfe Vorsprung erlaubt einen sehr schönen Blick weit hinein ins Land über den Strom, die Elbwiesen und die Böschung der Prignitz.

Nach diesem Ausblick wanderten wir an der Kante des Abhangs durch schönen Laubwald zurück bis wir wieder die Elbwiesen und bald darauf die Fährstelle erreicht hatten, von wo uns das Motorboot wieder an das andere Ufer brachte.

Ogleich die Zeit schon sehr vorgeschritten war, wurde hier in dem Restaurant eine kurze Erholungspause eingelegt und darauf zur Stadt zurück marschiert. Hier war noch ein Punkt des Programms zu erledigen, die Besichtigung der alten Quitzow-Burg. Der alte Rundturm aus Ziegelsteinen trägt einen kuppelförmigen Aufsatz, so daß ein Rundgang frei bleibt, von dem man einen sehr schönen Blick in die Landschaft hat und auch auf das freundliche Städtchen am Fuße des Turmes. Auch der Park ist sehr schön, namentlich ist eine Veranda zu nennen, von der man eine Aussicht über das Elbtal auf den Höhbeck hat. Auf der Wanderung durch die Stadt zu unserem Hotel besichtigten wir dann noch den Rest der Stadtmauer, der sich erhalten hat.

Im Hotel zur Sonne versammelte sich die ganze Gesellschaft noch einmal zu einem gemütlichen Abendbrot. Hier konnte man erst sehen, welche stattliche Anzahl von Teilnehmern sich zusammengefunden hatte.

Der Vorsitzende des Verkehrsvereins Herr Architekt Düwerth tostete auf die Brandenburgia und der 2. Schriftwart Herr Professor Pniower dankte den Lenzener Herrschaften für die genußreichen Stunden, die sie den Mitgliedern der Brandenburgia bereitet hatten.

Rechtzeitig wurde zum Bahnhof aufgebrochen und zwar mit einem kleinen Abstecher über den Schützenplatz, auf dem des Festes wegen reges Leben herrschte. Pünktlich wurde dann die Rückfahrt um 9⁴⁹ Uhr angetreten und pünktlich um 11⁴⁰ der Lehrter Bahnhof in Berlin erreicht.

6. (2. ordentl.) Versammlung des XXII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 28. Mai 1913, 7^{1/2} Uhr abends.

Vorsitzender: Herr Geheimer Justizrat Uhles.

I. Professor Dr. Zache: Der Sternberger Horst in geologischer und ökonomischer Beziehung. Der Vortrag wird später als besonderer Aufsatz erscheinen.

II. Nach der Sitzung zwangloses Beisammensein im Rathauskeller.

Kleine Mitteilungen.

Zur Hundestatistik teilen wir eingedenk, daß unsere Gesellschaft viele Hundebesitzer und noch mehr Hundefreunde zählt, aus dem B. L. A. vom 9. September 1913 folgendes mit: Das an Hunde reichste Land ist Großbritannien, das über vier Millionen Hunde zählt, weil die Engländer sich viel mit der Aufzucht von Sporthunden, wie Airedaleterriers usw., beschäftigen, während man sich in Deutschland überwiegend Gebrauchshunde hält, deren Zahl auf 1,100,000 Köpfe geschätzt wird. Trotz der nicht geringen Steuern sind diese vierfüßigen Freunde des Menschen gerade in unseren Großstädten überaus zahlreich vertreten. So entfällt beispielsweise je ein Hund in Breslau auf 70 Einwohner, in Bremen auf 50, in Berlin auf 45, in Leipzig auf 43, in Hamburg auf 41, in Stuttgart auf 34, in München auf 30 Einwohner.

Die größten Hundefreunde, mitunter möchte man sagen, Hundenarren sind ohne Zweifel die Münchener, die in dieser Beziehung Berlin und Großberlin weit übertreffen.

Fragekasten.

F. N. Die Viktoria auf dem Brandenburger Tor betreffend. U. M. Dr. Friedrich Netto schrieb: „Im Monatsblatt XXI. 1913 13 hat u. M. Herr Major Noël angegeben, daß die Viktoria auf dem Brandenburger Tore nicht ein Tropaion getragen habe. Es ist dies ein Irrtum, denn ich habe selbst oft genug dieses Tropaion im Berliner Zeughause gesehen, wo es auch in besonderer Unterschrift hieß: „früher von der V. auf dem Brand. Tore getragen.“ Ich war zwar seit 2 Jahren nicht im Zeughause, aber sicher ist die Reliquie noch vorhanden.“

An Stelle unsers erkrankten, glücklicher Weise in der Rekonvaleszenz befriedlichen hochgeschätzten Mitgliedes Herrn Noël antwortet der beste Kenner der Angelegenheit Herr Oberstleutnant z. D. E. von Siefert am 20. Sep. 1913 Eolgendes: „Ich weise auf Heft 45 Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins. Die Viktoria hat ein Tropaion in der Hand gehalten Das Modell hierzu ist nach Schadows Entwürfen am 28. Nov. 1794 angebracht und am selben Tage von dem Minister Frhr. v. Heinitz besichtigt worden. Das Siegeszeichen bestand aus einem an einem Speer befestigten Helm, Panzer und zwei Schildern, gekrönt von einem Adler. Infolge Schadows Ausstellungen an diesem Modell, verfertigt der Bildhauer Schlott ein neues Modell mit dem geänderten Adler. Für dieses wurden dem p. Schlott 75 Thlr. gezahlt. Im Januar 1795 kam dieses Modell erst zu Jury in die Werkstatt. Zu welcher Zeit das neue Tropaion angelegt wurde, geht nicht aus den Akten hervor. Diese Trophäe in der Hand der Siegesgöttin war auf Befehl und Wunsch des Königs geändert. Die Zeichnung war hierzu von Schinkel entworfen, und die Anfertigung geschah in der Werkstatt des Altmeisters Jury. An der Parierstange war das Eiserne Kreuz befestigt, umgeben von einem Lorbeerkranz, über dem sich der gekrönte Adler mit ausgebreiteten Schwingen emporschwingt. Die alte Trophäe wurde dem Zeughause überwiesen und befindet sich heute in der Waffensammlung Friedrich Wilhelm III. (Wegweiser durch die Sammlung des Kgl. Zeughauses in Berlin 1883. S. 107. Nr. 4085 b. und 1890. S. 110. Nr. 4085 b.)“

Zusätzlich sei erwähnt, daß ich Herrn v. Siefert's Publikation „Aus der Geschichte des Brandenburger Tores und der Quadriga“ in unserer Sitzung vom 25. September 1912 (Monatsblatt XXII. S. 33) vorgelegt und mit dem wohlverdienten, gebührenden Lohn besprochen habe. E. Fr.

7. (5. ausserordl). Versammlung des XXII. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 21. Juni 1913.

Löcknitzfahrt.

Die „Brandenburgia“ unternahm am vorgedachten Tage, begünstigt vom schönsten Wetter, eine Löcknitzfahrt von Erkner bis zum Möllensee. Die stattliche Zahl der Teilnehmer, an ihrer Spitze der Vorsitzende Herr Geheimer Regierungsrat E. Friedel, wurde bei ihrer Ankunft in Erkner von dem in Erkner ansässigen Mitgliede der Brandenburgia, Hofrat Kelling, sowie von dem Vorsitzenden des Verschönerungsvereins von Erkner, Dr. med. Möller, empfangen und zu dem bereitliegenden Motorboot geleitet.

Die Fahrt ging zunächst durch den Flakenkanal, über den Flakensee und dann in die dort mündende Löcknitz hinein bis zur Löcknitzbrücke, über welche die Chaussee von Erkner nach Fangschleuse führt. Dort wurde gelandet zu einem Spaziergang in das Waldgebiet zwischen Erkner und Fangschleuse am rechten Löcknitzufer. Dieses Waldgebiet mit dem Wupatzsee und dem schönen Heidereutersee hat der Verschönerungsverein von Erkner durch Herstellung von Wegen dem Publikum mehr als bisher zugänglich gemacht. Diese Wege — keine schönen kiesbestreuten Parkwege, die sich im märkischen Kiefernwald ja auch sonderbar genug ausnehmen würden, sondern einfache Waldwege, hergestellt dadurch, daß der Bodenbelag entfernt, das Wurzelwerk beseitigt, hier und da eine Vertiefung ausgefüllt oder eine Erhöhung abgetragen wurde, sind in sinniger Weise nach solchen Personen benannt, die den Sinn für märkische Geschichte und märkische Landschaft in hervorragendem Maße zu wecken und zu pflegen verstanden haben. Auf kleinen an hochstämmigen Kiefern befestigten Tafeln lesen wir: Theodor-Fontane-Weg, Walter-Leistikow-Weg, August-Trinius-Weg, Johannes-Trojan-Weg und Ernst-Friedel-Weg; auch ein Willibald-Alexis-Weg ist in einem anderen Waldteil vorhanden. An diesen Wegen sind

an geeigneten Punkten Ruhebänke aufgestellt, von denen aus sich dem Auge des rastenden Wanderers irgend ein schönes Landschaftsbild: ein grünes Flußtal oder der blitzende Spiegel eines stillen Waldsees darbietet. Über diesen Bänken, die ebenfalls die Namen der vorgenannten Personen führen, ist auf größeren Tafeln ein hübscher, passender Sinnspruch angebracht. August Trinius und Johannes Trojan haben für ihre Bänke eigens gemüthvolle Vierzeiler gestiftet. — Der Vorsitzende der Brandenburgia bestimmte auf Wunsch der anwesenden Mitglieder des Erknerschen Verschönerungsvereins einen Platz an der Löcknitz für eine Ernst-Friedel-Bank, die nach Beendigung der augenblicklich unternommenen Kanalarbeiten dort aufgestellt werden soll. Leider waren die Wege in Folge der langen Dürre und der gedachten Kanalarbeiten, die jetzt in Augenschein genommen wurden, recht sandig, staubig und zerfahren.

Der Spaziergang endete an der Löcknitz, wo das Motorboot wieder bestiegen wurde, um in schöner Fahrt durch den landschaftlich schönsten Teil des kleinen Flößchens, durch Fangschleuse hindurch, über den Werlsee hinweg Grünheide und die von allen schon recht sehnsüchtig erwartete Kaffeetafel zu erreichen.

Frisch gestärkt setzte die Gesellschaft nach einstündiger Pause die Wasserfahrt über den wald- und villenumkränzten Peetzsee zum Möllensee fort und zwar bis zu der Stelle, wo der bereits fertiggestellte Kanal mündet, der zu den Kieslagern führt, deren Entdeckung den Anstoß für die nicht gerade schöne Änderung des Landschaftsbildes gegeben hat.

Ohne zu landen, wurde die Rückfahrt nach Grünheide angetreten, wo längere Rast im Restauraut zur Werlnixe gemacht wurde und wo Hofrat Kelling, ein genauer Kenner der Löcknitz, der Gesellschaft einige Mitteilungen über den Namen, die Fischereiverhältnisse und vor allem über den Ursprung und das Quellgebiet dieses anmutigen märkischen Flößchens machte, dessen Mittel- und Oberlauf noch an so manchem Punkte voll heimlichen Zaubers und stillen, stimmungsvollen unberührten Reizes vorübergeht.

Herr Geheimrat Friedel dankte dem Vortragenden für seine Mitteilungen und für die Leitung und Führung während des Ausflugs, und dem Verschönerungsverein von Erkner für die ihm bereits zuteil gewordenen und noch beabsichtigte Ehrung, für den Ernst-Friedel-Weg und die Ernst-Friedel-Bank. Herr Dr. Möller sprach in seiner Erwiderung der Brandenburgia den Dank für den Besuch aus und schloß mit einem Hoch auf den Vorsitzenden, Herrn Geheimrat Friedel.

Nachdem sich die Gesellschaft durch Speise und Trank gestärkt hatte, wurde die Rückfahrt nach Erkner in schöner Abendfahrt angetreten. An der Löcknitz hatten sich schon zahlreiche Ruderer niedergelassen, um hier auf grünem Wiesenufer die linde Sommernacht zum arbeitsfreien Sonntag unter Zelten zu verbringen.

Der Vortrag, den u. M. Herr Hofrat Kelling, wie zuvor erwähnt, über die Löcknitz hielt, hatte folgenden Wortlaut:

Es gibt zwei Flößchen des Namens „Löcknitz“ in der Mark Brandenburg, nämlich außer der heute auf ihrem Unterlauf befahrenen noch eine in der Priegnitz, die, aus dem Mecklenburgischen kommend, nach einem im großen und ganzen südlich gerichteten Laufe bei Lenzen in die Elbe sich ergießt.

Der Name „Löcknitz“, dessen erster Teil gleich bedeutend mit dem heutigen Luch = Wiese, Sumpf sein soll, läßt sich am besten mit „Sumpfluß“, „Wiesenfluß“ wiedergeben. Und in Tat ist dieser Name für die Löcknitz sehr zutreffend, denn auf langen Strecken fließt sie zwischen sumpfigen Wiesen dahin und ist selbst an zahlreichen Stellen sumpfigen, moorigen Untergrunds.

Der Fischreichtum, den die Löcknitz früher aufzuweisen hatte, ist, besonders in ihrem Unterlaufe, sowohl hinsichtlich der Arten als auch der Menge der Fische bedeutend zurückgegangen: der rege Verkehr auf diesem Teile des Flößchens hat die größeren Fische verscheucht und läßt auch die Fischbrut nicht zur Entwicklung kommen. Immerhin sind im Mittellaufe und in den Seen des Oberlaufes noch Fische in genügender Menge vorhanden. Besonders reich war die Löcknitz früher an guten wohlschmeckenden Krebsen, die der bekannten Krebspest vollständig zum Opfer gefallen sind. Heute gibt es hier und da wieder einige Krebse in der Löcknitz.

Eingehender behandelte der Vortragende dann den Ursprung der Löcknitz, über den die Meinungen der märkischen Schriftsteller, die über den kleinen märkischen Fluß in ihren Werken geschrieben haben, weit auseinandergehen. Büsching in seiner vollständigen Topographie der Mark Brandenburg (1775) schweigt über die Löcknitz „vollständig“; v. d. Hagen (Beschreibung der Kalkbrüche bei Rüdersdorf usw. 1785), Fischbach (statistisch-topographische Städtebeschreibung der Mark Brandenburg 1786) und Borgstede (statisch-topographische Beschreibung der Mark Brandenburg 1788) lassen die Löcknitz aus dem Liebenberger Mühlenteiche kommen. Wohlbrück, der treffliche Geschichtsschreiber des ehemaligen Bistums und Landes Lebus (1829), verlegt den Ursprung der Löcknitz „bey dem Dorfe Kienbaum“. Am ausführlichsten und richtigsten hat Berghaus in seinem Landbuche der Mark Brandenburg (1855) den Ursprung der Löcknitz und ihrer Quellbäche angegeben: Nach ihm liegt die Quelle der Löcknitz an den Stallbergen bei dem Dorfe Hoppegarten; die Ansicht, daß sie aus dem Roten Luche komme, hält er für irrig. Trotzdem hält Fontane diese Ansicht aufrecht, während Trinius in seinen Märkischen Steifzügen, wohl nach Berghaus, die Löcknitz an den Stallbergen entspringen läßt.

Der Vortragende, ein genauer Kenner der Löcknitz, seines Heimatflüßchens, hat seine Aufmerksamkeit schon früher ihrem Ursprunge zugewendet und ihr Quellgebiet nach allen Richtungen mehrmals durchstreift. Interessant war ihm die Entdeckung, daß die Löcknitz schon innerhalb des Dorfes Hoppengarten, südlich der Berlin-Frankfurter Chaussee etwa eine Meile vor Müncheberg, (von Berlin aus gerechnet), sich aus zwei Quellbächen zusammensetzt. Während der nördliche, kürzere aber wasserreichere Quellbach in der Tat am Fuße der Stallberge entspringt, eines einige Meter hohen Sandrücken, der sich von der Chaussee nach Süden zieht und zwei Wiesentäler scheidet, umfließt der südliche Quellbach als dünnes Wasseräderchen die Stallberge südlich in einer schmalen Einsenkung, welche die Berge jäh von den Ackerflächen des Vorwerks Bienenwerder trennt, und verliert sich dann in das östlich der Stallberge gelegene Wiesenbruch, das sich bis an den Garten des an der Chaussee gelegenen Wirtshauses Neubodengrün erstreckt.

Diese beiden Quellbäche sind vereint so wasserreich, daß sie schon in Hoppegarten eine Mühle zu treiben vermögen. Sie fließen dann durch ein breites Wiesental in den Maxsee, eine schöne mit einigen Inseln bedeckte und von der Müncheberger Stadforst umschlossene Wasserfläche um bei ihrem Austritt am Westende des Sees eine zweite Mühle, die Neue Mühle, zu treiben.

Wenn man auf eine der unterhalb der Neuen Mühle im Flußtale gelegenen horstartigen Erhöhungen steigt, so sieht man von Norden her kommend einen zweiten Bach sich in das bis dahin „Hoppegartener Fließ“ genannte Gewässer ergießen, das nun erst den Namen „Löcknitz“ annimmt. Dieser neue Zufluß der Löcknitz kommt vom Roten Luch her, jener Grenzscheide zwischen dem Barnim und dem Lande Lebus, das gleichzeitig Wasserscheide zwischen Oder und Spree ist, indem nach Norden von ihm aus die Stobberow zur Oder und nach Süden eben jener neue Zufluß der Löcknitz mit dieser in die Spree fließt. Bis zur Berlin-Frankfurter Chaussee, die dieser neue Zufluß beim Heidekrug quert, heißt er das „Stöbberfließ“, und von da ab bis zu seiner Vereinigung mit der Löcknitz „die Köppernitz“.

Kurz vor der Liebenberger Schneidemühle nimmt die Löcknitz von rechts her einen vierten Quellbach auf. Woher kommt dieser? — Auf dem hohen Barnim zwischen Strausberg und Buckow oder genauer zwischen den Dörfern Ruhlsdorf und Hasenholz liegen tief eingebettet einige kleine Seen, die eher den Namen von Pfühlen oder Tümpeln verdienen. Aus diesen Seen rinnt ein Wässerchen nach Süden, an den Dörfern Garzin und Garzau vorüber, der Heimat der Verfasserin der bekannten „Briefe, die ihn nicht erreichten“, geht in unterirdischer Röhrenleitung unter die Ostbahn hindurch, streift die Dörfer Werder, Zindorf und Lichtenow, durchquert die Berlin-Frankfurter Chaussee

beim Wirtshaus „das Lamm“ und fällt dann murmelnd in den kleinen Elsensee westlich vom Dorfe Kagel. Hatte dieses Rinnsal, das gewöhnlich das „Garzauer Mühlenfließ“ genannt wird, bisher im allgemeinen südliche Richtung, so wendet es sich bei seinem Austritt aus dem Elsensee nach Osten und durchfließt den Baberowsee bei Kagel, in dem sich einst die Mauern des von den Cisterciensermönchen von Zinna gegründeten Feldklosters Kagel gespiegelt haben, jener für den südlichen Barnim so wichtigen und bedeutsamen Stätte, von der aus die betriebsamen Mönche Kultur, Christentum und Deutschtum unter die umwohnenden heidnischen Slawen verbreiteten. Jetzt ist von dem Kloster nicht die Spur mehr vorhanden, und wie lange wird es dauern — einige Menschenalter — dann kennt man auch die einstige Stätte des Klosters nicht mehr. — Im munteren Laufe umströmt das stattlich angewachsene Bächlein das Südende des Dorfes Kagel, um gleich wieder in einen See unterzutauchen in den Bauernsee, an dessen Südufer sich das prächtige Jagdschloß eines Berliner Großindustriellen erhebt. Der Bauernsee steht mit dem Liebenbergersee in unmittelbarer Verbindung. Am Südostende dieses Sees tritt das Fließ wieder aus und nimmt nun eine mehr südliche Richtung an. Nachdem es die Liebenberger Mahlmühle getrieben hat, fällt es kurz vor der Liebenberger Schneidemühle, wie bereits erwähnt, in die Löcknitz.

Die Liebenberger Mühlen sind jedenfalls eine Anlage der Kageler Mönche. In Liebenberg war früher ein wichtiger Übergang aus dem Barnim in das Land Lebus, bis Ludwig der Römer 1364 die Straße über Müncheberg verlegte. Auch eine Zollstätte befand sich hier, die als Nebenzoll auch nach Verlegung der Straße noch fortbestand. Kurfürst Friedrich II. bestimmte die Einnahmen aus dem Zoll von Liebenberg 1469 zur Dotation für das Kollegium des von ihm gegründeten Domstiftes von Berlin.

Der Vortragende brach hier, der vorgerückten Zeit wegen, seine Mitteilungen über die Löcknitz ab, über deren weiteren Lauf und die von ihr berührten Ortschaften und Örtlichkeiten, über Kienbaum, dem einstigen Kongreßort märkischer Imker, über den Rabenhorst und Rabenwinkel, über das Postluch, über die idyllisch gelegene Mühle Klein Wall und ihren einstigen Besitzer, den Professor Feßler, über den Schwedengraben, der sich unterhalb von Klein Wall vom Löcknitztal zum Spreetal zieht, über Schmalenberg, über Großen Wall und über die Gottesbrücke er in einer späteren Sitzung der Brandenburgia zu sprechen in Aussicht stellte.

Dieser Vorschlag fand, gleich dem Vortrag, ungeteilten Beifall und es wurde der Vorstand gebeten, möglichst schon im frühen Jahr 1914 eine zweite Löcknitzfahrt mit freundlicher Unterstützung des Verschönerungsvereins Erkner in Aussicht zu nehmen.

8. (6. außerordentl). Versammlung des XXII. Vereinsjahres.

Sonntag, den 7. September 1913.

Besichtigung des Geländes der Schlacht bei Dennewitz vom 6. September 1813 und der Dennewitz-Gedenkhalle.

Der schöne Sonnenschein der letzten Tage hatte mehr als 50 Teilnehmer, Mitglieder und Gäste, herausgelockt. Sie waren 9¹⁰ Uhr vom Anhalter Bahnhof abgefahren und trafen 10⁵⁰ in Nieder-Görsdorf ein, wo sie von Herrn Pfarrer Zimmermann und seiner Frau Gemahlin nebst Schwester empfangen wurden. Unser liebenswürdiger Führer geleitete die Gesellschaft über die Schienen hinweg ein Stück die Chaussee hinauf nach Gölsdorf, wo hart an der Böschung am 8. Juni 1913 ein Gedenkstein errichtet wurde für die Batterie Spreuth und $\frac{1}{2}$ Batterie Baumgarten, die hier schwere Verluste erlitten hatten. Darauf wanderten wir zurück nach dem Dorfe Nieder-Görsdorf. Auch hier findet sich in der Kirchhofsmauer eingelassen ein Denkstein, der im Jahre 1904 eingeweiht wurde. Die Weihrede hielt Prinz Friedrich Heinrich von Preußen, der an der Spitze des ersten Brandenburgischen Dragoner Regiments vom Alten Lager in das Dorf eingerückt war. Er erinnert an die bedrängteste Stunde der Bewohner. Sie standen ängstlich harrend auf der Dorfstraße, als ein preußischer Ordonnanzoffizier angeritten kam, der ihnen den Rat gab, sich in die Kirche zu flüchten, weil das Dorf vielleicht in Brand geschossen werden könnte. Die Inschrift drückt aus, daß ihnen die Kirche den gesuchten Schutz gewährte. Die Kirche selbst ist ein Feldsteinbau aus der allerersten christlichen Zeit, die noch heutigen Tages von ihrer alten Zuverlässigkeit in Kriegszeiten beredtes Zeugnis ablegt. Ihr Inneres ziert ein Barockaltar und eine steinerne Kanzel; in dieser Kirche hat auch Luther gepredigt und bei einer Kirchenvisitation der Gemeinde seine Zufriedenheit ausgesprochen. Es ist interessant, daß die neue Orgel, welche von einem Teilnehmer des Ausfluges gespielt wurde, zu unserer Gesellschaft einige Anknüpfungspunkte besitzt. Der verstorbene Vater unseres Führers, Pastor Eduard Zimmermann, hatte im Monatsblatt der Brandenburgia (IX. Jahrg. S. 161 und S. 417) eine Chronik von Nieder-Görsdorf veröffentlicht, und die Gesellschaft hatte ihm 400 Exemplare derselben zur Verfügung gestellt, durch deren Verkauf die Summe für den Ankauf der Orgel aufgebracht wurde. Weiter schloß sich hieran der Gang durch das Dorf und die stattliche Allee hinauf zu dem Denkmalshügel. Die Dorfstraße und der Festplatz prangten noch im Schmuck der Fahnen und Guirlanden von der Feier des gestrigen Tages und zahlreiche Ausflügler zu Wagen, zu

Rad und zu Fuß belebten die Wege. Auf dem Festplatz aber hatte ein Trupp Jungdeutschland Aufstellung genommen und lauschte den Worten ihres Führers, der ihnen den Verlauf der Schlacht auseinandersetzte. In der Tat hat man von hier einen wundervollen Blick auf die große Ebene, in der sich die Schlacht abspielte, bei der 40000 Preußen gegen 70000 Franzosen kämpften. Das Denkmal steht etwas seitlich neben dem Festplatz, und ist eine gotische gußeiserne Pyramide gleich der von Groß-Beeren und vom Kreuzberg in Berlin. Sie wurde im Jahre 1817 errichtet. Ein geräumiger Platz mit hohen Bäumen und Sträuchern schließt das Denkmal ein. Hier gab Herr Pastor Zimmermann eine kurze Übersicht über die geschichtlichen Ereignisse, die sich hier abgespielt haben und endete seinen Vortrag mit einer Schilderung der Schlacht. Am Fuße des Hügels steht die neue Dennewitz-Gedenkhalle, welche am 18. Juni 1911 eingeweiht wurde. Mit ihrer Vollendung hatte der ehrwürdige Pfarrer Zimmermann sein Lebenswerk gekrönt. Bisher waren die Sammlungsgegenstände in einem bescheidenen Häuschen gegenüber untergebracht, das nun als Wohnung für den die Aufsicht führenden Invaliden eingeräumt ist. Über den Inhalt der Halle gibt ein Führer Auskunft, der von Herrn Pfarrer Paul Zimmermann verfaßt ist, und über den im Monatsblatt XXI. Jahrg. S. 175 referiert wurde. Dieser Führer sowie die Geschichte der Schlacht selbst und eine illustrierte Beschreibung der Denkmäler des Schlachtfeldes wurde von den Mitgliedern der Familie Zimmermann und dem Invaliden an Ort und Stelle verkauft und fanden guten Absatz, wodurch der Denkmalsfond eine namhafte Bereicherung erfuhr.

Die Besichtigung der Halle nahm eine geraume Zeit in Anspruch, weil die ausgestellten Bilder und sonstige Sammlungsobjekte reichlich Anknüpfungspunkte für die gegenseitige Aussprache boten. Darauf wurde der Rückweg zu unserem Mittagsquartier angetreten.

Während der Tafel gedachte der I. Vorsitzende, Herr Geheimrat Friedel, unseres verstorbenen Mitgliedes des Pastors E. Zimmermann und hob hervor, daß die Ausschmückung des Schlachtfeldes doch fast allein sein Werk sei und daß er in seinem Sohn einen eifrigen Nachfolger gefunden habe, der in derselben pietätvollen Weise das patriotische Werk hegen und pflegen werde. Zum ehrenden Andenken an den Verstorbenen erhoben sich die Anwesenden von ihren Plätzen und darauf endete der Redner mit einem dreifachen Hoch auf Herrn Pastor Zimmermann und die Mitglieder der Familie.

Nach Tisch wurde nun die Wanderung nach Dennewitz angetreten. Die Chaussee war wohl noch niemals derartig mit Ausflüglern bedeckt wie an diesem Nachmittage. Es war daher auch eine schöne Staubentwicklung vorhanden, die seufzend mit in den Kauf genommen wurde. Vor dem Westeingang des Dorfes, auf dem Windmühlen-Berg befindet sich ein schlichtes schwarzes Kreuz aus Eisen mit einem Gitter. Es

wurde am 6. September 1902 errichtet und erinnert an die 80 Toten des 4. Ostpreußischen Infanterieregiments. In der Front stehen zwei kleine moderne Geschütze, die im Chinafeldzuge erbeutet wurden.

Auf der Dorfstraße von Dennewitz aber kam man in ein Treiben wie auf dem Schützenplatz in einer kleinen Stadt. Überall Buden mit Eßwaren und Trinkbarem und dazwischen ein dichtes Gedränge von Menschen. Neben der Kirche erhebt sich nun das neue Denkmal; ein hoher Granitsockel trägt zwei Kämpfer in der Uniform jener Zeit, einen Offizier, der einem knieenden Schützen das Ziel weist. Auf dem Sockel ist das Relief des Grafen Bülow angebracht, und darunter steht der Vers von E. M. Arndt:

Auf, mutig drein und nimmer bleich,
Denn Gott ist allenthalben.
Die Freiheit und das Himmelreich
Gewinnen keine Halben.

Auf der Rückseite stehen die Worte:

„Man drup, dat geht fört Vaterland.

Weil nun hier ein so furchtbares Gedränge war, konnte der nächste Punkt des Programmes, die Kaffeepause, hier nicht erledigt werden, und es wurde daher beschlossen, weiter bis Jüterbog zu wandern. Der Weg führt über die ungeheure Ebene hin, die sich hier vor dem Abhang nach Jüterbog ausbreitet, und im Osten sah man noch auf der Höhe den Kirchturm und die Dächer von Rohrbeck herüberschauen, wo sich vor 100 Jahren das Gefecht der Preußen gegen Ney abspielte.

In Jüterbog war noch reichlich Zeit, weshalb sich die Gesellschaft in dem schönen Garten des Restaurants Bergschmied beim Kaffee zusammenfand.

Nachdem noch beim letzten Tageslicht ein Rundgang durch die Stadt unternommen worden war, wurde um 8³⁴ die Rückfahrt nach Berlin angetreten.

Kleine Mitteilungen.

Die neue Stadtflagge von Berlin, über die ich wiederholt Mitteilungen gemacht, ist am 16. Februar 1913 beim Einzuge des Brautpaares Prinz Ernst August von Braunschweig-Lüneburg und der Prinzessin Viktoria Luise zum zweiten Male auf der Spitze des Rathausturmes gehißt worden. Das erstemal, an Kaisers Geburtstag, begünstigte der Wind nicht recht die Entfaltung, diesmal, bei lebhafter Bewegung in den oberen Luftschichten, waren die

Einzelheiten der Flagge, so wie wir sie vor einigen Wochen mitteilten, deutlich erkennbar. Oben und unten je ein wagerechter roter Streifen, auf die Zugehörigkeit Berlins zur Mark und zur Hansa deutend; im weißen Mittelfelde der nach rechts schauende schwarze Bär; im oberen roten Streifen die weiße fünftürmige Mauerkrone. Es sei noch betont, daß das neue Symbol der Stadt Berlin nicht als eine Fahne, sondern als eine anderen Gesetzen unterstellte richtige Flagge nach Seemannsbrauch behandelt wird; sie weht z. B. nicht Tag und Nacht, sondern wird, wie auf Schiffen üblich, abends heruntergelassen.

Ich bemerke noch, daß ich mich im 2. Jahrgang des Großberliner Kalenders und Jahrbuchs (1914) in einem längeren Aufsatz über dasselbe Thema vercreitet habe.

E. Friedel.

Die Wildenten im Tiergarten haben in den letzten Jahren ebenso gelitten wie die Schwäne auf der Havel, Dahme und Oberspree. Mitte Juni 1913 schrieb ein Naturfreund und aufmerksamer Beobachter folgendes: Ein Hauptgrund an dem Eingehen so vieler Jungenten sind die kalten Nächte des Aprils und indirekt die Erpel. Kommt beispielsweise solch eine Entenmutter mit ihren Schof in die Nähe der zu jener Zeit sehr heißblütigen Erpel, dann fallen diese sofort über die führende Mutter her, welche schließlich, um sich vor ihren stürmischen Liebhabern zu retten, abstreicht und die kleinen Würmer ihrem Schicksal überläßt. Mitunter findet sie, nach einiger Zeit zurückgekehrt, noch die Häupter ihrer Lieben beisammen, häufig aber haben sie sich getrennt und müssen nun die kalten Aprilnächte ohne die mütterliche Wärme verbringen, was in vielen Fällen den Tod der kleinen Kerle zur Folge hat. Die Wohnungsnot ist durchaus keine so große, wie angenommen wird, die Brutplätze daher auch keine heißumstrittenen, dank den künstlich hergestellten zahlreichen Nistgelegenheiten. Da in früheren Jahren die meisten Stockentengelege vom größten zweibeinigen Raubtier entwendet bzw. zerstört wurden, machte man vor 4 Jahren einen Versuch mit künstlichen Nisthöhlen die längst der Gewässer, bis sechs Meter hoch, an Bäumen befestigt wurden. Der Erfolg war ein sehr erfreulicher. Die Annahme der Höhlen stieg gemäß ihrer Vermehrung von Jahr zu Jahr. Im vorigen Jahr wurden von 90 Höhlen 66 Stück von Stockenten, 11 von Brut- bzw. Mandarinenten, einige von Dohlen, Kleibern und Sperlingen bezogen, so daß nur 8 Höhlen unbewohnt blieben. Häufig zerbrechen sich die Fußgänger den Kopf darüber, auf welche Weise die kleinen Kerle aus ihrer luftigen, bis sieben Meter hohen Wiege heruntergelangen. Dies geschieht sehr einfach. Mutter steht unten und lockt, und eins nach dem andern der kleinen Wesen wagt den Sprung ins Leben bzw. Wasser. Selbst Sprünge auf chaussiertem Weg schaden ihnen nichts. Leider nur langsam geht die Vermehrung der reizenden Brut- und Mandarinenten im Tiergarten vor sich, obwohl genügende Brutpaare vorhanden sind. Die Unfruchtbarkeit der Eier ist am meisten schuld daran. Von drei Gelegen mit sieben bis acht Eiern war beispielsweise nicht ein Ei befruchtet. In diesem Jahr ist das Resultat allerdings etwas günstiger; führt doch eine Brutente

auf dem Neuen See zehn Junge. So besorgt die Ente um ihr eigenes Schof ist, so blutdürstig ist sie andern Jungenten gegenüber. Verfasser sah, ohne es durch sofortiges Einschreiten verhindern zu können, wie eine Brutente zwei fremde junge Brutenten, die in ihr Schof gekommen waren, durch Schnabelhiebe ins Jenseits beförderte.

Die verschiedenen Entenarten halten sich übrigens streng gesondert. Dies kann man besonders bezüglich der Brut- und Mandarinenten an der Löwenbrücke beobachten. Sie dulden unter sich keine deutschen Wildenten, andererseits dringen sie auch nicht in deren Reviere ein. F.

Biber in der Mark. Amtsgerichtsrat Julius Haeckel: „Neues vom Jagdschloß Stern“ (Nr. 311 der Mitt. des Vereins für die Geschichte Potsdams, 1912) schreibt S. 4: „Seine beiden Vorgänger (d. h. König Friedrich Wilhelms I.) hatten hinter dem Weinberg auf dem Brauhausberge bei Potsdam einen fest eingehetzten Tiergarten unterhalten, der die Ravensberge einschloß und die Hälfte der Tornowhalbinsel. Auf der Suchodoletzschen Karte von 1685 ist er bereits verzeichnet. In ihm waren auch bei Neuendorf in der Nüthe Biber angesetzt, die von Friedrich Wilhelm I. noch geschützt, von Friedrich dem Großen 1765 freigegeben, schnell ausgerottet wurden.“ Es mag erinnert werden, daß Babelsberg bei Potsdam, Babertsberg, Bobersberg und wie die Volksnamen lauten, soviel als Biberberg bedeutet, weil auch dort in Vorzeiten der Biber in der Havel vorgekommen sein soll. An dasselbe größte Nagetier Europas erinnern folgende Ortsnamen unserer Provinz: Biberteich in Weststernberg und Bibersdorf, Kreis Lübben, eine Ausbuchtung der Spree bei Treptow heißt das Biberloch. Vielleicht hängen mit Biber zusammen Babe Kreis Ostprienitz, Babo Kreis Sorau, Babert (Bawert) Kreis Königsberg N-M und Beveringen Kreis Ostprienitz. Ebenso Bobermühle Kreis Krossen, Boberow Kreis Westprienitz, der Baberowsee bei Rheinsberg, Bobersberg Kreis Krossen, u. s. f.

E. Friedel.

Woher die Hardenberg-Büste in der Dorotheenstädtischen Kirche stammt? Der Fürst und Staatskanzler Karl August von Hardenberg machte vom Kongreß zu Verona aus eine Reise, ward in Pavia krank und starb zu Genua 1822 am 26. Nov. Im Jahre 1824 errichtete ihm in der Dorotheenkirche zu Berlin der Graf de la Rivallière aus Paris ein Denkmal, zu welchem die Büste Hardenberg's von Wichmann gearbeitet war. — Der Graf Friedrich August von Hardenberg geb. 11. Dezember 1770 hat mit dem Vorgenannten Nichts und mit der Dorotheenstädtischen Kirche nur insofern etwas zu tun, als er nach dem Totenregister der letzteren Bd. 7. S. 269. Nr. 291 Unter den Linden Nr. 33 gestorben und auf dem Kirchhof am Oranienburger Tor (hinter dem Kirchgitter) beigesetzt ist. Nach einer dem Küster Wobschal mündlich gewordenen Mitteilung ist die Leiche später nach Neuhardenberg a. d. Ostbahn, Kreis Lebus, in der Nähe von Cüstrin überführt

worden. Die Familie Hardenberg ist sehr verzweigt und die genealogischen Verhältnisse sind in Folge dessen sehr verwickelt. Der letztgenannte Hardenberg war Kgl. Preuß. Wirklicher Geheimerat. E. Fr.

Bücherschau.

Berliner Kalender her. vom Verein für die Geschichte Berlins. Berlin (Oldenbourg). Wie in den Vorjahren hat der Verein für die Geschichte Berlins seinen „Berliner Kalender“ für das Jahr 1914 erscheinen lassen. Georg Voß hat in dem erzählenden Teil unter dem Titel: „Berliner Erinnerungen aus der Zeit der Befreiungskriege“ eine Reihe von belehrenden Aufsätzen zusammengestellt. Suder erzählt von dem Einzug der Truppen in das festlich geschmückte Berlin im August 1814; Frensdorf veröffentlicht einen Brief Fouques, der vom Tode der Königin Luise mancherlei zu erzählen weiß; Holze, Beringuier, Kunzendorf, E. Römer haben Aufsätze über Fichte und Iffland, E. T. A. Hoffmann, Achim von Arnim und die christlich deutsche Tischgesellschaft und über die französische Kolonie beigesteuert. Zeichnungen von Knötel und eine Reihe Bilder ergänzen den Inhalt des Kalenders in glücklicher Weise. H.

Marie Luise Bartz: **Alleweg gut Zollern!** Drei vaterländische Erzählungen für Jugend und Volk. Altenburg S.-A. Stefan Geibel Verlag. 1,20 M.

Ein Stück preußischer Geschichte wird in den Erzählungen lebendig. Die unermüdliche Fürsorge des alten Fritz für das Land und seine Bewohner, die Güte der schwergeprüften Königin Luise, die Not des Landmannes während der napoleonischen Fremdherrschaft lernen wir in heiteren und ernsten Geschehnissen kennen. Ein liebenswürdiger Humor gibt der anschaulichen und spannenden Darstellung einen eigenen Reiz. Ein billiges und empfehlenswertes Jugend- und Volksbuch. H.

Geographischer Bilderatlas aller Länder der Erde. Herausgegeben von Prof. Dr. Hans Meyer und Dr. Walter Gerbing. — Teil I: Deutschland in 250 Bildern, zusammengestellt und erläutert von Dr. W. Gerding. Geb. 2,75 M. Leipzig, Wien Bibliogr. Institut. — Der Herausgeber hat 250 Bilder deutscher Landschaften zu einem geographischen Atlas zusammengestellt. Die Auswahl ist sehr geschickt, auch die Ausführung ist meist gut. Der Hauptwert des Atlas scheint mir in den beigegebenen Erläuterungen zu liegen, die kurz, klar und verständlich die Landschafts- und Siedlungsformen behandeln und auf das geographisch Sehenswerte aufmerksam machen. Eine ausführliche Einleitung sucht zu verständnisvoller Anschauung und zu vergleichender Betrachtung der Landschaften hinzuführen. Das Werk wird ein nützliches Hilfsmittel für den Unterricht und ein wertvolles Hausbuch werden. Leider ist gerade die Bildergruppe, die die Landschaften der Mark

Brandenburg bringt, nicht sehr glücklich zusammengestellt. Die Bilder der Endmoränenlandschaft bei Chorin und Oderberg, der Luchlandschaft zeigen die Eigentümlichkeiten dieser Landschaftsformen nicht deutlich. Mit Recht wendet sich Gerbing gegen die Bezeichnung „Norddeutsche Tiefebene“, mit demselben Recht aber muß man seine Bezeichnung „Flachland“ ablehnen. Der beste Ausdruck ist doch wohl „Norddeutsches Tiefland“, der den Charakter unserer Heimat wiedergibt, ohne den Begriff der Ebene und des Flachlandes zu enthalten.

Heinz.

E. P. Reimann: **Das Tabaksmonopol Friedrichs des Großen.** Veröffentlichungen des Vereins für die Geschichte der Mark Brandenburg. Dunker und Humblot. München und Leipzig 1913. 9,40 M — Die Darstellung umfaßt die Geschichte des preußischen Tabakwesens von 1640 bis 1880 und behandelt besonders eingehend die Zeit Friedrichs des Großen. Nach einer kurzen technologischen Einleitung, die den Anbau und die Verarbeitung des Tabaks einst und jetzt darstellt, lernen wir die Entwicklung des Tabakgewerbes bis 1765 und seine Einordnung in das preußische Wirtschaftsleben kennen. Nach dem Frieden 1763 sieht sich Friedrich d. Gr. gezwungen, um seine Staatseinnahmen zu erhöhen, neben anderen Unternehmungen auch ein Tabaksmonopol zu gründen, das aber noch vor Ablauf eines Jahres in Geldschwierigkeiten kommt. Nach der Sanierung durch die französischen Regisseure steigt dank der unermüdlichen Fürsorge des Königs allmählich der Reingewinn aus dem Monopol bis zu 1½ Millionen Taler. Die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms II. bringt die Aufhebung des Monopols, ein Versuch, 1797 das Tabaksmonopol wieder einzurichten, scheidet an dem Widerstande der Kaufleute und der Beamten. Wir lernen durch diese Veröffentlichung einen wichtigen Zweig des friederizianischen Wirtschaftssystems kennen. Doch hätte die Geschichte des Tabaksmonopols klarer in die Entwicklung der preußischen Wirtschaftsgeschichte eingeordnet werden können. Die Form der Darstellung läßt manches zu wünschen übrig: eine straffere Gedankenführung, eine Einschränkung der Zitate hätten die Darstellung lesbarer gemacht. Ein ausführliches Inhaltsverzeichnis und ein Namenregister erleichtern die Benutzung.

Heinz.

Inhalt des XII. Jahrgangs 1913/14.

	Seite
A. Aufsätze.	
Friedel E. Zur Geschichte der Ziegelstrasse in Berlin	9
" Von Alt-Rixdorf zu Neukölln	57
Lemke E. Kulturgeschichtliches über die Citrone	72
Rössler: Altberlinische Erinnerungen	1
B. Abbildungen.	
Alte Postsäule in Buchholz bei Treuenbrietzen	28, 29
C. Bücherschau.	
Berliner Kalender	187
Bartz: Alleweg gut Zollern	187
Bölke: Die Geschichte eines Flämingsdorfes	144
Fischer, G.: Landeskunde der Mark Brandenburg und Berlins	48
Friedel, E.: Grossberliner Kalender	108
Geographischer Bilderatlas	187
Kern: Preussische Geschichte	107
Kotzde: Wilhelm Drümers Siegesgang	108
Krabbo: Regesten der Markgrafen von Brandenburg	109
Reimann: Das Tabaksmonopol Friedrichs d. Grossen	188
Wagner, C.: Natur und Heimat	107
Wütschke: Erdkundliches Lesebuch für höhere Schulen	47
Zehme, A.: Germanische Götter- und Heldensagen	47

Alphabetisches Inhaltsverzeichnis.

- Agenda Hertzog 92.
 Albrecht, Rektor 161.
 Alexis, Willibald, Denkmal 70.
 Alleweg gut Zollern 187.
 Allgemeines 23, 49, 67, 86, 113, 128, 146.
 Altberlinerische Erinnerungen 1.
 Alt-Rixdorf und Neukölln 57.
 An mein Volk 104.
 Anrede 1815 106.
 Arnim, Otto Alexander von 133.
 Aschinger Aktiengesellschaft 81.
 Ausstellung, patriotische 129.
 Baillieu, Geh. Archivrat 104.
 Beringuier, Amtsgerichtsrat 89.
 Berlin, Plan von 54.
 Berlin, Verein für die Geschichte 89.
 Berliner Kalender 187.
 Bernsteinstück 137.
 Biber 186.
 Bilderatlas 187.
 Bildliches 34, 54, 70, 92, 119, 140, 149.
 Blomberg, Freiherr von 131.
 Brandenburger Tor, Geschichte 34.
 Brendicke, Dr. Hans 138.
 Charlottenburg, Vergrößerung 3.
 Citrone, Kulturgeschichtliches 72.
 Conwentz, Dr. Geh. Reg.-Rat 25.
 Dach, Simon, Dichter 70.
 Dähme, Heimatbuch 147.
 Dennewitz, Gedenkhalle 92, 182.
 Dobschütz, General von 106.
 Dorotheenstädtische Kirche 87.
 Eberswalde in Sage 69.
 Eckstein, Prof. Dr. 143.
 Ehescheidungen 144.
 Eichberg, Fritz 139.
 Eiskanal 46.
 Entenzucht 50.
 Entomologisches Museum 65.
 Erbrecht, Testament etc. 90.
 Erkler, Museumsverwalter 70.
 Farbenphotographien 93.
 Fenster ohne Fensterkreuz 80.
 Fiebelkorn, Dr. M. 24.
 Fischer, Prof. Dr. Heinrich 48.
 Fischereiverein 25, 50, 68, 90.
 Flämingdorf, Geschichte 144.
 Flügeltelegraph 8.
 Foerster, August 27, 39, 42, 55, 65, 70, 81, 98.
 Foerster, Fräulein von 67, 86, 113.
 Frey, Heinrich 49.
 Friedel, E., Geh. Reg.-R., 9, 18, 23, 44, 46, 49, 53, 57, 64, 65, 67, 86, 95, 98, 108, 113, 122, 128, 146, 155, 160, 177, 184.
 Friedrich d. Gr., Dichtungen 70.
 Frohnau, Gartenstadt 17.
 Garnisonleben, Berliner und Potsdamer 98.
 Geologisches Wanderbuch 69.
 Gericke, Wilh., Stadtverordneter 55.
 Germanische Götter- und Heldensagen 47.
 Geschichte Berlins, Verein f. d. 37.
 Geschichte der Mark Brandenburg 26, 31.
 Geschichte Potsdams 34.
 Gysel van Lier 95, 119.
 Glockenaberglauben 102.
 Glücksmann Bürgermeister 88.
 Goerke, Franz 96.
 Goetze, Prof. Dr. 90.
 Groeben, Otto Friedrich von 120.
 Grossberliner Kalender 53, 108.
 Grossgermanische Kultur 51.
 Guben, Stadtmuseum 81.
 Güterpreise 16.
 Gutsanlage in Gassen N.-L. 45.
 Haeckel, Julius, Amtsgerichtsrat 34.
 Handtmann, Pfarrer 89, 93.
 Hardenberg-Büste, die 186.
 Hebewerk bei Liepe 44.
 Hehn, Viktor v. 73.
 Heilige Männer 79.
 Heil unserm Könige 64.
 Heimatbücher, Berliner 138.
 Heimatschutz 24.
 Heimatspiele 23.

- Heinz, Dr. Georg 188.
 Heldinnen 1807—1815 33, 91.
 Hertzog, Rudolf, Ausstellung 92.
 Hintze, Prof. Dr. Otto 103.
 Hoffmann, E. P. A. 52.
 Hohenzollern-Jubiläum 117.
 Hohenzollern und der Adel 103.
 Humor im Amtsgericht 110.
 Hummel, Familie 150.
 Hundestatistik 175.
 Jentsch, Prof. Dr. 89, 134, 146.
 Joachims II., Übertritt 30.
 Kaiser Wilhelm Gedächtniskirche 122.
 Kaninchen, wilde 110.
 Kassenbericht 117.
 Kelling, Hofrat 177.
 Kerkow, Rechnungsrat 34, 70.
 Kern, K. 107.
 Kirschner, Oberbürgermeister 24.
 Klosterkirche 91.
 König, Eberhardt 70.
 Kotzde, Wilh. 108.
 Kraatz, Prof. Dr. 65.
 Krabbo, Prof. Dr. 31.
 Kreideweiss, Tempelhof 3.
 Kühnlein, Max 32.
 Kulturgeschichtliches 25, 51, 68, 90,
 117, 138, 147.
 Kurhut, Weg zum 32.
 Kurz, Aug. 90.
 Kunstdenkmäler 90.
 Kunstwerke, städtische 159.
 Landeskunde d. Mark Brd'bg. 48.
 Landeskunde von Deutschland 104.
 Lemke, Elisabeth 55, 72.
 Lesebuch, erkundliches 47.
 Lenzen, a. Elbe, Wanderfahrt 172.
 Lichterfelde, Wanderf. 156.
 Löcknitz, Tal 49, 177.
 Märzrevolution in Berlin 7, 33.
 Manteuffel, Otto Freiherr von 146.
 Marmorpalais 41.
 Maurer, Hermann 68.
 Menzel, Dr. Hans 69.
 Merbach, Alfred 34.
 Michaelson, Frl., Dr. 42.
 Mielke, Prof. Rob. 32, 55.
 Mietspreise in Berlin 7.
 Mischehen 160.
 Moabiter Berg 76.
 Moedlich, Dorf 173.
 Monke O., Rektor 53, 63, 69, 80, 93,
 153, 169.
 Müller, Hans von 52.
 Muhs, Pfarrer 31.
 Näpfchen, d. 63.
 Naturdenkmalspflege 25.
 Natur und Heimat 107.
 Naturkunde und Technik 25, 50, 68,
 90, 116, 137, 147.
 Nauen-Markau, Wanderfahrt 152.
 Netto, Dr. Friedrich 39, 98, 113.
 Neuer Garten, Besichtigung 39.
 Noël, Major z. D. 34, 91.
 Offermann, Paul 55.
 Otto, Markgraf mit dem Pfeil 139.
 Patrizierhaus, Breitestr. 11, 42.
 Persönliches 24, 49, 68, 89, 114, 146.
 Plack, Schatzmeister 147.
 Pniower, Prof. Dr. 129.
 Porzellan, Erfinder des 110.
 Postsäulen, alte 27.
 Potsdamer Sagen und Märchen 93.
 Prähistorische Zeitschrift 68.
 Preussische Geschichte 107.
 Raupach, Dramatiker 36.
 Recke, Oberpfarrer 30.
 Regesten der Markgrafen 109.
 Reichhelm, Zahnarzt 27, 35.
 Reichspostmuseum 98.
 Riesenblöcke des Flämings 35.
 Rönnebeck, Schatzmeister 147, 171.
 Rössler, Julius I.
 Ruderboot, altgermanisches 52.
 Runze, Pfarrer 89.
 Russische Galeere 51.
 Schenk, Ernst 24.
 Schleusentreppe bei Liepe 44.
 Schlieben, Graf von 18.
 Schmetzdorf, Gräberfeld 52.
 Schmidt, Rud., Redakteur 69.
 Schöllerscher Park 111.
 Schöneberg, Verstadtlichung 2.
 Schwechten, Baurat 123.

- Seidel, Dr. P. 42.
 Selbstmorde in Berlin 143.
 Sichel, Architekt 140.
 Siefert, Oberstl. z. D., von 34.
 Solger, Prof. Dr. 55, 114.
 Stadtflagge, neue 160, 184.
 Stadttor, das 140.
 Steinkohlengas 117, 154.
 Steinkreuze 91.
 Sternberger Horst d. 9, 175.
 Sternwarte, ehemalige 8.
 Stroehne, die Mundart von 139.
 Störche, die letzten 143.
 Sublevationsbeiträge 111.
 Tabaksmonopol 188.
 Tabaksspinnergewerk 103.
 Teilung der Mark 31.
 Teltower Kanal 106.
 Tivoli, Vergnügungsort 3.
 Tschirch, Prof. Dr. 30, 105.
 Uhles, Geh. Justizrat 67, 87, 175.
 Upstall, Bedeutung 109.
 Versammlungen 17, 23, 39, 42, 49, 65,
 67, 81, 86, 113, 122, 128, 145, 152,
 154, 156, 161, 170, 172, 175, 177, 182.
 Viktoria auf dem Brandenburger Tor
 176.
 Vogelwelt 105.
 Voigt, Ch., Admiralstabssekretär 51,
 70, 120.
 Volksmedizin 63.
 Wagner, Clemens 107.
 Wehre und Schleusen der oberen
 Spree 45.
 Weinling, Familie 90.
 Werder, Wanderfahrt 161.
 Wermuth, Exzellenz 25.
 Wienecke, Friedrich 64, 79, 103.
 Wildenten im Tiergarten 185.
 Wilhelm Drömers Siegeszug 108.
 Wolfsjagd in der Mark 16.
 Wrangel, Feldmarschall 6.
 Wusterwitz und Haftitz 105.
 Wütschke, J. 47.
 Zache, Prof. Dr. 175.
 Zahnärztliches Institut 145.
 Zehme, Arnold 47.
 Zehrendorf, Truppenübungsplatz 106.
 Ziegelstrasse, Geschichte der 9.
 Zimmermann, Pfarrer 92, 182.



Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender
 haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
 Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei G. m. b. H., Berlin, Bernburgerstr. 14.

arg



Universität
Potsdam



Universitäts-
bibliothek

Inventarnr.



16003303

